ARCHIVEXEMPLAR
KEIN VERLEIH
INFOLADEN LEIPZIG

Weg und Ziel

Marxistische Zeitschrift

Infoladen
Koburger Str. 3 · 04277 Leipzig
Telefon (0341) 3 02 65 04
www.nadir.org/infoladen_leipzig

Mensch-Maschinen-Geister

Nr. 1 ● 1995 53. Jahrgang Einzelpreis 40 Schilling

Wer war der Täter?
Faszination des Krimis

Sind Krimis nur „Trivialliteratur"?
Diskussion und Lesung mit

Lutz HOLZINGER, Journalist und (Krimi-)Autor
Monika PELZ, Krimiautorin

Mittwoch, 22. März 1995, 20 Uhr

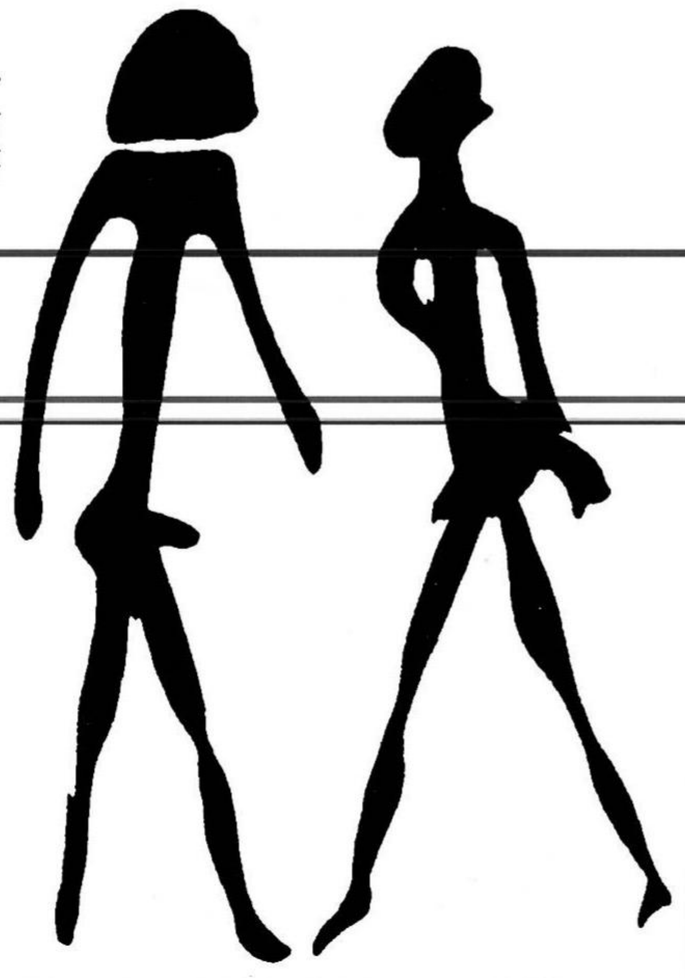
SIEBENSTERN
1070 Wien, Siebensterngasse 31, Ecke Mondscheingasse

»Weg und Ziel«-LeserInnen-Forum
WIE politisch ist das Private?

Diskussion des Schwerpunkts „Individualisierung/Entfremdung" Nummer 4/1994

Susanne **JALKA**, Sexualpsychologin, Autorin des Buches „Schmerzlust", Hamburg 1992
Friedhelm **KRÖLL**, Soziologe, Autor des Beitrags „Individualisierung. The Alienation goes on."
In: »Weg und Ziel« 4/1994 und 1/1995
Ursula **KUBES-HOFMANN**, Philosophin, Literaturwissenschafterin, Redakteurin der Frauenzeitschrift [SIC!]
Franz **SCHANDL**, Historiker und Publizist, Autor des Beitrags „Dialektik der Dessous. Über Unterwäsche und Kapitalismus, Ästhetik und Objekt, Geschlechter und Sexualität. Eine erste Versuchung."
In: »Moderne Zeiten« Nr. 5, Dez.1991/Jän.1992
Maria **WÖLFLINGSEDER**, Pädagogin, Autorin des Beitrags „Das Private ist politisch." In: »Weg und Ziel« 4/1994

Diskussionsleiter:
Julius **MENDE**, Zeichenlehrer, Autor des Beitrags „Ein Rest von Sinnlichkeit. Oder: Emanzipatorischer Abfall am Rande der Sexwelle?" im Buch „Von der Last der Lust. Sexualität zwischen Liberalisierung und Entfremdung" hg. v. Josef Christian Aigner und Rolf Gindorf, Wien 1986



Malerei, Tsisab-Schlucht, Südafrika, etwa 3.000 Jahre alt

Freitag, 31. März 1995, 19 Uhr,
AERA (vormals: VEGA),
1010 Wien, Gongazagasse 11

Ab 22 Uhr: FEST

mit DJ Werner ZIPS (Ragga Jungle) und
Ulli FUCHS (Quer durch die Jahrzehnte)

Eat, Drink, Man, Woman — and dance till ....

Weg und Ziel

Marxistische Zeitschrift

Herausgeber:
Kommunistische Partei Österreichs

Redaktionskomitee:
Dr. Winfried Garscha
Dr. Günter Klodner
Mag. Julius Mende
Dr. Wolfgang Priglinger
Helmut Rizy
Dr. Maria Wölflingseder

Achtung neue Adresse:

Abonnement, Vertrieb und Redaktionsadresse:
Karin Springer, KPÖ,
Trattnerhof 2/14,
1010 Wien,
Tel.: 0222/533 60 23

Bürozeiten:
Mo – Fr. 13 – 16^{30}

Erscheinungsweise:
fünfmal jährlich

Abonnement-Preise:
5 Hefte 200,- S; 35,- DM

Lay-out:
Michael Baiculescu,
Werkstatt für digitales Gestalten

Druck:
Druckerei Gerstmayer
Ges.m.b.H., Schönbrunner
Straße 215

Die nächste Nummer

erscheint Anfang Mai 1995

Themenschwerpunkt: Politisches System

Inhalt

Nr. 1, Februar 1995, 53. Jahrgang

ZUR GESCHICHTE DER KPÖ

Fritz KELLER: Die KPÖ 1945 bis 1955 2

THEMA: MENSCH- MASCHINEN- GEISTER

Julius MENDE: Einleitung 10

Jim DAVIS, Michael STACK: Wissen in der Produktion 11

Peter FLEISSNER: Vom Glück und Ende der Arbeitswerttheorie 21

Kurt FUCHS: Lean Production 26

Adam SCHAFF: Was muß die Linke wissen? 36

Peter MANDORFER: Bringt der Abschied vom Fordismus eine größere Selbstbestimmung der Arbeiter? 40

Hubert SCHMIEDBAUER: Von Macht und Gewalt in der Arbeitswelt 42

Margit POHL: Angepaßte Technologie oder: Geschlechtertausch auf Knopfdruck 44

Chrilly DONNINGER: Vom Trampelpfad zur Informationsautobahn 49

INDIVIDUALISIERUNG • ENTFREMDUNG • GEWALT

Friedhelm KRÖLL: Individualisierung – The Alienation goes on 55

LITERATUR

Helmut RIZY: Über den Widerstand im Salzkammergut 62

Leserbriefe 64

Titelbild: „Eine recht naive Vorstellung von Hubschrauber, 1888."
Aus: Walter Conrad, Technische Kuriositäten

Die KPÖ 1945 bis 1955[1]

Fritz KELLER

Als die Führung der KPÖ, verkörpert durch den Parteiobmann Johann Koplenig und Ernst Fischer, an einem Aprilmorgen des Jahres 1945 „als politisches Zubehör“[2] nach Österreich eingeflogen wird, ist die bürokratische Hegemonie der Besatzungsmacht über die Partei total.

Lokale Kommandanten der Roten Armee installieren während des Vormarsches einfach Kommunisten oder Personen, die sich als solche ausgeben), als Bürgermeister und Hilfspolizisten – in Wien amtiert so für kurze Zeit der während des spanischen Bürgerkrieges von der Sozialdemokratie zur KPÖ übergetretene Rudolf Prikryl. Die sich bildenden Bezirksleitungen der KPÖ sind „in vielen Fällen [...] faktisch [...] Vollzugsorgane [...] der sowjetischen Kommandaturen“. NKWD-Offiziere halten ihre Kontakte, die sie in den Antifa-Schulen mit Kriegsgefangenen geknüpft haben, die jetzt KPÖ-Funktionäre sind, aufrecht. Die sowjetischen Besatzungsbehörden richten neue Schulen dieser Art in Österreich ein. Vertreter der politischen Abteilung der Roten Armee nehmen sogar als Beobachter an den Sitzungen des Zentralkomitees teil.[3]

Jalta

Koplenig und Fischer sowie eine Reihe anderer Genossen, die mit ihnen die Exilzeit in Moskau zubrachten, sind durch ein besonderes System der Loyalitäten und Abhängigkeiten miteinander verbunden: Sie haben gemeinsam den NKWD-Terror während der großen Säuberungen überlebt. Und sie verfügen als Gruppe bei ihrer Rückkehr eine relativ klare, mit den außenpolitischen Interessen der UdSSR akkordierte Konzeption: Anders als in der Zwischenkriegszeit soll die KPÖ sich loyal an einer gemeinsamen Regierung mit SPÖ und ÖVP beteiligen – und damit den außenpolitischen Vorgaben der Alliierten entsprechen. Die von den Kommunisten seit 1937 propagierte Theorie von der österreichischen Nation soll für diese Konzentrationsregierung alle Nicht-Nazis die staatspolitische Legitimation liefern. Wobei allerdings vorsorglich auch im Rahmen der Zusammenarbeit aller Anti-Nazis versucht werden soll, zentrale Bereiche der Staatsmacht, wie das Innenministerium, personell zu kontrollieren. Denn die KPÖ-Führung sieht sich bereits als zukünftige „Regierungspartei eines gar nicht so unsichtbaren sowjetischen Satelliten-Staates im Staat Österreich“.[4]

Zur Umsetzung dieses politischen Konzepts soll nach dem Vorbild der KPDSU eine streng hierarchisch gegliederte Organisation aufgebaut werden, die über eine gewisse Autonomie gegenüber der Besatzungsmacht verfügt. Institutionelles Kernstück der neuen KPÖ soll – entsprechend Stalins Parole „Die Kader entscheiden alles“[5] – eine zu schaffende Kaderabteilung als Schaltstelle der österreichischen Nomenklatura und Gedächtnis der Abweichungen werden.

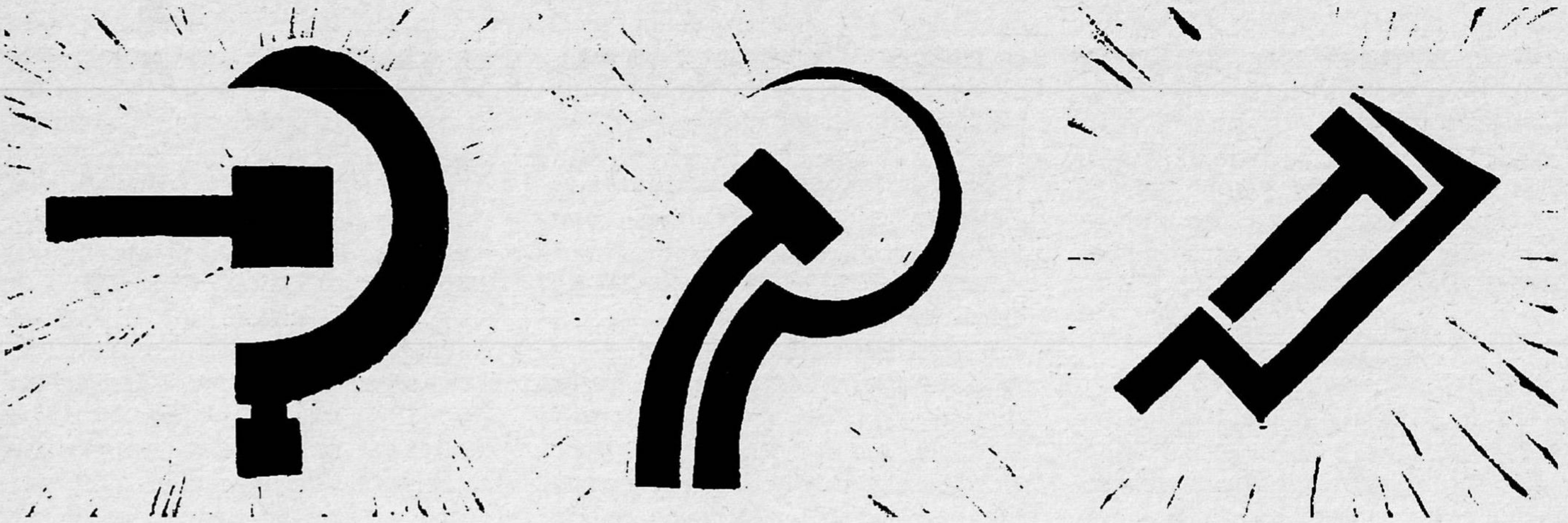
Regierungsbeteiligung

Tatsächlich wird Koplenig nicht nur Vizekanzler der neugebildeten provisorischen Konzentrationsregierung, sondern auch Angehöriger des „Politischen Kabinettsrates“, eines inneren Kreises, der dem Kanzler Karl Renner zur ständigen Beratung in allen politischen Fragen von grundsätzlicher Bedeutung beigegeben war. Fischer nimmt im Staatsamt d. i. Ministerium) für Unterricht und Propaganda seine Tätigkeit auf, Franz Honner wird Staatsrat für Inneres. Die KPÖ besetzt die Posten eines Vizepräsidenten der Wiener Polizei, des Leiters der Staatspolizei und eine stattliche Anzahl von Bezirkspolizei-Leitern sowie Bezirkshauptleute. Ein Großteil der Angehörigen der vier österreichischen Freiheitsbataillone, die im Rahmen der jugoslawischen Volksarmee gegen die Nazis kämpften, werden zunächst als (Hilfs-) Polizisten eingestellt.[6] Disziplin und Ausbildung dieser Kommunisten im Sicherheitsapparat lassen den späteren SPÖ-Innenminister Oskar Helmer vermuten, daß sie „bei der russischen Geheimpolizei das Polizistenhandwerk erlernt“[7] haben. Was Helmer nicht ahnt: Die KPÖ hat noch zumindest einen weiteren, hochrangigen sozialistischen Polizeioffizier für ihre Zwecke angeworben.[8]

Innerhalb der KPÖ legitimiert die „Mokauer Clique“[9] ihr hierarchisches Konzept durch ein der Realität wenig entprechendes Bild des antifaschistischen Kampfes. „An der Spitze dieses Ringens [mit dem Faschismus]“, heißt es dazu in einer der ersten legalen Publikationen der Partei, „stand das kampfgestählte Zentralkomitee als oberste Führung der Partei [....]. Hinter dem Zentralkomitee standen geschlossen die Funktionäre und Mitglieder der Partei im Kampf um Österreichs Freiheit.“[10] „Daß dazu ausgerechnet diejenigen herhalten“ müssen, „die für eine Zeit stehen, in welcher von diesen hierarchischen Strukturen am allerwenigsten zu spüren war, ist nur scheinbar ein Widerspruch. Denn das Andenken an die Toten, zumal angesichts ihrer Stilisierung zu strahlenden Helden“, unterbindet „jedes Nachfragen nach der Sinnhaftigkeit dieser oder jener Seite des Widerstandes [...]“.[11]

Parteiaufbau

Durch den Aufbau einer solchen ideologischen Tabuzone gelingt es dem langjährigen Zentralsekretär Friedl Fürnberg bis zum 13. Parteitag der KPÖ (April 1946) eine diesem Idealbild entsprechende Organisation aufzubauen. Die „aktiv arbeitenden Gruppen der Partei“, die „untereinander [in der Nazi-Zeit] keine oder nur lose Verbindungen hatten“,[12] werden jeder Eigenständigkeit beraubt; dadurch sinkt der Anteil der Frauen, die „zur Zeit des antifaschistischen Kampfes [...] einen hohen Anteil der Führungskaders“[13] stellten, in diesen Gremien rapid ab. Die in die KPÖ eingesickerten „organisierten Räuberbanden“,[14] mitunter auch „Nazis [...]“ werden „entlarvt und entfernt“.[15] Alle konkurrierenden Eliten – vor allem Exponenten jener „800 bis 1.000 Angehörigen der in Großbritannien tätig gewesenen [Emigranten-] Organisation“,[16] die nach Österreich zurückkehrten und Vertreter der Aktivisten aus der Illegalität – werden integriert oder ausgeschaltet. Vorsitzender Koplenig und der Zentralsekretär



P. Josef P.: Verpackung wovon? 78 Variationen (1917-1994)

Fürnberg setzen ihr „Monopol" auf „Kontakt zur Spitze der Besatzungsmacht"[17] durch.

Die neu aufgebaute Kaderabteilung wird von Heinrich Fritz, einem ernannten Parteivorsitzenden-Stellvertreter, der dafür allein dem Zentralsekretär Fürnberg unterstellt und verantwortlich ist, aufgebaut. Fritz ist mit dem kommunistischen Vizepräsidenten der Wiener Polizei und dem KPÖ-Innenminister persönlich verbunden. Als bürokratische Grundlage für seine Tätigkeit werden zumindest Teile der Aktenbestände der Internationalen Kontrollkommission der KOMINTERN nach Wien gebracht. Damit nicht genug „fordert diese Kaderabteilung die Genossen auf, ihre Erinnerungen an ihre illegale Tätigkeit schriftlich festzuhalten". Anlaß dafür ist „die Absicht, einmal die Geschichte der Partei und eine Geschichte des Widerstandskampfes zu schreiben".[18] Diese Geschichte erscheint nie, aber die Kaderabteilung häuft – trotz oder gerade wegen eines offiziellen Beschlusses, „alle Parteiverfahren, alle Parteiausschlüsse, -strafen und -rügen, die in die Zeit der Emigration fallen, für null und nichtig zu erklären"[19] - ein beträchtliches Herrschaftswissen an, das jederzeit fast beliebig zum Einsatz gebracht werden kann. Denn es war der GESTAPO während der Illegalität gelungen, den KPÖ-Apparat mit Agenten zu durchsetzen,[20] wodurch ein fast undurchdringlicher Dschungel gegenseitiger Beschuldigungen entstand: Wer waren diese Agenten? Wer hatte auf Dauer den mörderischen Verhören der GESTAPO nicht standgehalten und inwieweit verraten?

Die auf dem 13. Parteitag im Mai 1946 beschlossenen neuen Statuten definieren die Funktion der Kaderabteilung mit Hilfeleistung für das Politische Sekretariat, das nach 1956 „alle Anstellungen von politischen Funktionären in der gesamten Kommunistischen Partei Österreichs [...]" zu überprüfen hat. Leitungen auf jeder Ebene werden verpflichtet, „vor Anstellung eines politischen Funktionärs oder Redakteurs die Zustimmung des Politisches Sekretariates einzuholen".

Opposition in der KPÖ

Gegen die Konzeption der „Moskauer Clique" gibt es „natürlich anfänglich Widerstände [...] von Leuten, die im Land gewesen sind" – aber sie verschwinden „dann irgendwie in der Versenkung".[21] Von außen wahrnehmbar wird solche Opposition nur bei ganz seltenen Gelegenheiten. Etwa wenn der traditionsreiche Kommunistische Jugendverband in Freie Österreichische Jugend umbenannt werden soll.[22] Oder wenn der Zentralsekretär Fürnberg auf dem 13. Parteitag von Widerstand gegen die Ernennung Renners zum Regierungschef wegen seines Votums für einen Anschluß an Hitler-Deutschland spricht.[23]

Warum kann Koplenig auf einer Wiener Parteikonferenz am 13. Mai 1945 unwidersprochen erklären, daß „es unerläßlich ist, die Privatinitiative der Gewerbetreibenden, der Kaufleute und Unternehmer anzuspornen"?[24] Warum überrascht seine Erklärung gegen eine Planwirtschaft[25] anscheinend nur ÖVP und SPÖ? Warum führt nicht einmal die Nationalratswahl im November 1945, in denen sich die KPÖ entgegen den eigenen überzogenen Erwartungen[26] mit 174.257 Stimmen (5,4 Prozent, 4 Mandate) begnügen muß, zu sichtbaren oppositionellen Tendenzen?

Zur Beantwortung dieser Fragen muß man eine Reihe von Faktoren berücksichtigen.

1. Ausschlaggebend für diese kritiklose Hinnahme ist wohl die militärische Besetzung Österreichs, die für die meisten einen „dritten Weg", wie ihn die linken Sozialisten vorschlagen, politisch aussichtslos erscheinen läßt. Rote Armee, NKWD und die mit ihnen verbundenen Instanzen der KPÖ machen zudem schnell klar, daß sie weder vor Menschenraub noch vor anderen Repressalien zurückschrecken, wenn es um ihre politischen Interessen geht.

2. Als die KPÖ am 26. Mai 1933 von den Austro-Faschisten verboten wurde, war sie eine kleine Gruppe mit (nach eigenen Angaben) 6.813 Mitgliedern, ohne parlamentarische Vertretung. In den Jahren der Dollfuß-Diktatur entwickelte sie sich dann zur illegalen Massenpartei – mehr als 10.000 Mitglieder nahmen an den Treffen zu Vorbereitung des 12. Parteitages 1934 in Prag teil. Dieser Aufschwung endete abrupt mit dem Einmarsch Hitlers 1938, einerseits durch die Emigration, andererseits durch die Nazi-Schergen: Nicht weniger als 6.300 Personen wurden allein im Bereich des GESTAPO-Hauptquartiers Wien von 1938 bis 1943 als Kommunisten verhaftet; 364 wurden zum Tode verurteilt.[27] Diese Entwicklung führte nach 1945 zu einer für oppositionelle Regungen jeder Art äußerst ungünstigen Mitgliederstruktur: Aktivisten, die die KPÖ noch als egalitäre Kampfgemeinschaft in Erinnerung, die ihren Stalinisierungs-Prozeß noch bewußt miterlebt haben, sind kaum vorhanden. Wer den Faschismus buchstäblich überlebt hat, hat die undemokratische Schule der Illegalität

absolviert, Ereignisse wie die großen Säuberungen in der Sowjetunion und den Hitler-Stalin-Pakt zumindest in Kauf genommen, wenn nicht gebilligt. Und dieser harte Kern der KPÖ wird nach 1945 noch massenhaft mit in Schnellsieder-Kursen geschulten Opportunisten angereichert, deren bisheriges Leben sich in Kasernen und Schützengräben abspielte.

Bürokratisierung

3. In Kombination mit dieser für Oppositionelle ungünstigen Mitgliederstruktur muß noch das ungeheure Gewicht der angestellten Funktionäre gesehen werden: Binnen kürzester Zeit wird „ein Riesenapparat aufgezogen", allein „in der Partei über 400 Angestellte", nicht eingerechnet die Bezirksverteiler für das Zentralorgan »Österreichische Volksstimme«. Dazu kommen noch „jene Leute, die in den verschiedenen Massen- oder Nebenorganisationen beschäftigt [...] sind".[28] Zusammengehalten wird dieser Apparat durch ein ausgeklügeltes System von nicht offen deklarierten Privilegien. Dafür sorgt die sogenannte Wirtschaftsabteilung. Anfangs gibt es je nach Stellung in der Hierarchie Lebensmittel, Kleider, Wäschestücke, Wohnungen. Später entwickelt sich daraus ein ausgeklügeltes System finanzieller Zuwendungen und Urlaube in der Sowjetunion und volksdemokratischen Ländern.[29]

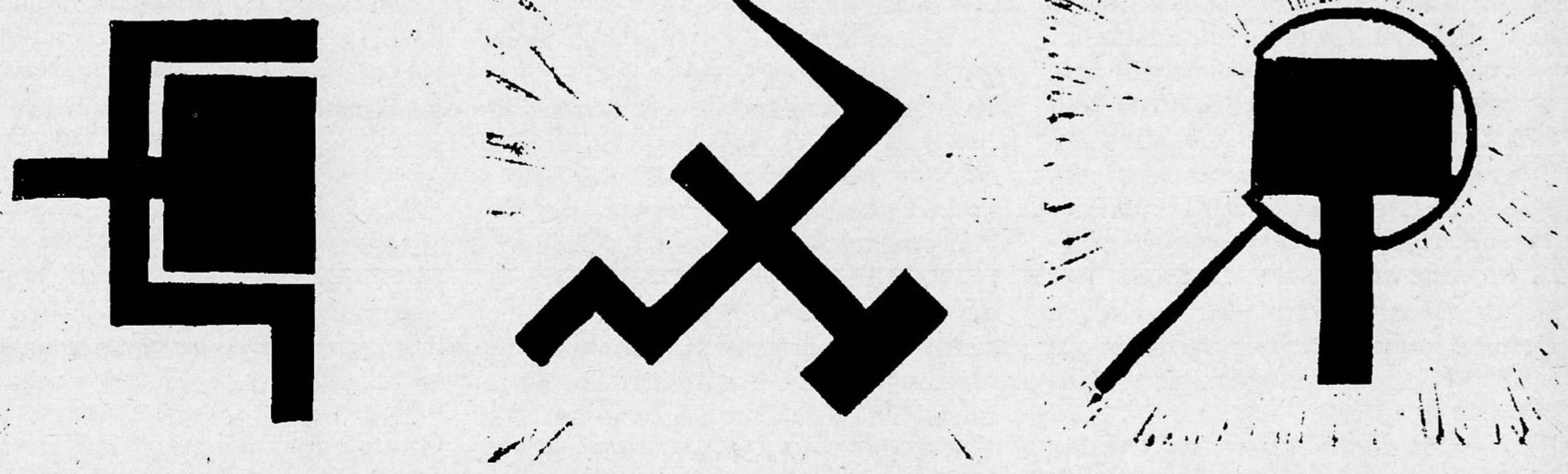
Der ideologischen Rechtfertigung nach dient dieses Heer der Parteiangestellten seine Existenz weiterhin den Aufgaben der radikalen sozialen Veränderung. Tatsächlich liegen die Existenz- und Legitimationsgrundlagen dieses Personenkreises allein in der Anwesenheit der sowjetischen Besatzungsmacht begründet. Nicht die Zahl der Mitglieder, sondern die Verwaltung der Betriebe des ehemaligen deutschen Eigentums in Österreich, kurz USIA genannt, und der Sowjetischen Mineralölverwaltung mit insgesamt 47.000 Beschäftigten, sind für diese Apparatschiks die Messer-und-Gabel-Frage, das wissen sie. Besser, sie können es ahnen. Denn offiziell gibt es nicht einmal einen Parteikassier. Der Leiter der Kaderabteilung Fritz gibt nur bei der Sitzung des Zentralkomitees, die einen Parteitag vorbereitet, einen Finanzbericht, der die Eingänge aus Mitgliedsbeiträgen und dem Kampffonds beziffert. Die eigentliche Parteienfinanzierung läuft über eine Finanzkommission, eine Institution, der statutarisch gesehen keinerlei Entscheidungsgewalt zukommt, die in der Realität „in ihren Entscheidungsmöglichkeiten über die des Polbüros oder des Sekretariats"[30] herausragt. Das Thema Finanzierung der KPÖ ist im übrigen intern tabu. Viktor Matejka, der es einmal wagt, nachzufragen, wird umgehend aus dem ZK entfernt.

Staatstragende Kommunisten

Das Konzept der „Moskauer Clique" führt nicht nur zu monolithischen Strukturen im Inneren. Die Kommunisten sind an „einer sehr autoritären Regierung [Renner]" beteiligt. „Die Regierungssitzungen" sind „geheim, es" gibt „keinerlei öffentliche Kontrolle".[31] Die Kommunisten „schweigen vor der Öffentlichkeit über manche Vorgänge, über die man nicht hätte schweigen dürfen".[32] Sie verteidigen die provisorische Regierung Renner sogar gegen einen versuchten Putsch von Angehörigen der konservativen Widerstandsbewegung „O5[=Österreich]" unter Führung des Ex-Majors Carl Szokoll.[33] Die Aufstellung einer neuen Wehrmacht scheint ihnen möglich.[34] Sie liefern ihren Koalitionspartnern die Lebenslüge der Zweiten Republik frei Haus, wonach Österreich und die Österreicher vor allem Opfer, nicht faschistische Täter waren.[35] Ihre staatspolitische Sorge gilt der territorialen Unversehrheit des Landes in Kärnten und Südtirol. Wenn die staatliche Administration schon dezentralisiert wird, dürfe das nicht auf Kosten der Autorität der Zentralverwaltung gehen – argumentieren sie.[36] Fischer erklärt Jesus zur Verwunderung vieler seiner Genossen zum Revolutionär, läßt katholische Privatschulen und das Prinzip zu, daß Schüler ohne religiöses Bekenntnis vom Religionsunterricht ausdrücklich abgemeldet werden müssen.[37] Ja, die KPÖ beschließt ein Wahlrecht mit, daß die Kandidatur kleiner Parteien äußerst behindert. Selbst nach den verlorenen Novemberwahlen 1945 fordert Koplenig von seinen Bündnispartnern nur „die Durchführung dessen, was die Regierungserklärung [des neuen Kabinetts unter dem ÖVP-Kanzler Leopold Figl] versprochen hat".[38]

Schon im Herbst 1945 werden außerdem zur Freude der rechten Sozialdemokraten alle Bestrebungen der Basis, eine Einheitspartei Sozialisten-Kommunisten zu gründen,[39] auch von der KPÖ-Führung torpediert, da die Kommunisten „in Ausführung eines Auftrages, den sie bei ihrem Flug nach Österreich mitbrachten, zuerst daran zu denken hatten, [...] eine starke Kommunistische Partei zu bilden".[40]

Insgesamt legt die „Moskauer Clique" mit ihrem Konzept also den Grundstein zu jenem spezifisch österreichischen Herrschaft-System Sozialpartnerschaft/große Koalition.[41] Schlimmer noch ist, daß 95 Prozent der Österreicher die KPÖ binnen kurzem



als „Russenpartei“ ansehen, als die Statthalterin jener, die Frauen vergewaltigen, Fabriken demontieren und die Kriegsgefangenen nicht heimlassen. Dieses Image bleibt an den Kommunisten selbst dann haften, wenn sie ausnahmsweise wirklich Moskauer Direktiven zuwiderhandeln: So etwa, wenn die kommunistischen Abgeordneten einem Verstaatlichungsgesetz zustimmen, obwohl aus der einseitigen Beschränkung dieses Gesetzes auf das unter russischer Verwaltung stehende ehemalige deutsche Eigentum eine gegen die Sowjets gerichtete Spitze unverkennbar ist. Oder wenn das Verhältnis der KPÖ zu den „Ehemaligen“, den 600.000 Ex-Nazis, entgegen der landläufigen Meinung, durch ein Schwanken zwischen Gnade und Verfolgung bestimmt ist.[42]

Kalter Krieg

Nach dem offenen Ausbruch des Kalten Krieges verstärkt sich dieser Trend zu Identifikation der KPÖ mit russischen Interessen noch. Dafür ist einerseits die massive anti-kommunistische Propaganda verantwortlich. Andererseits liefert die KPÖ dieser Propaganda ständig neue Nahrung. Als nach dem Scheitern der ersten Staatsvertrags-Verhandlungen ÖVP-Kreise im Mai 1947 bei der KPÖ vorfühlen, um zu erkunden, unter welchen Voraussetzungen eine Erfüllung der österreichischen Wünsche zu erwarten sei, nennt Fischer in informellen Gesprächen Bedingungen: eine Regierung ohne zwei prononciert anti-kommunistische Minister,[43] wahrscheinlich auch die Ernennung einer der KPÖ wohlwollend gesonnenen Persönlichkeit zum Bundeskanzler.[44] Die Verhandlungen platzen. In der Öffentlichkeit entsteht der Eindruck, die KPÖ versuche, eine Volksdemokratie durch die Hintertür einzuführen.

Fellow traveller

Im November 1947 scheidet dann der letzte kommunistische Minister im Zuge eines Währungsgesetzes aus der Regierung aus. Die KPÖ, nun ohne Verbündete, gründet mit Hilfe von „fellow-travellern“ selbst immer neue „unabhängige“ Vorfeld-Organisationen.

Den Anfang macht der 1948 aus der SPÖ ausgeschlossenen Zentralssekretär Erwin Scharf, der zunächst eine Zeitschrift »Vorwärts« herausgibt, aus der ein Jahr später eine Vereinigung fortschrittlicher Sozialisten und 1950 schließlich eine sozialistische Arbeiterpartei entsteht.[45] Einer gemeinsamen Kandidatur bei den Nationalratswahlen 1949 gehen Erklärungen der KPÖ voran, wonach „der nationale Standpunkt dem Klassenstandpunkt untergeordnet werden müsse“, daß sich die angepeilte Entwicklung der von der Volksdemokratie zum Sozialismus nicht harmonisch vollziehe und daß „die Grundformen der russischen Revolution überall Geltung besitzen“.[46] Was diese Formeln im Klartext bedeuteten, bekommen die Wähler an Hand der kommunistischen Machtergreifung in der Tschechoslowakei demonstriert, die die KPÖ eilfertig bejubelt.[47] Ihre Antwort ist eindeutig: Der Linksblock stagniert bei genau jenen 5 Prozent Stimmenanteil, den schon die KPÖ allein erreicht hatte.

Friedensbewegung

Nach einem internationalen Friedenskongreß in Paris wird 1949 ein Österreichischer Friedensrat gegründet, dem der Pastor Erwin Kock, die Schriftsteller Franz Theodor Csokor und Edwin Rollet, sowie der Obmann der von Bertha von Suttner gegründeten Österreichischen Friedensgesellschaft Universitätsprofessor Hans Thirring angehören. In der Folge unterzeichnen mehr als 800.000 Menschen den sogenannten Stockholmer Appell, in dem das Verbot der Atomwaffen als Massenvernichtungsmittel gefordert wird. Der Österreichische Friedensrat plant daraufhin für 6. Juni 1950 die Abhaltung eines Friedenskongresses in Wien. Sofort setzt massive Gegenpropaganda ein. Der Ministerrat spricht sich offiziell „gegen den Mißbrauch der Friedensidee“[48] aus – die Moskauer »Prawda« antwortet mit einem Artikel „Die österreichische Regierung im Dienste des Imperialismus“.[49] Die ÖVP läßt ein Großplakat mit einer Friedenstaube im KPÖ-Käfig affichieren – die KPÖ erwirkt ein Verbot dieser Anti-Werbung im Machtbereich der sowjetischen Kommandaturen.[50] Trotzdem tagt der Kongreß mit realtivem Erfolg, der aber nicht von Dauer ist. Da werden einmal in den Volksdemokratien Gesetze „zum Schutze des Friedens“ erlassen, die vor allem der Unterdrückung jeder politischer Opposition dienen. Dann wird Südkorea offensichtlich vom kommunistischem Norden angegriffen. Der Österreichische Friedensrat verteidigt dieses Vorgehen und fordert ultimativ einen Abzug der amerikanischen „Interventionstruppen“.[51] Enttäuscht ziehen sich Csokor, Thirring und Nikolaus Hovorka, der zugleich geschäftsführender Präsident der Österreichisch-Sowjetischen Gesellschaft ist, aus der Organisation zurück. Ihnen folgt der Universitätprofessor für Völker- und Kirchenrecht Heinrich Brandweiner, der Mitglied der austrofaschistischen Vaterländischen Front, der illegalen NSDAP und Oberstabsrichter beim Oberkommando der Wehrmacht gewesen war,[52] als Gallionsfigur nach. Die SPÖ, die selbst oft von der KPÖ wegen ihrer Avancen in Richtung Ex-Nazis angeprangert wird, ergreift freudig die Gelegenheit, auf Brandweiners faschistische Vergangenheit hinzuweisen.[53] Die »Österreichische Volksstimme« bestreitet in Schlagzeilen das Unleugbare.[54]

Unterdessen werden die von einem eigenen Werkschutz[55] bewachten USIA-Betriebe zu einem Staat im Staat ausgebaut. Die aus der westlichen Emigration kommenden Genossen, von denen nur ganz wenige Zutritt in höhere politische Positionen der KPÖ fanden, werden hier entschädigt. In Verbindung zu den USIA-Betrieben schaffen sie ein Netzwerk von über 300 den Osthandel kontrollierenden und monopolisierenden Firmen. Im Vordergrund dieser Aktivitäten stehen weder die sozialen Errungenschaften, noch weniger „die ständige Entwicklung der innerbetrieblichen Demokratie“,[56] sondern die Profit-Maximierung für die Erhaltung des immer teurer werdenden Parteiapparates.

Volkskultur

Dieser Staat im Staat verfügt sogar über eine eigenen Kultur: Die Avantgarde, deren Exponenten sich oft auf der Seite der Linken engagierten, wird jetzt generell verdammt und ein „Realismus in der Kunst“ gefordert. Auf Einwände, auch Hitler hätte eine ähnliche Position gegen die „entartete“ Moderne eingenommen, antwortete man lapidar: „Was Hitler meinte, ist für die Bildung unserer Meinung uninteressant“.[57] Gehorsam werden hier die weiteren Bocksprünge des Stalin-Intimus Shdanow über Kunst und Wissenschaft nachvollzogen. Da wird der „Kosmopolitismus“ als „Fluchtkomplex des gebildeten Deutschen“ verurteilt. Oder es heißt: „Unsere Literatur ist kein Privatunternehmen [...] alles wahre Geniale ist zugänglich [...].“[58] Der Hauskomponist und Musikkriti-

ker der KPÖ Marcel Rubin schämt sich nicht, im Wien Beethovens, Schuberts und Mahlers das Überhandnehmen symphonischer, „wortloser" Musik als „eine Abkehr von den Problemen, die seine Mitmenschen bewegen",[59] zu verdammen.

Die Real-Verfassung dieses Staates im Staat ist das Parteistatut. Wobei auf dem 14. (November 1948) und 15. Parteitag (November 1951) die Machtposition der Zentralinstanzen noch weiter gestärkt wird. Während bis dahin die Aufgaben und Kompetenzen der vom Zentralkomitee gewählten Gremien (Pol-Büro, Sekretariat, Org-Büro) im Statut festgelegt waren, wird nun „von einer eingehenden Regelung der Arbeit und der sogenannten [sic!] Kompetenzen abgesehen".[60] Das Zentralkomitee wird für die Zentrale Kontrolle verantwortlich gemacht, womit der zu Kontrollierende dem Kontrolleur vorsteht. Sichtbare Konsequenz dieser zunehmenden Hierarchisierung ist eine angeordnete Diskussion darüber, ob gegenüber Frauen oder Personen mit Rang wie Ministern oder Nationalräten nach wie vor das genossenschaftliche „Du" am Platz ist.[61] Die Kaderabteilung, die auf die Besetzung von Posten in Parteifirmen und Leitungsfunktionen in den USIA-Betrieben „maßgeblichen Einfluß" nimmt, wird „immer mehr zu einer Geheimabteilung".[62]

Säuberungen

Nach dem Bruch Stalin – Tito und der Gründung des KOMINFORM nimmt der Kult um Josef Stalin und seinen österreichischen Stellvertreter Koplenig einen für Außenstehende völlig unverständlichen Platz im Alltagsleben der KPÖ ein. Die Kaderabteilung entwickelt sich voll zur gefürchteten „Polizeiabteilung".[63] Ihr kommt jetzt die Aufgabe zu, die KPÖ vor dem „Klassenfeind" zu schützen, der versucht, „auch die politische Geschlossenheit der Partei [...] zu unterhöhlen, seine Agenten in die Reihen der Partei einzuschmuggeln, durch unsaubere Elemente die Partei in den Augen der Massen zu diskreditieren und Zersetzung in die Reihen der Partei zu tragen".[64] Von den KPÖ-Medien wird ein paranoides Weltbild vermittelt.[65] Ständig werden die Genossen zur Wachsamkeit[66] und Denunziation[67] aufgerufen. Wer suchet, der findet: Die Kaderabteilung säubert die zu einem beträchtlichen Prozentsatz aus Slowenen bestehende Kärntner Landesorganisation von titoistischen „Feinden", ohne Rücksicht auf Mitgliederzahlen und Wählerstimmen;[68] in der Steiermark wird zuerst ein „Titoisten-Nest" in der Grazer Eisenbahner-Betriebsorganisation, dann ein weiteres in der Bezirksorganisation Bruck an der Mur ausgeforscht und unschädlich gemacht...[69]

Oktoberstreik

Die Art Wachsamkeit erhöht jedoch nicht die Sensibilität für gesellschaftliche Unruhe. Am 25. September 1950 treten die Belegschaften wichtiger Linzer Großbetriebe gegen das vierte Lohn-Preisabkommen in den Ausstand. Der Ausstand greift auf Wien über und es entwickelt sich der größte Massenstreik in der Geschichte der Zweiten Republik. Zunächst springen die Kommunisten auf ein laufendes Pferd. Doch dann berichtet im Pol-Büro Fürnberg von „einer Besprechung mit sowjetischen Funktionären", die „unzufrieden und beunruhigt" sind: „Jeder Streiktag koste die USIA enorme Summen und treffe weniger die USIA als die sowjetische Planerfüllung."[70] Das Pol-Büro beschließt daraufhin, den Streik abzubrechen. Wobei zu dieser Entscheidung auch das in den Hirnen fest verankerte substitionalistische Organisationsmodell, der Glaube, der Streik bedürfe der organisatorischen Vereinheitlichung durch eine gesamtösterreichische Betriebsrätekonferenz, eine Rolle spielt.

„Nicht wenige kommunistische Redner, welche diesen unheilvollen Beschluß" befürworten, werden „niedergeschrien und angespuckt".[71] Der Versuch der KPÖ, am 4. Oktober 1950 den Flächenbrand des spontanen Generalstreiks noch einmal bürokratisch zu entfachen, scheitert. Die Regierungspropaganda über einen angeblich geplanten „kommunistischen Putsch" und die Boykottaufrufe des ÖGB verfehlen diesmal ihre Wirkung nicht. Wo dennoch gestreikt wird, schreiten die mit CIA-Mitteln ausgerüsteten Prügelgarden der Bau- und Holzarbeitergewerkschaft ein.

Die KPÖ verbucht nach dem Oktoberstreik 1950 – trotz einer Entlassungswelle gegen Parteimitglieder in den Betrieben – spektakuläre Erfolge bei Betriebsratswahlen. Nach offiziellen Angaben erreicht der Mitgliederstand mit 130.000 seinen höchsten Wert. Gottlieb Fiala, der Spitzenfunktionär der kommunistisch gelenkten Fraktion „Gewerkschaftliche Einheit" im ÖGB, erreicht bei den Bundespräsidentenwahlen 1951 das zweitbeste Ergebnis für die Partei in absoluten Zahlen sowie im Verhältnis zur SPÖ.

Tatsächlich ist aber mit der Niederlage im Oktoberstreik 1950 der Prozeß der Selbsteindämmung und Selbstisolation abgeschlossen. Die KPÖ ist eine Enklave in der österreichischen Gesellschaft, eine kleine Welt, in der die Volksdemokratie ihre Probe hält. Hie

und da wird zwar noch unverzagt behauptet: „Es gibt keine Partei, in der eine solche Diskussion und Meinungsfreiheit besteht, wie in unserer Partei." „Aber" fügt man dann gleich hinzu, „natürlich handelt es sich um Meinungsfreiheit auf Grundlage des Marxismus-Leninismus. Für faschistische, antimarxistische, gegen die Sowjetunion gerichtete Meinungen haben wir in unserer Partei keinen Platz".[72]

Augenscheinlich wird das beim internationalen Völkerkongreß für den Frieden im Dezember 1952. Persönlichkeiten mit Rang und Namen – unter anderem Louis Aragon, Ilija Ehrenburg, der Dekan von Canterbury Hewlett Johnson, Pastor Niemöller, der orthodoxe Metropolit Nikolai, Jean Paul Sartre – sollen in Wien zusammentreffen. Entsprechend heftig ist auch die – teilweise von der CIA gesteuerte[73] – Gegenwehr aller nichtkommunistischen Institutionen Österreichs.[74] Selbst der Ministerrat stellt „amtlich fest", daß es „sich beim Weltfriedenskongreß [...] um eine rein kommunistische Propagandaktion handelt".[75] Diesmal wirkt die Meinungsmache total. Die pazifistische Österreichische Friedensgesellschaft distanziert sich.[76] Für die nicht-kommunistischen österreichischen Zeitungen findet der Völkerkongreß einfach nicht statt. Die überwiegende Mehrheit der Bevölkerung boykottiert die Veranstaltungen. Jean Paul Sartre muß verwundert über Wien registieren: „Eine schöne, tote Stadt mit verödeten Straßen".[77]

Volksdemokratie

In dieser kleinen Welt der Volksdemokratie wird eine „hochgradig symbolische Politik" betrieben. In ihrem Zentrum steht keine rationale politische Analyse, sondern die „Etikettierung dieser oder jener Person, dieser oder jener Fraktion als [...] ‚Trotzkist' oder eben ‚Titoist'".[78] Die Genossen beschwören regelmäßig die Richtigkeit dieses so entstehenden Kanons absurder Glaubenssätze, leisten permanente Treueschwüre auf das Vaterland aller Werktätigen und trotzen dadurch gemeinsam evident gegenläufigen Informationen. Alle auch nur potentiell störenden Elemente werden von der Kaderabteilung in einer Serie von „Schauprozessen en miniature" gnadenlos „gesäubert". Zu ihren bevorzugten Opfern gehören: Angehörige der tschechischen Minderheit, Juden, West-Emigranten... – wie bei den Tribunalen in den Volksdemokratien.[79] „Die Atmosphäre, die in Rußland" herrscht, wird „teilweise in Österreich übernommen [...], etwa dieses gegenseitige Bespitzeln",[80] erinnert sich Rosa Puhm, die die Jahre der stalinistischen Säuberungen in der UdSSR selbst erlebt hat. Die fast absolute Herrschaft der Apparatschiks läßt eine „eigenartige Situation" entstehen: „[...] auf der einen Seite der Parteikader, der mit allen Mitteln die Geschehnisse zu erklären und zu erläutern versucht, auf der anderen Seite die Mehrheit der Mitglieder, die immer schweigsamer und nachdenklicher werden [...]".[81]

Die KPÖ-Führung reagiert mit gesteigerter Außen-Aggression, die in manchem an die Sozialfaschismus-Periode der KOMINTERN-Geschichte erinnert. Fürnberg nennt die Parteien der Regierungskoalition „gelehrige Schüler von Hitler".[82] Von den USA her drohe eine „Faschisierung" des gesamten Westens.[83]

Volksopposition

Als bürokratische Wundermittel gegen die offenkundige Stagnation der KPÖ sollen neue Vorfeldorganisationen, eine geänderte Präsentation wirken. Am 29. und 30. November 1952 wird so in der Wiener Sophiensälen die „Volksopposition" gegründet. Wieder einmal verbünden sich die Kommunisten unter großem propagandistischem Aufwand mit sich selbst und sogar mit ehemaligen Nazis,[84] die bereit sind, unter kommunistischer Flagge zu segeln.

Eine Volksopposition braucht angemessene kulturelle Ausdrucksformen. „Das Volk", erläutert dazu Fischer, „hat das Recht an die Kunst Forderungen zu stellen, und wenn die wichtigsten dieser Forderungen formuliert sind, würden sie wohl lauten:

‚Die Kunst soll uns helfen, klüger und stärker zu werden, sie soll uns helfen, an den Menschen zu glauben und für den Menschen zu kämpfen.'"[85] Eine solche „fortschrittliche österreichische Kunst" wollen die Kommunisten fortan „pflegen, fördern und weiterentwicklen helfen".[86] Bei ihren Aufmärschen propagieren die Kommunisten daher auf Transparenten „Volkskunst gegen Amischund".[87] Fischer wettert im Parlament gegen „die amerikanischen Gangsterfilme".[88] In den KPÖ-Liederbüchern finden sich „Österreichische Volkslieder" wie: „Andreas Hofers Abschied", „Die Hirten in der Weihnacht", „Fein sein, beinander bleiben" ...[89]

Die nicht-kommunistischen Wähler sehen in dem Projekt Volksopposition mehr denn je die latente Drohung, das vorhandene Parteienspektrum durch ein System von Satelliten-Organisationen nach volksdemokratischem Muster zu ersetzten; die Wahlgemeinschaft erhält 1953 wieder den üblichen 5prozentigen Stimmenanteil mit vier Mandaten.

Staatsvertrag

Stalins Tod ändert für die KPÖ-Spitze wenig. Koplenig und Fürnberg klammern sich an den konservativen Flügel der KPdSU, an die Gruppe um Molotow, Kaganowitsch und Malenkow. Dort rät man ihnen, das Bekenntnis zu Neutralität, das Volksopposition und KPÖ abgelegt hatten, fallenzulassen.[90] Gehorsam erklärt Koplenig am 16. Parteitag (Mai 1954), daß Österreich seinem „Todfeind", dem „deutschen Militarismus gegenüber keinesfalls neutral sein"[91] könnte. Schlimmer noch: Koplenig gibt zu einer fortdauerden Besetzung des Landes bis zum Abschluß eines Friedensvertrages seine Zustimmung.[92] Schon kurze Zeit später verhandelt Nikita Chruschtschow mit der österreichischen Bundesregierung über Staatsvertrag und Neutralität. Aber weder er noch Vertreter des konservativen Flügels der KPDSU halten es offenbar für nötig, die KPÖ darüber zu informieren. Als die Nachricht vom erfolgreichen Abschluß der Verhandlungen bekannt wird, stehen deshalb die österreichischen Genossen als Gelackmeierte da, und sie haben einen ihrer wenigen noch vorhandenen Pluspunkte, ihr jahrelanges Engagement für die Neutralität, ebenfalls verspielt.

Neubeginn?

Viele KPÖ-Mitglieder fühlen sich in diesem Mai 1955 vom Großen Bruder „verlassen".[93] Ungefähr ein Drittel kehrt der Partei den Rücken.[94] Davon unberührt befaßt sich ein ZK-Plenum im November 1955 mit einem Referat über „Die Festigung der Freundschaft des österreichischen Volkes mit der Sowjetunion".[95] Die Partei-Führung reagiert auf die Geheimrede Chruschtschows auf dem 20. Parteitag der KPDSU ungerührt mit der Veröffentlichung eines Stalin-Bildes im Zentralorgan.[96] Sie kann in der Vergangenheit keine wesentlichen Fehler entdecken: „Die Generallinie der Partei war in ihren Grundlinien richtig."[97] Fürnberg

verwirft auf einem ZK-Plenum die Frage, warum alles mitgemacht wurde, als „rein akademisch". Denn: „Es hätte uns weit zurückgeworfen, wenn wir versucht hätten, einen anderen Weg zu gehen [...] Wir wären dazu gar nicht imstande gewesen."[98]

Die wirklichen Sorgen der KPÖ-Führung liegen 1955 woanders: Neue Wege für die finanziellen Zuwendungen der KPdSU an die KPÖ müssen gefunden werden.[99] Die Kaderakte müssen in Sicherheit gebracht werden.[100] Personen, die sich im Dienst der Sowjets exponiert haben, müssen entweder dem Zugriff der österreichischen Justiz entzogen oder von Parteifunktionen entfernt werden. Organisationen, die bisher im Vereinsregister nicht eingetragen waren, müssen legalisiert werden. Umgekehrt müssen Organisationen der sogenannten Volksopposition, denen ohne zu erwartende Volksdemokratie jede Existenzberechtigung fehlt, aufgelöst werden. Die Besitzansprüche an vielen von der Partei beanspruchten Immobilien sind zu sichern. Firmen müssen gegründet und Treuhandverträge abgeschlossen werden. Ja, wesentliche Teile des Firmenimperiums müssen in die Schweiz verlegt werden, um einem möglichen Verbot der KPÖ zuvorzukommen.[101] Last not least muß noch „Solidarität mit der KPD [ge]übt" werden, „als diese von wiedererwachenden und noch vorhandenen deutschen Militaristen und Revanchisten in die Illegalität gedrängt"[102] wird.

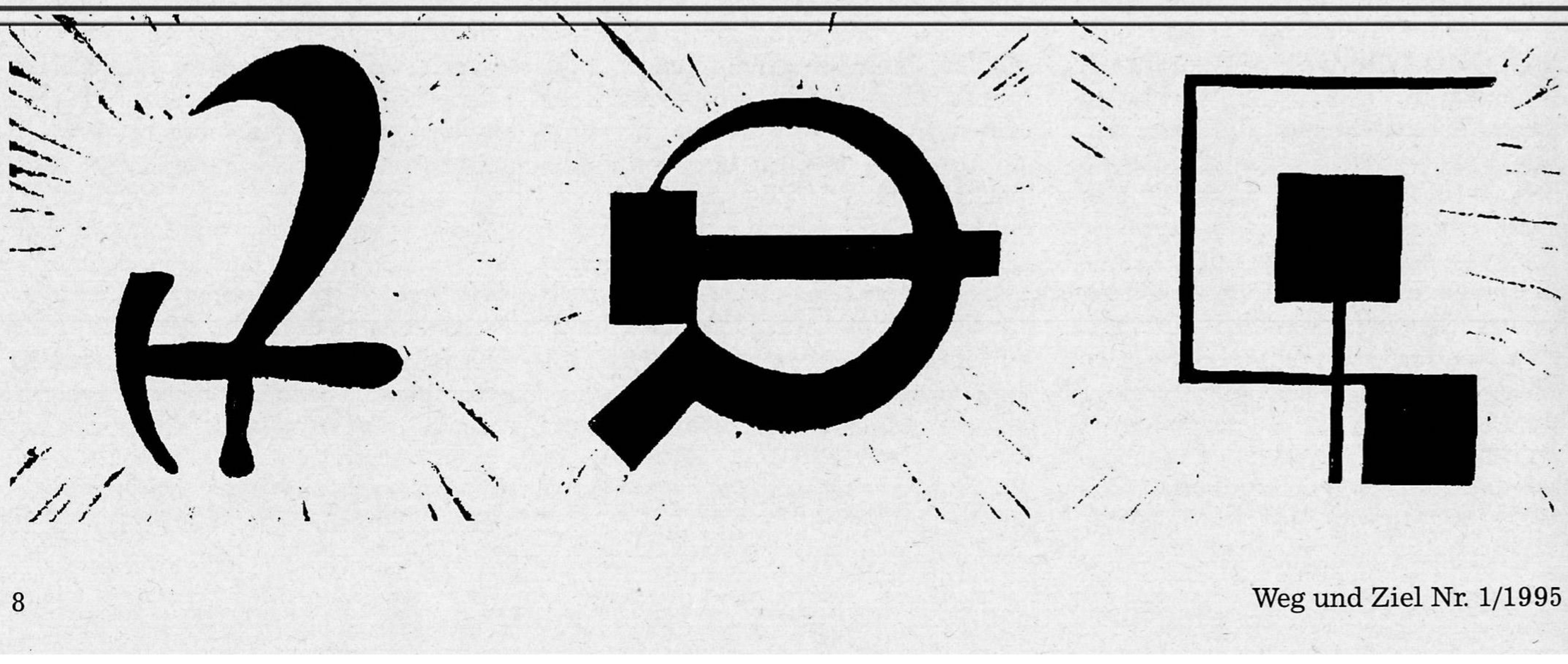
Verhinderte Staatspartei

Kurz: Im Prozeß der „Normalisierung" des politischen Lebens in Österreich, der durch den Staatsvertrag eingeleitet wird, verwandelt sich die KPÖ 1955 „von ihrem Aufbau her" von einer potentiellen in eine „verhinderte Staatspartei".[103] Die fortdauernde, unkontrollierte Herrschaft der Apparatschiks über diese Organisation erweist sich jedoch bald als eine geradezu katastrophale Hypothek auf die Zukunft. Denn für diesen Personenkreis bleibt die Anhänglichkeit an die Sowjetunion eine Messer-und-Gabel-Frage. ■

Fritz KELLER ist „Lebensmittelpolizist", KIV-Personalvertreter und Mitglied von Memorial-Österreich.

Anmerkungen

1 Dieser Artikel ist der vom Verfasser stark gekürzte Beitrag aus dem Jahrbuch für Historische Kommunismusforschung 1994.
2 Fischer, Ernst: Das Ende einer Illusion. Wien-München-Zürich 1973. S. 18
3 Meisel, Josef: Die Mauer im Kopf. Wien 1986. S. 44, 45, 40, 38
4 Toch, Josef: Enklave KPÖ, in: Bestandaufnahme Österreich 1945-1963. Hrsg. von Jacques Hannak. Wien-Hannover-Bern 1963. S. 70
5 Rede des Genossen Stalin am 4. Mai 1935 im Kremlpalast anläßlich der Abschlußfeier der Akademieabsolventen der Roten Armee, in: Rundschau, 22/1935. S. 1128. Vgl. Les „prescritions concernat la Section des cadres de l'Internationale Communiste" – Adoptées par le Secretariat du Comité Exécutif de l'IC le 11 fevrier 1936, in: International Newsletter of Historical Studies on Comintern, Communism and Stalinism. 3-4/1993-94. S. 30ff.
6 Fürnberg, Friedl: Österreichische Freiheitsbataillone. Wien 1975. S. 32
7 Helmer, Oskar: 50 Jahre erlebte Geschichte. Wien o. J.(1957). S. 235
8 Irnberger, Harald: Nelkenstrauß ruft Praterstern. Wien 1981. S. 81.
9 Meisel, Josef: Die Mauer im Kopf. Wien 1986. S. 15
10 Unsterbliche Opfer. Hrsg. KPÖ. Wien o. J. (1945), S. 5, 39
11 Garscha, Winfried R.: Der Umgang der KPÖ mit dem kommunistischen Widerstand, in: »Weg und Ziel« Nr. 5 / November 1993. S. 15
12 Fritz, Heinrich: Unsere Organisation, in: »Weg und Ziel«. 4/1947. S. 273
13 Garscha, Winfried R.: KPÖ, a.a.O., S. 20
14 Fischer, Ernst: Illusion, a.a.O. S. 44 und Meisel, Josef: Mauer, a.a.O. S. 51
15 Geschichte der Kommunistischen Partei Österreichs. Wien 1977. S. 220
16 Toch, Josef: Enklave, a.a.O. S. 65
17 Meisel, Josef: Mauer, a.a.O. S. 38
18 Meisel, Josef: Mauer, a.a.O. S. 61
19 Fritz, Heinrich: Stationen meines Lebens. Wien 1990. S. 31
20 Ebenda. S. 74 und „Jetzt haben wir Ihnen, Meisel!". Wien 1985. S. 11, 107, 117ff., 125, 137
21 Meisel, Josef: Mauer, a.a.O. S. 19
22 Egger, Bertrand A.: Wie ich die FÖJ gegründet habe, in: trotzdem (Organ der SJ), 9/1. September 1953
23 Von 1934–1946. 12 Jahre Kampf für Freiheit und Demokratie. Referat von Friedl Fürnberg auf dem 13. Parteitag der KPÖ. Wien Mai 1946. S. 19
24 Freiheit! Frieden! Österreich! Das Referat des Genossen Koplenig auf der Wiener Parteikonferenz am 13. Mai 1945. Wien o. J.(1945). S. 8ff.
25 Erklärung in der Kabinettsitzung am 15. Mai 1945, nach Schärf, Adolf: Österreichs Erneuerung 1945 – 1955. Wien 1955. S. 75
26 Fischer, Ernst: Illusion, a.a.O. S. 161ff. und Meisel, Josef: Mauer, a.a.O. S. 28 ff.
27 Bericht der GESTAPO Wien vom 28. März 1994. DÖW 5.080
28 Meisel, Josef: Mauer, a.a.O. S. 63
29 Ebenda, S. 65ff.
30 Meisel, Josef: Mauer, a.a.O. S. 59
31 Altmann, Hella: Die ersten Jahre der Zweiten Republik bis 1949, in: Sammelmappe der FÖJ-Sommerakademie 1970 Wien o. J. (1970). S. 4
32 Fischer, Ernst: Der Weg der provisorischen Regierung; in: »Weg und Ziel«, 1/1946. S. 6
33 Irnberger, Harald: Nelkenstrauß, a.a.O. S. 82



34 Ernst Fischer in einer Parteikonferenz am 28. Februar 1947, zit. nach: Verschwörer gegen Österreich. Hrsg. von der SPÖ. Zell am See o. J.(1952). S. 60
35 „[...] unser Land und große Teile unseres Volkes [wurden] als Werkzeug in seinem verbrecherischen Raubkrieg, bei seinen Überfällen auf andere Völker [vom deutschen Faschismus] mißbraucht" (Freiheit, Frieden, a.a.O. S. 4)
36 Haas, Dr. A.: Demokratisierung im Rathaus, in: »Österreichische Volksstimme«, 30. August 1945
37 Fischer, Ernst: Illusion, a.a.O. S. 131ff.
38 Referat des Genossen Johann Koplenig, a.a.O. S. 13
39 Vgl. Weber, Friedrich: Die linken Sozialisten 1945-1948. Phil. Diss. Salzburg 1977. Bd. I. S. 79ff.
40 Schärf, Adolf: Demokratie, a.a.O. S. 65
41 Siehe dazu Stalzer, Alfred: Zur Integration der KPÖ in das politische System Österreichs nach dem Zweiten Weltkrieg. Phil. Diss. Wien 1986
42 Vgl. die von der KPÖ herausgegebene Broschüre: Die KPÖ und die ehemaligen Nationalsozialisten. Wien 1949.
43 Fischer, Ernst: Illusion, a.a.O. S. 275ff.
44 Der ÖVP-Außenminister Karl Gruber nennt in seinen Memoiren den Grazer Universitätsprofessor Josef Dobretsberger (Zwischen Freiheit und Befreiung. Wien 1953. S. 167).
45 Scharf, Erwin: Ich hab's gewagt mit Sinnen. Wien 1988. S. 173ff.
46 Marek, Franz: Frage der Volksdemokratie, in: »Weg und Ziel«, 10/1948. S. 704ff.
47 Spira, Leopold: Sieg des Volkes in der Tschechoslowakei. Wien 1948
48 Ministerrat gegen Mißbrauch der Friedensidee, in: »Wiener Zeitung«. 24. Mai 1950
49 Ausführlich zitiert in: Heftige »Prawda«-Vorwürfe, in: »Wiener Zeitung«. 28. Mai 1950. Die offizielle Antwort auf die Moskauer Vorwürfe findet sich in Friedenspolitik oder Politik mit dem Frieden?, in: »Wiener Zeitung«. 2. Juni 1950
50 Kein Frieden ohne Freiheit, in: »Wiener Zeitung«. 4. Juni 1950.
51 Abzug der Interventionstruppen, in: »Mitteilungen des österreichischen Friedensrates«. 5/1950
52 Fleck, Christian: Der Fall Heinrich Brandweiner. Wien 1987. S. 63ff..
53 Der Nazikronzeuge einer kommunistischen Lüge, in: Arbeiter-Zeitung. 1. April 1952
54 Die Verleumder des Professor Brandweiner, in: »Österreichische Volksstimme«. 23. April 1952
55 Der 1946 gegründete „Werkschutz" umfaßt nach seriösen Schätzungen 1.500 bis 2.000 Mann, die mit Gewehren, Pistolen und leichten Maschinenwaffen ausgerüstet sind (Manfried Rauchensteiner: Der Sonderfall. Graz-Wien-Köln 1979. S. 228). Diese Formation, die vor allem aus Angehörigen der ehemaligen Österreichischen Freiheitsbataillone gebildet wird, entzieht sich weitgehend dem Einfluß der KPÖ (Meisel, Josef: Mauer, a.a.O. S. 56).
56 Mitteräcker, Hermann: Die „Russenbetriebe", in: »Weg und Ziel«. 5/1947. S. 343
57 Knepler, Georg: Zur Frage der Avantgarde-Kunst, in: »Weg und Ziel«. 4/1947. S. 292ff.
58 Frei, Bruno: Kosmopolitismus, was er ist und was er nicht ist; in: »Österreichische Volksstimme«. 10. April 1949
59 Rubin, Marcel: Shdanow über Sowjetmusik. »Weg und Ziel«. 10/1948. S. 753
60 Entschließung des 14. Parteitages, zit. nach Lengauer, Roland: Demokratischer Zentralismus als Element der Leninschen Parteitheorie. Phil. Diss. Salzburg 1978. S. 238
61 Sollen die Kommunisten einander Du sagen?, in: »Österreichische Volksstimme«. 22. August bis 12. September 1950 (Serie)
62 Meisel, Josef: Mauer, a.a.O. S. 61
63 Puhm, Rosa: Es brodelt halt noch alles, in: »Österreichische Volksstimme«. 21-23. Dezember 1990
64 West, Franz: Was ist die Partei? Wien 1949. S. 30
65 Einen umfassenden Eindruck davon vermitteln Sayers, Michael/ Kahn, Albert E.: Die große Verschwörung. Wien 1949 und Fischer, Ernst: Der große Verrat. Wien 1950.
66 Vgl. z. B. West, Franz: Wachsamkeit, in: »Weg und Ziel«. 4/1951. S. 258ff.
67 Vgl. z. B. Fürnberg, Friedl: Schärfen wir unsere Wachsamkeit, in: »Österreichische Volksstimme«. 3. August 1950
68 Siehe Mitteräcker, Hermann: Die Tito-Clique in Kärnten, in: »Weg und Ziel«. 7-8/1950. S. 512ff.
69 West, Franz: Wachsamkeit, a.a.O. S. 259
70 Fischer, Ernst: Illusion, a.a.O. S. 310
71 Ebenda, S. 312
72 Der 15. Parteitag der KPÖ. Wien o. J. S. 137 (Rede Franz West)
73 Vgl. Die Friedensmaskerade. Hrsg. vom Kongreß für Freiheit der Kultur. Paris o. J.(1952)
74 Die der Österreichische Friedensrat auch durch seine Aufdeckung der heimlichen Remilitarisierung des Landes stört (vgl. Die Aufrüstung Österreichs. Hrsg. vom Österreichischen Friedensrat. Wien 1951).
75 Rein kommunistische Propagandaktion, in: »Wiener Zeitung«. 5. November 1952
76 Zum Thema Friedenskongreß, in: »Nachrichten«. 5. Februar 1953
77 Sartre, Jean Paul: Was ich in Wien gesehen habe – das ist der Friede. Wien 1952. S. 2
78 Fleck, Christian: Wofür auch Franz Honner seinen Arm hingegeben hätte, in: Fortschrittliche Wissenschaft. 35/1992-93. S. 24
79 Detailliert beschrieben in Keller, Fritz: Die KPÖ und die Schauprozesse in Osteuropa 1948 bis 1953, in: „Ich haben den Tod verdient". Hrsg. von Maderthaner, Wolfgang u. a. Wien 1991. S. 205ff.
80 Puhm, Rosa: Es brodelt, a.a.O.
81 Meisel, Josef: Mauer, a.a.O. S. 109
82 Fürnberg, Friedl: Im Wahlkampf, in: »Weg und Ziel«. 1/1953. S. 4
83 Die Faschisierung Amerikas, in: »Weg und Ziel«. 10/1953. S. 678
84 Vgl.: Keller, Fritz: Stalinistischer Populismus. Die Nationale Liga, in: Populismus in Österreich. Hrsg. von Anton Pelinka. Wien 1987. S. 110ff.
85 Fischer, Ernst: Die österreichische Kulturkrise. Wien 1951. S. 19
86 Bohl, Nelly: Bemerkungen über die österreichische Volkskunst, in: Der Funktionär (hrsg. von der KPÖ). 10/ Oktober 1952. S. 199
87 Foto in: Der Funktionär. 5/Mai 1952, S. 99
88 Fischer, Ernst: Kulturkrise, a.a.O. S. 19
89 Hundert Kampf- und Volkslieder. Wien 1952. S. 196ff.
90 Meisel, Josef: Mauer, a.a.O. S. 131 und Fischer, Ernst: Illusion, a.a.O. S. 367
91 Koplenig, Johann: Rede auf dem 16. Parteitag, in: Der 16. Parteitag der KPÖ. Wien 1954. S. 60
92 Fischer, Ernst: Illusion, a.a.O. S. 369
93 Puhm, Rosa: Eine Trennung in Gorki. Wien 1990. S. 157
94 Spira, Leopold: Versuch, a.a.O. S. 28 und Meisel, Josef: Mauer, a.a.O. S. 137
95 Nachlaß Lauscher im Institut für Zeitgeschichte (IfZG) der Universität Wien. DO 141/ Mappe 4
96 »Österreichische Volksstimme«, 4. März 1956.
97 Resolution der 12. Plenartagung des ZK der KPÖ, in: »Österreichische Volksstimme«, 17. Juli 1956
98 Fürnberg, Friedl: Referat auf dem 10. ZK-Plenum der KPÖ. 16.-27.3.1956, in: Materialien zum Thema „Stalinismus". Hrsg. KPÖ. Wien 1990. S. 205 (in »Weg und Ziel« 5/Mai 1956 nicht enthalten)
99 Vgl. Jan Foitzik: Aus der Buchhaltung der Weltrevolution, in: Jahrbuch für Historische Kommunismusforschung. Berlin 1994. S. 141ff.
100 Meisel, Josef: Mauer, a.a.O. S. 62
101 Ebenda, S. 145
102 Fritz, Heinrich: Stationen, a.a.O. S. 165. Die Beziehungen zwischen KPÖ und SED/KPD bedürfen noch einer eingehenden Untersuchung. Vgl. Josef Ehmer: KPÖ und SED. Ein ambivalentes Verhältnis; in: »Fortschrittliche Wissenschaft«. 35/1992-93. S. 30
103 Interview mit Walter Silbermayr, in: »Tatblatt«. minus 61/6. November 1990

Mensch — Maschinen — Geister

Erzählen, wie Marx!
Nicht erst der Wiener Zeitgeistphilosoph Konrad Liessmann hat Marx als großen Erzähler des 19. Jahrhunderts bezeichnet, das hat er von seinen französischen Vordenkern abgeguckt. Er wollte wohl zum Ausdruck bringen, die marxschen Gesellschaftsbeschreibungen hätten wenig mit der Wirklichkeit zu tun. Tatsächlich scheint mir jedoch bedenkenswert, ob man nicht vielfach den vermittelten Wahrheitsgehalt von Märchen und Erzählungen unterschätzt. Was Marx und Engels betrifft, sind sich zumindest Sozialwissenschafter einig, daß die beiden mit ihren Sozialreportagen und ihrer Beschreibung der großen Industrie und der Warenproduktion zu den Pionieren der Industriesoziologie und der Alltagssoziologie gehören. Marx wird sogar in Philosophielexika neben anderen großen Erzählern angeführt und auch Ökonomen beziehen sich heute noch auf ihn.
Als Traditionszeitschrift eines Traditionsvereins finden wir es durchaus angebracht an der Erzähltradition Marxens anzuknüpfen und behandeln in diesem Heft die Entwicklung der Produktivkräfte. Wie unser geistiger Stammvater gehen wir davon aus, daß die Entwicklung der Produktionstechnologie, des lebendigen Arbeitsvermögens, die Arbeitsteilung und die Verteilung des gesellschaftlich erwirtschafteten Reichtums von großer Relevanz für das Verständnis des gesamten Gesellschaftszustandes sind. Dabei interessiert die Dialektik zwischen Basis und Überbau(ten) mehr als die Frage, ob zuerst die Henne war oder das Ei bzw. die Idee von der Henne und/oder von dem Ei. So sehr also die bloße Beschreibung der Wirklichkeit in Verruf geraten ist (Konstruktionsvorwurf), haben wir hier einige deskriptive Texte versammelt, zum Beispiel über „Lean-Produktion" oder über das neue Verhältnis zwischen geistiger und körperlicher Arbeit in den modernen Betrieben.
Jugendlich radikaler Gesellschaftskritik genügt das nicht oder greift zu kurz. Wir verweisen auf »Weg und Ziel« Nr. 6/1993, wo der „böse Kapitalismus" ausführlich beschrieben ist. Die folgenden Detailstudien sollen die grundsätzliche Infragestellung der bloßen Produktion von Tauschwerten, die systematische Kapitalvernichtung durch Kriege und Schundproduktion, sowie die Ausplünderung und Ausbeutung der Zweiten und Dritten Welt nicht ersetzen. Allerdings gehen wir davon aus, daß Systemkritik genau sein sollte. Es besteht die Gefahr, daß zu allgemeine Kritik an Ausbeutung, an Technikmißbrauch in Atom- und Gentechnologie, an Männerdominanz im Technikbereich usw. dadurch einen Realitätsverlust erleidet, der richtige Kritikansätze wegen falscher Verallgemeinerung falsch werden läßt.
Beispielsweise zeigen arbeitswissenschaftliche Studien, daß Automatisierung und Rationalisierung je nach Branche unterschiedliche Folgen für die Beschäftigten haben kann, ein genaues Hinsehen sich also lohnt. Die Arbeitslosigkeit ist jedenfalls eher eine Folge der Arbeitsteilung als eine der Technologieentwicklung. Wer wieviel Arbeit hat, ist immer noch eine Frage gesellschaftlicher Kämpfe und Übereinkünfte und wird nicht durch Roboter entschieden.
Ob freilich die Hoffnung des Altmeisters kritischer Gesellschaftsanalyse Adam Schaff, den wir als Autor bei »Weg und Ziel« besonders begrüßen, aufgeht und aus der Arbeitslosigkeit ein Zwang Richtung Sozialismus entsteht, ist die Frage, die uns sicher weiter beschäftigen wird.
Sie weist in eine Richtung, die auch Peter Fleissner ausgehend von den Folgen der Reduktion lebendiger Arbeit in der Produktion, für die marxsche Arbeitswertlehre angibt. Die verausgabte Arbeit kann immer weniger Grundlage von Verteilungs- und Entlohnungssystemen sein (wenn sie es je war?) auch nicht in der Theorie. Die selbsttätige Arbeit der Automaten und Computer, wenn auch von Menschen konzipiert, haben hier zu einer qualitativen Veränderung der Produktivkräfte geführt, die freilich nicht automatisch neue Produktionsverhältnisse hervorbringt. Der Zusammenhang jedenfalls zwischen Art und Weise der Produktion des gesellschaftlichen Reichtums, der gesellschaftlichen Arbeitsteilung und der Verteilung dieses Reichtums ist für uns noch immer interessant. Da hat Schaff recht, der Sozialismus als Konzeption für eine sinnhafte Produktion und eine humane Güterteilung steht noch — oder erst recht — auf der Tagesordnung!

Julius Mende

Wissen in der Produktion[1]

Jim DAVIS
Michael STACK[2]

„Auf einer gewissen Stufe ihrer Entwicklung geraten die materiellen Produktivkräfte der Gesellschaft in Widerspruch mit den vorhandenen Produktionsverhältnissen oder, was nur ein juristischer Ausdruck dafür ist, mit den Eigentumsverhältnissen, innerhalb deren sie sich bisher bewegt hatten. Aus Entwicklungsformen der Produktivkräfte schlagen diese Verhältnisse in Fesseln derselben um. Es tritt eine Epoche sozialer Revolution ein. Mit der Veränderung der ökonomischen Grundlage wälzt sich der ganze ungeheure Überbau langsamer oder rascher um."
Karl Marx[3]

„Aber wenn Roboter wirklich an die Stelle der menschlichen Arbeit treten, dann müssen kritische Fragen beantwortet werden."
San Francisco Examiner[4]

Die Bezeichnungen „Informationszeitalter", „Zweite Industrielle Revolution" und „Elektronische Revolution" sind allesamt Versuche, die Gesamtheit der jüngsten Entwicklungen von Computern, digitaler Telekommunikation, Robotern, Biotechnologie und neuen Werkstoffen unter einem Nenner zusammenzufassen. Durch die Verwendung des Wortes „Revolution" wird die qualitativ unterschiedliche Natur dieser Technologien zu allem bisher Dagewesenen erkannt.

Technologie kann als die Summe „der zur Erzeugung für den menschlichen Unterhalt und Komfort notwendigen Mittel" definiert werden.[5] Als solches umfaßt „Technologie" nicht nur die Maschinen und Werkzeuge, sondern auch die Fähigkeiten der ArbeiterInnen und die Produktionsorganisation. In diesem Papier werden wir festhalten, daß sich die neuen Technologien von denen des industriellen Zeitalters durch ihren *Wissens*inhalt unterscheiden man kann sie als wissens-intensiv charakterisieren. Diese Unterscheidung, welche später im Detail untersucht wird, ist durch zwei konvergierende Ursachen begründet. Erstens ermöglicht unser breiteres Verständnis der Naturwissenschaften eine dramatische Erhöhung der Produktivität. Zweitens verringert die Fähigkeit, Fertigkeiten von ArbeiterInnen (eine andere Form von Wissen) *aufzunehmen*, dies in die Produktion mittels elektronischer Ausrüstung einzubringen und dieses Wissen ohne Zutun von Menschen *abzuspielen*, die Arbeitserfordernisse in der Produktion. Bei abnehmenden Anteilen von Ausrüstung (Maschinen), Rohmaterialien und Arbeit geht Wissen als die dominierende Komponente in der Produktion hervor.

Wir betrachten in diesem Beitrag die Auswirkungen von wissens-intensiven Technologien für die Produktionsorganisation. Wird die Rolle des Wissens auf dieser Basis in der Produktion dominant, bedroht es die Stabilität und Lebensfähigkeit eines auf den Austausch von Waren (beruhend auf der Fähigkeit, diese zu bezahlen) organisierten Systems. Kurz gesagt, die neuen Technologien unterminieren die gegenwärtigen gesellschaftlichen Beziehungen. Dieses Papier behandelt im speziellen die Auswirkungen auf die Arbeit.

Zum besseren Verständnis für diesen Artikel wollen wir Daten als unbehandelte Eindrücke, die durch datensammelnde Vorrichtungen aufgefangen werden, definieren; zum Beispiel ist der Landsat-Satellit in der Lage, die gesamte Erdoberfläche alle zwei Wochen zu fotografieren und funktioniert nun schon seit 20 Jahren. 95 Prozent dieser Bilder wurden nie von einem menschlichen Auge gesehen.[6]

Information(en) sind Daten, auf die menschliche Arbeit angewandt wurde. In seinem weitesten Sinne enthält der Informationsbegriff Erfahrungen, Eindrücke, Symbole, Vorstellungen, Signale und gesammelte, organisierte und möglicherweise auch analysierte Daten, die dann in besonderer Form *dargestellt* werden. Der springende Punkt dabei ist, daß Information das Produkt menschlicher, intellektueller Aktivität ist. Anstrengungen wurden unternommen, um die Daten in die benötigte Form zu übersetzen. Um wieder zum Landsat-Beispiel zurückzukehren: ausgewertete und katalogisierte Satellitenbilder würden als „Information" gelten. Information umfaßt auch Transaktionen, Kundenlisten, Briefe, Neuigkeiten, Forschungsberichte usw.

Wissen ist eine weitere Verfeinerung von Information und ist auch ein Produkt menschlicher Arbeit. Es ist systematisierte, integrierte und organisierte Information und so relevant für natürliche und gesellschaftliche Prozesse. Um nochmals das Landsat-Beispiel zu verwenden: das Verstehen von Wettermustern, klimatischen Voraussagen, Minerallagern oder Landbebauungen mögen dabei Beispiele von Wissen sein, die aus den katalogisierten und studierten Satellitenfotos abgeleitet werden können. In diesem Papier werden wir uns auf Wissen als eine Komponente in der Produktion konzentrieren.[7]

Das Wesen des Wissens in der Produktion

Produktion kann nicht ohne Wissen stattfinden. Ein gewisses Verständnis für den Produktionsprozeß ist notwendig. Genauso wie Wissen die Produktion ermöglicht, wird diese durch mehr Wissen erweitert und dabei erhöht sich die Produktivität. In einer seiner augenfälligsten Erscheinungen, Wissen in Form von ArbeiterInnenfertigkeiten, befähigt es ihn/sie, eine Aufgabe schneller, leichter und mit weniger Verschwendung[8] durchzuführen.

Wissen hat in der Produktion viele Formen. Zusätzlich zu der von den ArbeiterInnen mittels ihrer *Fähigkeiten* in den Produktionsprozeß eingebrachten Form kann es in der *Organisation* der Produktion, wie dem „Fließband" und dem „Arbeitsteam", im *Design* der Werkzeuge und der Maschinen, im Produktions*prozeß* selbst, in chemischen *Formeln* und Molekular*strukturen*, sowie der DNA-*Sequenz* eines künstlich hergestellten Proteins oder im Software-*Algorithmus* eingebracht sein. Wissen kann weiters durch Konservie-

rungs*techniken*, Methoden der Müllverwertung samt Nebenprodukten oder neuen Management*theorien* dargestellt sein.

Wissen mobilisiert den Nutzen der Natur. Wissenschaftliches und technisches Wissen, das Universum, wie es von der Gesellschaft verstanden wird, ist in der Natur entdeckte Freigiebigkeit. Es vertieft, erweitert und vergrößert die Umwelt, in der Produktion und alle anderen menschlichen Aktivitäten stattfinden.

Wissen hat eine materielle Basis. Es kann nicht getrennt von einem materiellen „Träger" wie Speicher, Bücher, Disketten usw. vorkommen. Wissen an sich kann kein Haus, keinen Laib Brot oder einen Computer erzeugen. Seine Nützlichkeit manifestiert sich durch den Produktionsprozeß. Nur wenn Wissen auf Arbeit angewandt wird, kann es nützliche Dinge erzeugen. Wissen kann verbreitet werden, ist aber nutzlos, wenn Kapital oder Arbeit es nicht verwenden.

Wissen hat einen gesellschaftlichen Ursprung, es ist das Ergebnis von sich gegenseitig beeinflussenden Menschen. Technologie und Erfindungen sind nicht das Produkt von einsamen WissenschafterInnen; eher bauen ErfinderInnen auf bereits vorhandenen Errungenschaften, Experimenten und Entdeckungen von Generationen von WissenschafterInnen, Ingenieuren, AutorInnen und ProduktionsarbeiterInnen auf.

Wir sollten auch hervorheben, daß Wissen spezielle Qualitäten hat, die es von der Arbeit, Rohmaterialien und anderen Produktionskomponenten unterscheiden. Zwei Menschen können gleichzeitig dasselbe Wissen anwenden, es kann ohne Kosten zu verursachen bis zur Unendlichkeit vervielfältigt werden; es kann in Sekunden um den Globus zirkulieren, wird aber bei Verwendung nicht „konsumiert" oder erschöpft und je mehr man es verteilt, umso mehr wächst es.[9] Diese Eigenschaften geben dem Wissen in der Warenproduktion eine einzigartige und subversive Rolle.

Durch menschliche Arbeit und als Ergebnis dieser Arbeit lernt die Gesellschaft mehr über die Welt. Die Wissensmenge steigt und dieses Wissen zeigt sich in der Technologie. Die Entwicklung der Produktionsmittel ist die Akkumulation der ArbeiterInnenerfahrungen, durch diese wurde es als Wissen verfeinert und in Technologie gegossen.

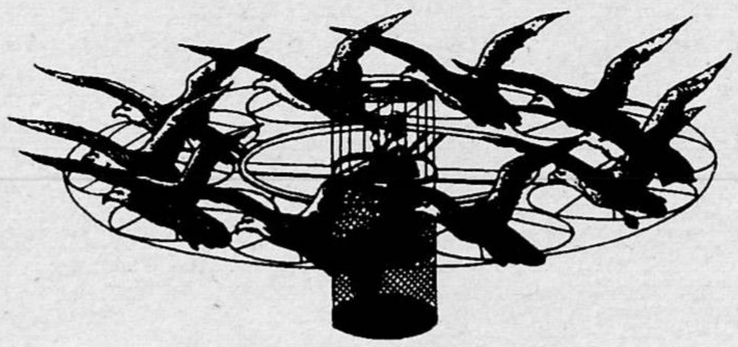
Einer der allgemeineren Prozesse in der technologischen Evolution war der Transfer von menschlichen Fähigkeiten und Eigenschaften zur Maschine und den Produktionstechniken. Die Notwendigkeit des Menschen als eine Quelle physikalischer Energie begann mit der Zähmung der Tiere und der Nutzbarmachung von Wind- und Wasserkraft zu schwinden. Später wurde auf Grund der Entwicklung von Maschinen, die unter Verwendung von Getrieben, Zahnrädern etc. menschliche Bewegungen nachahmen konnten, der Bedarf an Menschen für die Bearbeitung von Materialien geringer.

Nun sind auch menschliche Funktionen wie „BedienerIn" und „EntscheidungsträgerIn" an der Reihe. Das Wissen der MaschinenbedienerInnen wird abstrahiert und in ROMs zur numerischen Kontrolle oder in „künstliche Intelligenz"-Programme zur Entscheidungsfindung einprogrammiert. Diese letzte Stufe war nur durch die Entwicklungen der Kybernetik, Informationstheorie, Transistoren und einer Menge anderer Technologien zur Zeit des Zweiten Weltkrieges möglich geworden; diese waren auch die Basis für die Nachahmung von menschlichen Gehirnfunktionen im Computer. Mit der Erfindung des billigen programmierbaren Mikroprozessors Ende der sechziger Jahre, der Verfügbarkeit von Speicherchips und der Abstraktion von menschlichem Wissen in Form Computeranweisungen, die mit einer Geschwindigkeit von Millionen einfacher Operationen in der Sekunde exekutiert werden können, waren Maschinensteuerungen eine praktikable Lösung geworden. In der Vergangenheit diente der/die BedienerIn steuernd und überwachend als FührerIn und BeaufsichtigerIn; Qualitäten, die nicht leicht mechanisch nachzubilden sind. Der Einsatz der neuen Technologien erlaubt nun diese Funktionen zu abstrahieren, abzubilden und eliminiert dabei die Notwendigkeit des/r (Maschinen-)BedienerIn. Damit beginnt der Angriff auf den letzten Außenposten des Menschen im Produktionsprozeß.

Einer der Schlüsselpunkte der wissens-intensiven Produktion war und ist, daß der menschliche Produktionsanteil aufgenommen und (maschinen-) reproduzierbar dargestellt wird. Wissen wird zu einer „direkten Produktivkraft".[10] Was vom Arbeitsprozeß übrigbleibt, ist der immer kleiner werdende Teil der über die Flexibilität oder „Programmierbarkeit" der heutigen Technologien hinausgehenden Tätigkeiten oder jene Arbeiten, für die die Kosten der Automatisierung immer noch höher als die dafür notwendige menschliche Arbeit sind.

Das von den ArbeiterInnen in die Massenproduktion in Form von Fertigkeiten eingebrachte oder in den Maschinen vorhandene Wissen enthält nicht die Gesamtsumme des notwendigen Wissens: Wissen ist auch in der Produktionsorganisation vorhanden. Das traditionelle Fließband wurde einmal vorbereitet, um dann für Monate ohne Veränderung zu laufen. ArbeiterInnen führten genau eine Aufgabe aus. Veränderungen erzwangen extensive Überarbeitungen. Aktuelle Trends wie „Lean Production"[11] sind nicht starr und so konzipiert, daß sie von neuem Wissen profitieren können. Dieses neue Wissen ergibt sich durch die andauernde Erfahrung mit einem speziellen Produktionsprozeß oder als vom Management angeordnete Veränderung. Als jüngste „Innovation" werden auch von denen, die die Arbeit ausführen, Verbesserungsvorschläge entgegengenommen und belohnt. Im letzteren Fall kann man von einer Art „Neo-Taylorismus" sprechen. Anstelle der Weisungen von oben ergründen die ArbeiterInnen in Team-Arbeit, wie sie sich dem Arbeitsprozeß anpassen können.

Ein Produktionssystem mit noch mehr angewandtem Wissen wird noch produktiver sein. Unterscheidungen in Arbeits-, Energie- und Materialkosten sind natürlich wichtig, es sind aber nicht diese Faktoren, die den Markterfolg der japanischen Erzeuger, der Erfinder der „schlanken", das heißt wissens-intensiven Produktionsmethoden erklären. „Ein kritischer Punkt [in der Entwicklung von Produktionstechnologien] war erreicht, als die amerikanischen Autoerzeuger den Produktionsvorteil der japanischen Unternehmen, nämlich die effektivere Kapitalausnützung, anerkannten. Also die effektivere Organisation von Arbeit und Ausrüstung und nicht billige Arbeit."[12] In der wissens-intensiven Produktion wird ein signifikanter Anteil der wissenschaftlichen Forschung, das heißt der geistigen Arbeit, außerhalb und somit *vor* der Produktion aufgewandt. Das Produkt der Forschung wird dann in Form von Entwürfen, neuen Materialien, Techniken, Algorithmen, Biotechnologien etc. in die Produktion eingebracht. Die Produkte dieser Anstrengungen bauen auf ein tieferes Verstehen der natürlichen Prozesse bis zur molekularen und atomaren Ebene. Einige dieser neuen Materialien verändern ihre Eigenschaften, wenn sie dem



Adler als „Flugmotoren", 1865. Aus: Walter Conrad, Technische Kuriositäten

Licht ausgesetzt werden oder sich die Temperatur ändert; andere sind supraleitend oder übertragen Daten mit Lichtgeschwindigkeit. Toffler beschreibt diesen Sprung der Produktivkräfte folgendermaßen: „Die Industrien der zweiten Stufe benutzten brutale Technologien; sie schlugen, hämmerten, walzten, raspelten und schliffen die Rohmaterialien in die verlangte Form. Die Industrie der dritten Welle geht hier viel weiter in die Tiefe: anstelle etwas gewaltsam in eine bestimmte Form zu pressen, versucht man direkt das Material zu manipulieren und dadurch die gewünschte Form zu erreichen."[13] „Neue Materialien und Biotechnologien gemeinsam mit den Informationstechnologien unterbieten den Wert vieler existierender Quellen natürlicher Ressourcen, da sie die Ersetzung des einen Materials durch das andere erlauben oder einen effizienteren Gebrauch von schon verwendeten Gegenständen ermöglichen."[14] Vorausgehende geistige Arbeit ersetzt Materialien und Arbeit in der Produktion. Dies war schon immer der Fall, doch hat diese Rate immer mehr zugenommen: neue Technologien erlauben die Verbreitung dieses Wissens (Telekommunikation) und flexible Automatisation die rasche Einführung in die Produktion.

Die Entwicklungen in Wissenschaft und Technologie bestätigen die Tatsache, daß wir einen radikalen Bruch mit der industriellen Vergangenheit vollzogen haben. Elektronik und Kybernetik ermöglichen es, Anweisungen und Informationen, im Gegensatz zu Getrieben und ähnlichen mechanischen Einrichtungen, in digitale elektrische Impulse zu kodieren. Das Ergebnis davon sind Komponenten, wie zum Beispiel digitale Vermittlungseinrichtungen, die nicht an Verschleiß- und Ermüdungserscheinungen leiden und mit Geschwindigkeiten und Lasten arbeiten, die um Größenordnungen über ihren mechanischen Gegenstücken liegen. Eine andauernd wiederholte Anweisungssequenz nutzt einen Mikrochip nicht ab, wie dies zum Beispiel bei einem Kolben der Fall wäre.[15] Der am Entwicklungsbeginn stehende Bereich der „molekularen Elektronik" macht sich Eigenschaften von Proteinen und Bakterien zunutze.[16] Unermüdlich Polymere erzeugende Bakterien würden eine qualitativ völlig unterschiedliche Produktivitätsstufe darstellen. Dies ohne die Aufwände bzw. Kosten des Aufspürens, Bohrens, Pumpens, Transportierens und Bearbeitens von Öl bei jedoch demselben Ergebnis, nämlich Öl zu produzieren.

Softwareindustrie

Oder der spezielle Fall der Softwareindustrie. Software, die Anweisungen die Computer und damit Maschinen steuern, ist kodiertes Wissen. Vor 40 Jahren gab es keine Software-Industrie. 1990 war der globale Markt für Softwarepakete rund 43 Milliarden US-Dollar groß und soll bis 1994 auf 100 Milliarden US-Dollar anwachsen.[17]

Aber wo hört Software auf und wo beginnt Hardware? Betrachtet man Chips mit „eingebrannten" Anweisung(sfolg)en, so wird diese Unterscheidung unscharf. Chipmasken für die Produktion von Halbleitern wurden als eine Form des Schreibens definiert. Sobald eine Maske mit akzeptabler Qualität entwickelt ist, kann diese als eine Art Druckplatte für Chips (und Geld) betrachtet werden. Sogar Metalle und Keramikstoffe werden nun schon als „intelligent" (smart) bezeichnet: „Je intelligenter die Materialien, umso geringer das Gewicht."[18]

Wenn wir die Natur des Wissens in der Produktion untersuchen, müssen wir nach quantitativen Maßzahlen Ausschau halten, um die Bezeichnung „wissens-intensiv" für die neuen Technologien zu rechtfertigen. Wissen, zugegebenermaßen eine „schwammige" Bezeichnung, kann die Form von „bereits bekanntem" Wissen in der Form von bestehender Technologie, Ausbildung, Erziehung, Softwarekopien etc. oder von neuestem Wissen, den Ergebnissen von Forschung und Entwicklung, annehmen.

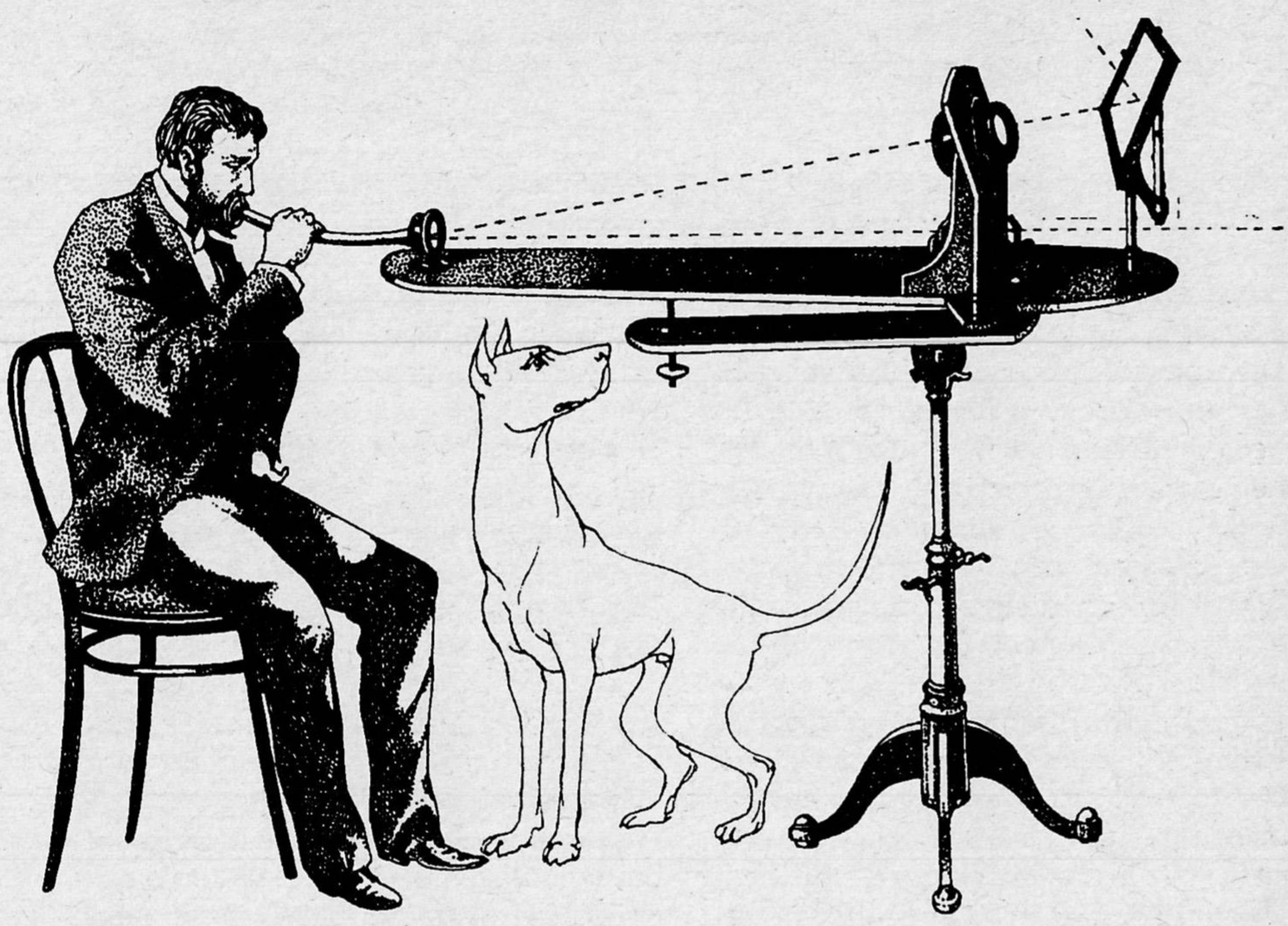
Der Umfang des „bereits bekannten" Wissens für zeitgemäße Produktion kann durch die umfassende, erforderliche Ausbildung, um diese neuen Technologien zu beherrschen und die Notwendigkeit für weitergehendes Lernen, um mit den Entwicklungen in einem bestimmten Gebiet Schritt zu halten, charakterisiert werden. Andere Beispiele wären die Anzahl der Anweisungen die eine moderne Maschine ausführen muß oder die Ausbildungszeit pro ArbeiterIn, um die „Wissensintensität" zu messen.

Eine Maßzahl für „bereits bekanntes" Wissen mag der relative Anteil der *Entwurfs*arbeit für ein (neues) Produkt im Vergleich zum aktuellen Produktionsaufwand sein. „Information, Entwurf, Forschung, Entwicklung und Software stellen einen wachsenden Werteanteil bei den meisten neuen Produkten dar", bemerken die Autoren von *Beyond the Casino Economy*, einer Analyse der britischen Wirtschaft. „Wie die Wichtigkeit von Forschung und Entwicklung relativ zu der der direkten Produktion steigt, so ist Arbeit mehr und mehr die Wissensproduktion in Form von Entwürfen oder Produktionsprozessen."[19] Das Aufzeichnen von Wissen in Form von Software macht einen immer größeren Anteil von Werkzeugen und Industrien aus. Software (= verarbeitetes Wissen) wird ein immer größerer Teil von äußerst komplexen Produktionssystemen. „Der Softwareanteil für neue Systeme beträgt nun schon 80 Prozent der Kosten", wurde im *Computer Design* Magazin 1987 verkündet.[20] Auch in der Fertigung spielt Software eine zentrale Rolle. Neue Werkzeugmaschinen können durch einfaches Austauschen der Soft-

ware einfach für weitere Produktionsvorgänge verwendet werden. Die Hardware bleibt dabei unverändert.

Scott Lash schlug vor, die Anzahl von Modellen pro Entwurf als groben Indikator des in eine Ware eingehenden relativen Wissensanteils zu verwenden. Zum Beispiel hat ein Fahrzeugmodell mit nur 10.000 „Kopien" einen höheren Entwurfs- oder Wissensanteil als ein Modell, von dem 20.000 produziert werden.[21] Der Trend in der Fertigung geht in Richtung kleinerer Stückzahlen mit häufigeren Modellwechseln und weist damit auf einen höheren Entwurfs- und damit Wissensanteil hin.

Wir können auch Beschäftigungsstatistiken betrachten, die den sich verändernden Produktionscharakter anzeigen. Im Jahr 2000, so wird in einer Studie geschätzt, werden zwei Drittel der angestellten Arbeitskräfte in den Vereinigten Staaten im Erziehungs- und Informationsbereich tätig sein, während in der verarbeitenden Industrie und im Handel nur noch 22 Prozent, in der Landwirtschaft gar nur noch 2 Prozent beschäftigt sein werden. 1920 waren es 9 Prozent Informations-, Wissens- und Erziehungstätigkeiten; 53 Prozent in der industriellen Fertigung; 28 Prozent in der Landwirtschaft.[22] Aber auf Grund der Erhöhung der Wissenskomponente in allen Sektoren verwischen sich die Grenzen. Ein Bericht über Hochtechnologietraktoren zitiert einen Bauern: „In der Landwirtschaft wurde früher der Rücken beansprucht, nun ist es das Hirn."[23]



Lichtsprechgerät: Sender, 1881.

Wissen in der Warenproduktion

Ein allgemeines Problem bei der Diskussion um „Wissen" als ein Produktionsfaktor ist die Bestimmung seines Wertes, sowie des Wertes, den es bei der Produktion, nach Toffler, den Gütern hinzufügt.[24] Aber was ist „(Mehr-) Wert"? Eine bürgerliche Definition bezeichnet den „hinzugefügten Wert" einfach als „die Einkünfte durch den Verkauf minus den bezahlten Waren/Rohstoffen sowie von anderen Firmen gekauften Dienstleistungen".[25] Diese Definition ist nicht zufriedenstellend. Wird „Wert" nur durch „kaufen" und „verkaufen" realisiert? Was ist mit dem Produktionsprozeß? Ist der Wert nur an die Launen von Angebot und Nachfrage gebunden? Was ist, wenn „Güter und Dienstleistungen" nicht verkauft werden können, weil die möglichen Kunden nicht genügend Geld haben? Hat das Produkt dann weniger Wert?

Die zentrale Rolle der Güter im Kapitalismus erkennend, begann Marx *Das Kapital* mit einer erweiterten Analyse der Frage des Waren„wertes". Er identifizierte dabei zwei unterschiedliche Arten von „Wert". Um als Tauschgegenstand in Frage zu kommen, muß eine Ware entweder einen Nutzen haben oder ein Bedürfnis erfüllen. Marx nannte diesen subjektiven und qualitativen Aspekt einer Ware den *Gebrauchswert*. Gleichzeitig argumentierte Marx, daß, um Güter mit unterschiedlichen Gebrauchswerten tauschen zu können, es eine gemeinsame Wertebasis geben müsse, einen quantitativ meßbaren Aspekt. Marx identifizierte „gesellschaftlich notwendige Arbeit" als die Gemeinsamkeit aller Waren. Sie repräsentiert die Menge von abstrakter menschlicher Arbeit während der Produktion und „toter" Arbeit, die in Rohstoffen und Maschinenabnützung vorliegt. Marx nannte diesen Warenaspekt den *Tauschwert*. Der *Zweck* der Produktion, daß Menschen zusammenkommen und wirtschaftliche Aktivitäten entwickeln, liegt laut Marx darin, Gebrauchswerte zu erzeugen, um Bedürfnisse und Wünsche zu befriedigen. Der Produktions*prozeß* jedoch ist der Aufwand von vergangener und gegenwärtiger, als Tauschwert gemessene, menschliche Arbeit. Der Tauschwert von *Wissen* ist somit die für Forschung, Analyse und Darstellung notwendige Arbeit.[26]

Marx definiert: „Gesellschaftlich notwendige Arbeitszeit ist Arbeitszeit, erheischt, um irgendeinen Gebrauchswert mit den vorhandenen gesellschaftlich-normalen Produktionsbedingungen und dem gesellschaftlichen Durchschnittsgrad von Geschick und Intensität der Arbeit darzustellen".[27]

Das Konzept der „gesellschaftlich notwendigen Arbeit", welche die Tauschwerte von Gütern festlegt, erkennt auch das „durchschnittlich" vorherrschende technologische Niveau. Somit impliziert „gesellschaftlich notwendige Arbeit" ein bestimmtes Wissen über den Produktionsprozeß. Die Verwendung von computerunterstützten Drucksetzmaschinen in der Zeitungsproduktion, Robotern in der Autoerzeugung oder Erntemaschinen in der Landwirtschaft sind Beispiele für Technologieplattformen. Einige ProduzentInnen liegen dabei über dem Durchschnitt, andere wiederum darunter. Eine Ware, die durch eine/n ArbeiterIn eines „unterdurchschnittlichen" Unternehmens mit veralteter Technologie und/oder unter Verwendung veralteter (Arbeits-)Techniken erzeugt wurde, hat deswegen nicht mehr Wert, weil seine Produktion mehr

Zeit benötigte. *Genausowenig hat eine Ware weniger Wert, wenn sie durch eine/n äußerst produktive/n ArbeiterIn unter Verwendung von state-of-the-art Ausrüstungen und neuesten (Arbeits-) Techniken in weitaus kürzerer Zeit hergestellt wurde.*

Das letzte Beispiel zeigt, daß ein kapitalistisches Unternehmen Extraprofit unter Verwendung von speziellem Wissen realisieren kann. Die Produkte des/r moderneren Produzenten/in enthalten weniger als die gesellschaftlich notwendige Arbeit und werden damit billiger produziert. Der Preis am Markt ist derselbe wie der, der von weniger produktiven KonkurrentInnen verlangt wird. Der Wettbewerb treibt damit den technologischen Fortschritt voran, jedoch in einer zufälligen und gesellschaftlich gefährlichen Weise, da der maximale Profit das alles überdeckende Ziel ist.

Wird dieses Wissen zum neuen Durchschnitt, das heißt, jeder verwendet diese neuen Techniken, so hat der/die ErstanwenderIn die Möglichkeit zur Realisierung von Extraprofit verloren. Um den Gewinn aus der Verwendung dieses speziellen Wissens zu *maximieren*, muß der Kapitalist sich am exklusiven Zugriff erfreuen können.

Um den Wert des Wissens für den/die HerstellerIn zu erhalten, muß diese/r verhindern, daß es der allgemeine Durchschnitt wird. So wird versucht, diese neuen Techniken, die dem Unternehmen einen versteckten Vorteil geben, alleinig zu behalten. Gleichzeitig versuchen konkurrierende KapitalistInnen die neuesten Technologien zu erlangen, um effektive MitbewerberInnen zu werden. Das führte zum Patent- und Verlagsrecht (Copyright) und diese entwickeln sich durch neue Gesetze und Gerichtsentscheidungen weiter. Diese Veränderungen ergeben sich hauptsächlich aus dem Versuch, den Widerspruch der beiden gegensätzlichen Forderungen der konkurrierenden ProduzentInnen – Schutz des Profits, durch Schützen des/r Wissens- bzw. Technologieproduzenten/in versus Zugriff zu Profiten, das heißt Zugriff der MitbewerberInnen zu Wissen und Technologien.[28] Verlagsrechte und Patente sind die legalen Mechanismen, um Exklusivrechte für Technologien beizubehalten. Diese werden auch als Aktivposten in den Unternehmensbilanzen geführt.

Die Wirtschaftslehre der „Wissensproduktion" ist so geartet, daß die erste Version eine substantielle Investition verlangt (hohe Fixkosten), weitere Kopien aber relativ niedrige Reproduktionskosten erfordern.[29] Damit hat die Originalkopie einen hohen Tauschwert. Aber ebenso wie Maschinen an Wert verlieren, wenn günstigere Versionen den Markt erreichen,[30] verringern die mit geringen Kosten herzustellenden Wissenskopien rasch den Wert des Originals. Für nachfolgende AnwenderInnen trägt dieses Wissen, ist es einmal durch weite Verbreitung zum gesellschaftlichen Durchschnitt geworden, zu den Gebrauchswerten bei; wenig aber oder gar nichts zum Tauschwert. Jede Kopie (Buch, Computerfestplatte etc.) von „Wissen" konsumiert relativ zu den Entwicklungskosten vergleichsweise geringe Materialkosten; damit kann sie nur wenig Tauschwert zum endgültigen Produkt beitragen. Nehmen wir zum Beispiel eine Schneidemaschine. Jede „Kopie" derselben konsumiert zusätzlichen Stahl, Energie, Arbeit usw.; somit wird ein beträchtlicher Tauschwertanteil zum Produkt transferiert.

Vor 150 Jahren hob Marx hervor, daß „alle Produktionsmittel, die von Natur, ohne menschliches Zutun, vorhanden sind, wie Erde, Wind, Wasser, das Eisen in der Erzader, das Holze des Urwaldes" in eine bestimmte Kategorie fallen, welche Gebrauchswert ohne Tauschwert übertragen.[31] Woanders nahm Marx Bezug auf die „unentgeltliche" Arbeit der Maschinen, das Ergebnis der Maschinen unter Ausnutzung natürlicher Kräfte.[32] Er erkannte auch: „Man sah, daß die aus Kooperation und Teilung der Arbeit entspringenden Produktivkräfte das Kapital nichts kosten. Sie sind Naturkräfte der gesellschaftlichen Arbeit. Naturkräfte, wie Dampf, Wasser usw., die zu produktiven Prozessen angeeignet werden, kosten ebenfalls nichts."[33] „Kooperation" und „Teilung der Arbeit", Erfahrungen, wie die Produktion zu organisieren sei, sind weitere Beispiele von Wissen. Einmal entdeckt, kostet Wissen nichts mehr und führt daher nur wenig oder keinen Tauschwert mit sich, es erhöht aber die Produktivität und trägt zur Erhöhung der Masse der Gebrauchswerte bei. Das ist der Charakter der zeitgenössischen Produktivkräfte. Wenn Toffler sagt, daß „Wissen Wert hinzufügt" hat er in dem Sinne recht, daß es sich zur Masse des Gebrauchswertes addiert. In einem anderen Sinn hat er Unrecht, weil Information den *Tauschwert* von Waren verringert.

Durch die Verwendung der Maschinen im Produktionsprozeß wird der konstante Kapitalanteil erhöht. Es ist eine Entwicklung basierend auf der Ausdehnung von Erfordernissen – mehr Rohstoffe, mehr fixes Kapital. Wissen andererseits verringert den konstanten Anteil des Kapitals und von Produktionserfordernissen, während es gleichzeitig den Ausstoß erhöht. Die Kosten (Preise) zum Beispiel für Computer sind auf Grund neuer Materialien und Konzepte tief gefallen.[34] Verkleinerungen, automatisierte (Produktions-)Kontrollen, Erhaltungstechniken und neue „intelligente" Materialien verringern den Rohstoff- und Energiebedarf in der maschinellen Erzeugung und in der Landwirtschaft. Computerisierte Lagerkontrolle und digitale Telekommunikation verringern Lagererfordernisse und erhöhen die Geschwindigkeit der Kapitalumwälzung. Einige Wirtschaftsfachleute weisen den Anteil der neuen Technologien an der erhöhten Produktivität in den westlichen Ländern für die Zeit nach dem Zweiten Weltkrieg mit bis zu 75 Prozent aus; dies steht im Gegensatz zu der Ansicht, daß dieses Wachstum durch gesteigerte Arbeitsleistung, Rohmaterialien und Maschinen hervorgerufen wurde.[35] Wissen als eine spezielle Informationsform dominiert nun die Produktion selbst und überragt die traditionellen Anteile im fertigen Produkt.[36]

Auswirkungen auf die Arbeit

Der beschriebene Prozeß hat zwei Bedeutungen. Einerseits ist wissensintensive Produktion in der Lage, menschliche Anstrengungen „aufzunehmen" und diese Anstrengungen oftmals in derselben Reihenfolge „abzuspielen". Durch den Einsatz von programmierbaren Chips und digitalisierten Anweisungen ist dies auch bei Abwesenheit von Menschen möglich geworden. Andererseits mobilisiert Wissen den vorhandenen Nutzen der Natur. Zusammen beschreibt dies die Eliminierung der (menschlichen) Arbeit in der Produktion. Tauschwert ist das Maß der in der Produktion verbrauchten menschlichen Arbeitskraft. Ein Fall des Tauschwertes kommt einem Fall der (quantitativen) Anforderungen an die menschliche Arbeit gleich.

Konkret beeinflussen die neuen Technologien den Arbeitsmarkt auf verschiedene Arten. Forester identifiziert vier „Problemkreise" bezüglich des Einflusses der Hochtechnologien auf Arbeitsplätze. Diese beinhalten i)

traditionelle Fabriksarbeiten (Automobil- und Stahlproduktion), die im Verschwinden begriffen sind; ii) neue Industrien, die auf Grund der Automatisierung nur wenige neue Arbeitsplätze schaffen werden; iii) den Dienstleistungssektor, bei dem es berechtigte Zweifel an der Schaffung von neuen Arbeitsplätzen gibt; iv) den Hochtechnologiesektor selbst der, obwohl weiter wachsend, nur eine relativ geringe Anzahl an Arbeitsplätzen bereitstellen wird.[37]

Einer der Hauptgründe für die Einführung neuer Technologien im Kapitalismus ist die Kostenreduktion, um den Profit zu maximieren. Je größer die Einsparungen, desto größer ist der Anreiz zur Innovation. Roboter und NC-Technologien ermöglichen es Unternehmen, gut bezahlte Produktionsjobs zu eliminieren. In einem Interview beschreiben Heidi und Alvin Toffler eine neue Fabrik in Israel. Es „ist eine Schnittwerkzeugfabrik ohne eine/n einzige/n ArbeiterIn. Sogar die Maschinen bekommen ihre Teile von einem Roboter, der von Maschine zu Maschine fährt und diese versorgt." Nur noch durch technische SpezialistInnen wird in diesem Betrieb durch das Verteilen von Information Arbeit verrichtet, weiters in der Buchhaltung und im Verkauf.[38] Die NeXT Computer Fabrik in Fremont, Kalifornien, „verlangt nur fünf manuelle ArbeiterInnen und weniger als hundert andere, hauptsächlich Ingenieure, um für etwa eine Milliarde US-Dollar Computer zu produzieren".[39]

Verbesserter Datenzugriff und Analyse durch den Einsatz von Computern, moderner Telekommunikation und Vernetzung ermöglichen es, auch Positionen im mittleren Management zu streichen. Digitale Telekommunikation, hochproduktive Transporttechnologien und modernere Herstellungsmethoden erlauben die Globalisierung der Produktion und des Arbeitsmarktes. Das ermöglicht es, Arbeit (solche, die man auch woanders durchführen kann, im Gegensatz zu persönlichen Dienstleistungen) in billigere Arbeitsmärkte zu transferieren und gleichzeitig die heimischen Lohnerwartungen zu drücken. Angaben des „US Bureau of Labor Statistics" machen deutlich, daß im Jahr 2000 die gleiche Anzahl von ArbeiterInnen wie 1970 in der materiellen Produktion beschäftigt sein werden. Prozentuell gesehen nimmt dabei der Anteil von 24 Prozent auf 14 Prozent zur Jahrtausendwende ab. Von 1970 bis 1988 war der Anteil der materiellen Produktion am Bruttonationalprodukt immer rund 20 Prozent, während der Wert, gerechnet in konstanten Dollars, um über 50 Prozent gestiegen war. Andere Zahlen zeigen, daß allein in den letzten zehn Jahren 1 Million Arbeitsplätze in der Fertigung verloren gingen. Rechnet man in konstanten Werten von 1982, so verdiente ein/e IndustriearbeiterIn für eine Arbeitswoche (inklusive Überstunden) im Jahr 1970 298 US-Dollar, im Jahr 1989 264 US-Dollar, das sind 11 Prozent(!) weniger.[40] Weniger ArbeiterInnen in der Fertigung produzieren mehr und verdienen weniger.

Zur selben Zeit wird eine relativ kleine Zahl von gut bezahlten und gut ausgebildeten, „wissens-reichen" Fachleuten gesucht. „Nicht alle Teile des Arbeitsmarktes schrumpfen. Ingenieure und TechnikerInnen sind weiterhin gefragt, je nach ihrer Fachausbildung sogar von Unternehmen, die eigentlich ArbeiterInnen abbauen."[41] Die ArbeiterInnenklasse teilt sich in einen gut bezahlten und gut ausgebildeten Teil für kapital-intensive Entwicklungs- und Produktionsarbeit und einen größeren, relativ schlecht (wenn überhaupt) ausgebildeten Teil, der dazu auserkoren ist, in den Bereichen zu arbeiten, wo es noch immer zu teuer ist, zu automatisieren. Die Kluft zwischen beiden Gruppen wächst ständig.[42] Die Polarisierung der Einkommen wird immer dramatischer. Ein *Business Week* Artikel[43] zeigt auf, „daß es nur die obersten 20 Prozent sind, die in den letzten 15 Jahren eine respektable Erhöhung ihrer Einkommen erzielen konnten". Die unteren 60 Prozent hingegen mußten ein Absinken ihrer Einkünfte hinnehmen; die der reichsten 5 Prozent stiegen dabei um 60 Prozent, die der reichsten der Reichen (die oberen 1 Prozent) um 100 Prozent.

Ganze Gruppen der US-Bevölkerung werden aus dem Produktionsbereich eliminiert. Die Hinausgeworfenen sind weder KonsumentInnen noch ProduzentInnen; man benötigt sie nicht einmal mehr als „Reservearmee der Arbeitslosen". Drogen, Krankheiten, Analphabetentum, Straßenleben und Gefängnis sind nun ihr Schicksal. „Hochlohn-Sklaverei wird durch Niedriglohn-Sklaverei abgelöst. Niedriglohn-Sklaverei wird durch Sklaverei ohne Lohn ersetzt: Menschen, die ohne Löhne arbeiten, aber in Form von Coupons ‚bezahlt' werden".[44] Die letztere Gruppe wird marginal durch die Gesellschaft unterstützt und zwar durch sinkende Wohltätigkeitszahlungen und Futtermarken. Sie werden gezwungen, ihren dürftigen Lebensunterhalt durch moderne Arten der Sklaverei zu verdienen.[45] Die Kosten zur Reproduktion von marginalisierten ArbeiterInnen übertreffen bei weitem ihre Nützlichkeit als ArbeiterIn – in der Logik des Kapitalismus sind sie Menschen ohne Wert.[46]

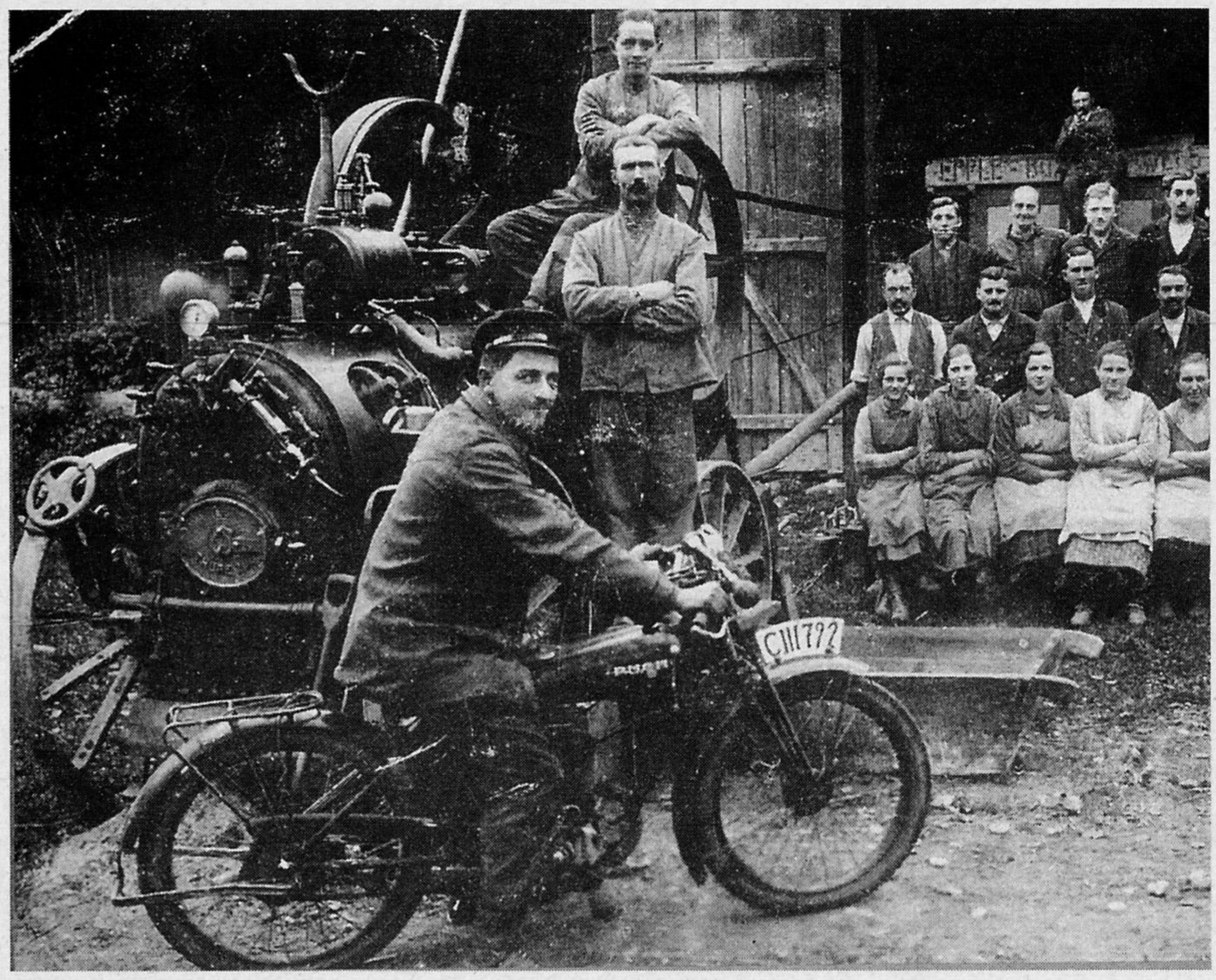
Der „gut bezahlte, wissens-reiche" Teil der ArbeiterInnenklasse ist trotzdem nicht davor gefeit, vom Druck auf Löhne und von der Unsicherheit des Arbeitsplatzes betroffen zu sein. Hinter der Modeerscheinung der objektorientierten Programmierung (OOP) steckt der Wunsch, Kosten zu senken und die Produktivität der Softwareentwicklung auf eine Stufe zu bringen, die in der industriellen Produktion schon 150 Jahre zuvor erreicht worden war. In einem Leitartikel der *Business Week* argumentiert man bereits so: „Es ist bereits zur Gewißheit geworden, daß objektorientierte Programmierung in EDV-Abteilungen zu einer Verringerung von Zeit und Kosten bei der Erstellung von Softwareprodukten führt. Das kann zu substantiellen Ersparnissen führen, da Unternehmen nunmehr den Großteil ihrer Technologieinvestitionen für Software tätigen, etwa 60 Prozent mehr als für Hardware, wie MarktforscherInnen mitteilen."[47] Die nächsten technologischen Schritte über die objekt-orientierte Programmierung hinaus sind unter dem Schlagwort „Computer Aided Software Engineering" (CASE)[48] zusammengefaßt, welche die Softwareproduktion in das elektronische Zeitalter hieven könnte: Computer schreiben Programme.[49]

Die Rezession hat voll auf die Elektronikindustrie durchgeschlagen. IBM gab an, 1992 weitere 20.000 Jobs abzubauen, also ebenso viele wie schon 1991 abgebaut worden waren. IBM hat damit seit 1986 mehr als 20 Prozent, das sind 75.000 Arbeitsplätze abgebaut.[50] Bis Ende September 1991 waren etwa 90.000 Jobs in der Elektronikindustrie verlorengegangen.[51] Minicomputer- und Großrechnerhersteller wie Digital, Bull, Wang, Burroughs, Tandem, Amdahl und IBM sind Gefangene des sogenannten „Downsizing", des Ersetzens von großen, älteren Computersystemen durch kleine, billigere und trotzdem leistungsstärkere Geräte. Dieser Trend wurde durch die Rezession und durch die neuesten Computertechnologien hervorgerufen.[52] Unter der beschönigenden Bezeichnung „Umstrukturierung" verlieren ArbeiterInnen in die-

sen Hochtechnologieunternehmen ihre Jobs. Der Grund dafür: noch bessere und noch leistungsfähigere Computertechnologie, die sie ironischerweise selbst mitentwickelt haben.

Es gibt auch keine Gründe, wieso Dateneingaben, Computerprogrammierung und/oder Datenanalysen nicht auch in Niedriglohnländern wie Indien, Irland oder osteuropäischen Ländern durchgeführt werden könnten. Das Produkt der Arbeit, die eingegebenen Daten oder Programme können sofort auf elektronischem Weg zum/r AuftraggeberIn am anderen Ende der Welt geschickt werden.[53] Eine Ausgabe des *Wall Street Journals* beschreibt in einem Artikel, wie Datenverarbeitung und ähnliche „Hintergrundarbeit" in Gegenden mit billigeren Arbeitskräften verlegt werden. Es ist also nicht nur der Bereich der schlecht Ausgebildeten, der sich bewegt.

„Im Büro von Wright Investor Services in Shannon (Irland) sind 85 Angestellte beschäftigt. Die meisten von ihnen sind junge FinanzanalytikerInnen und verdienen weniger als 20.000 US-Dollar pro Jahr. Ihre Arbeit besteht darin, Finanzinformationen von Unternehmen aus aller Welt für Datenbanken aufzubereiten und zu organisieren. Das bringt einige „Vorteile", wenn das Unternehmen anstelle der Iren amerikanische WirtschaftsabsolventInnen zu 45.000 US-Dollar im Jahr anstellen müßte... Es ist genau diese Art von ‚besseren' Arbeitsplätzen, für Finanzfachleute und TechnikerInnen, die von der irischen Regierung forciert wird. Genau dasselbe kann man von Jamaika, Singapur und auch US-amerikanischen Gemeinden sagen. So wird die Zukunft einen intensiveren, weltweiten Wettbewerb um diese Art von Aufgaben bringen."[54] Der Artikel beschreibt weiter, wie 20 Angestellte des Softwareentwicklers Quarterdeck in Irland eintausend technische telefonische Anfragen pro Tag bearbeiten. Tagsüber wird dies in den USA durchgeführt, in den Abendstunden werden die Gespräche von der Zentrale in Kalifornien nach Irland umgeleitet. Die durch einen bulgarischen Auswanderer gegründete Intercontinental Software aus Palo Alto vermittelt billige, aber gut ausgebildete Arbeitskräfte aus Osteuropa an amerikanische Unternehmen, die versuchen, die Software-Entwicklungskosten zu senken.[55]



„Die Maschine bringt nicht nur Arbeitserleichterung, sondern strahlt eine ungeheure Faszination aus: wer eine Maschine besitzt, läßt sie gerne fotografieren."
Aus: Vom Tagwerk der Jahrhundertwende, Bilder der Arbeit 1870-1930

Folgerungen

Wissen zu kopieren kostet fast nichts, speziell wenn dieses Wissen in digitalisierter Form vorliegt. Je größer der Anteil von Wissen an den Waren ist, desto mehr wird das ursprüngliche Produktionswesen in Form von Ressourcenvergeudung, menschlichem Arbeitseinsatz und Knappheit obsolet werden. Die neuen Produktivkräfte sind ressourcenschonend und doch erzeugen sie Überfluß. „Besitz" wird zu einem irrelevanten Konzept, wenn viele Menschen dasselbe Gut gleichzeitig besitzen können. Eigentumsrechte wie wir sie kennen, versperren den Weg zu weiterer Entwicklung. Das Zurückhalten der Informationen kennen wir auf viele Arten: nicht zusammenpassende Standards, die das Lernen neuer Fertigkeiten unnötig erschweren und das Teilen von Information (fast) unmöglich machen; unnötige und verschwenderische Duplizierung von Forschung und Entwicklung; teure, im Endeffekt durch die KonsumentInnen bezahlte Rechtsstreitigkeiten um die Besitzrechte von Benutzerschnittstellen; erhöhte Aufwände, um Informationspiraten abzuwehren und auf frischer Tat zu ertappen; verringerter Zugriff auf öffentliche Informationen, da Datenbanken kommerzialisiert werden; auch die Klassifizierung von Wissen als Waffe, damit es nicht in die falschen Hände gerät.[56] Der Gesellschaft wird geschadet, die gesellschaftliche Entwicklung gehemmt.

Durch das Ergebnis der neuen wissens-intensiven Produktivkräfte – weniger Arbeitsplätze und niedrigere Löhne – wird die Zirkulation von Waren im Austausch für Löhne unmöglich werden. Die Löhne sind einfach nicht hoch genug und ausreichend, um die Produktivität der Wirtschaft zu absorbieren. Private Eigentumsrechte trennen die notleidenden ArbeiterInnen von den zum Überleben notwendigen Gütern. Wohnungen stehen leer und Heimatlose schlafen in Türeingängen und gefängnisähnlichen Unterkünften.[57] Nahrungsmittel werden massenhaft zerstört, während Kinder an Unterernährung leiden und sterben. Die Analphabetenrate steigt und zur selben Zeit verlieren LehrerInnen ihre Stellen. Gleichzeitig balgen sich KapitalistInnen, um ihre Position durch das Unter-Verschluß-halten von Information zu sichern, um neue Märkte zu entdecken und in neue Profitquellen zu verwandeln und weiter die Produktion zu revolutionieren. Immer mehr Arbeitskräfte werden entlassen oder Arbeitsplätze durch „natürlichen Schwund" abgebaut. Das spitzt die Krise weiter zu.

A. Sivanandan beschreibt die Revolution in der Technologie als die

„Emanzipation“ des Kapitals von der Arbeit:

„Je mehr Arbeit versucht, das Kapital durch Entzug von Arbeit zu bändigen,[58] umsomehr bewegt sich das Kapital in Richtung seiner Emanzipation durch noch mehr Informationstechnologie, noch mehr arbeitsarme Verfahren und noch mehr Zuflucht zu den gefangenen ArbeiterInnenkräften der Peripherie. Die Beziehungen der Produktion haben sich mit den Änderungen in den Stufen der Produktivkräfte gewandelt: Information (im Sinne von Daten für Computer, Roboter, etc.) verdrängt Arbeit als Produktionsfaktor; das Kapital braucht nicht länger die lebendige Arbeit wie bisher, nicht im selben Ausmaß, nicht am selben Ort, nicht zu denselben gewohnten Zeiten; die Arbeit kann sich nicht wie bisher auf der gewohnten Basis organisieren, sie hat ihre ökonomische und damit auch ihre politische Kraft verloren. Und das ist es, was die Schlacht von einer ökonomischen zu einer politischen werden läßt...“[59]

Das Problem ist nun nicht, wie man Reichtum produzieren, sondern wie man Reichtum verteilen könnte. Daher geht es bei diesem Kampf nicht um Löhne oder sichere Arbeitsplätze, sondern um Eigentums- und Gesellschaftsbeziehungen, um den gesellschaftlichen Vertrag und das gesellschaftliche Übereinkommen über den Besitz, um gesellschaftliche Kontrolle und Überleben: also politische Angelegenheiten.

Ein Artikel von Robert Lewis im *San Francisco Examiner* vom November 1990 mit der Überschrift: „Wird das Zeitalter der Roboter eine arbeitslose Gesellschaft erzeugen?“, beschreibt:

„Stell dir eine Gesellschaft vor, in der materielle Bedürfnisse von intelligenten Maschinen befriedigt werden, wo Menschen in der Lage sind, die Verbindung, die zwischen Selbstwert und einem Job besteht, zu brechen, und fähig sind, von den Früchten der Maschinenarbeit zu leben...

Der Computerwissenschaftler Hans Moravec von der Carnegie Mellon Universität und Kalman A. Toth, Begründer der Silico-Magnetic Intelligence Corp., sagen voraus, daß Roboter in etwa zehn Jahren selbstverständlich sein werden. In 50 Jahren, sagen sie, haben Roboter fast alle, wenn nicht überhaupt, menschliche Arbeit ersetzt...

ExpertInnen meinen, daß der breite Einsatz von Robotern am Arbeitsplatz den Lebensstandard heben könnte, anders als irgendeine Erfindung der industriellen Revolution. Aber wenn Roboter wirklich an die Stelle der menschlichen Arbeit treten, dann müssen kritische Fragen beantwortet werden.

Erstens, wie soll der Reichtum, der durch Unternehmen mit Roboterarbeit produziert wurde, zu denjenigen verteilt werden, die nicht oder nur Teilzeit arbeiten? Toth spricht von einem ‚Bürgereinkommen‘ für nicht Arbeitende, auf einer Basis, die noch erarbeitet werden müßte...“

Zwischen den Bedürfnissen der Menschen und der immensen Produktivität der Wissensindustrie steht ein System von Eigentumsbeziehungen. Diese Beziehungen sind historisch – „privates Eigentum“ als eine gesellschaftliche Übereinkunft, die nicht ohne Kämpfe während des Beginnes der kapitalistischen Periode im 16. und 17. Jahrhundert entwickelt wurde.[60] Dieses System von Eigentumsbeziehungen war notwendig für den privaten Besitz von Produktionsmitteln und zum Schutz des neu erworbenen Reichtums der feudalen Mächtigen vor den auftauchenden „besitzlosen“ Massen.

Es gibt nichts Natürliches an Besitzrechten, sie sind auch nicht allgemein anerkannt.[61] Eher sind es Übereinkommen, formell und informell, durch verschiedene gesellschaftliche Kräfte festgelegt. Verschiedene Teile der Gesellschaft antworten auf diese Entwicklungen auf unterschiedliche Arten. Für den notleidendsten Teil der Gesellschaft nimmt dies die Form von Kämpfen zur Öffnung von leeren Häusern für Heimatlose, für das Verteilen von Nahrungsmitteln aus (Staats-)Supermärkten an die Hungrigen und für eine Art Grundeinkommen, finanziert durch Steuererhöhungen für die Reichen, an.

Marx und viele andere haben aufgezeigt, daß die gesellschaftlichen Beziehungen der Entwicklungsstufe der Produktivkräfte entsprechen müssen. Wir leben nun in einer Zeit, in der sich die Produktivkräfte schon weit von den gesellschaftlichen Beziehungen entfernt haben. Die wissens-intensiven Produktivkräfte zerren an den Ketten der privaten Besitzansprüche. Die Qualität des Wissens verlangt ein System, das auf Zusammenarbeit und Teilen basiert, um voll optimiert zu werden. Zusammenarbeit und Teilen erzeugt mehr Informationen und gesellschaftlichen Reichtum. Solch ein System würde einen Schwerpunkt auf Erziehung legen, da Erziehung die Infrastruktur für expandierenden gesellschaftlichen Reichtum darstellt. Solch ein System würde die Verteilung von Gütern auf der Basis von Bedürfnissen verlangen, da die Kosten der Produktion Knappheit und Löhne eliminieren würde.

Das ist natürlich ein System, das sich radikal vom heutigen unterscheidet. Dafür sind die Technologien, die wir verwenden, um Güter zu erzeugen, ebenso radikal verschieden. ■

Jim DAVIS und Michael STACK sind Systemanalytiker in den USA.

Literatur

Barsalla, G. (1988). The Evolution of Technologie. Cambridge: Cambridge University Press.

Baumol, W. and A. Blinder (1979) Economics: Principles and Policy. New York: Harcourt Brace Jovanovich.

Berliner, J. (1976). „Prospects for Technological Progress.“ In J. Berliner (1988), Soviet Industry from Stalin to Gorbachev. Ithaca, NY: Cornell University Press.

Branscomb, A. W. (1985). „Property Rights in Information.“ In B. Guille (ed.) Information Technologies and Social Change. Washington, DC: National Academy Press.

Cleveland, H. (1985). „The Twilight of Hierarchy.“ In B. Guile (ed.) Information Technologies and Social Change. Washington, DC: National Academy Press.

Cohen, S. and J. Sysman (1987). Manufacturing Matters: The Myth of the Post-Industrial Society. New York: Basic Books.

Costello, Michie and Milne (1989). Beyond the Casino Economy. London: Verso

Forester, T. (1987). High Tech Society. Cambridge, MA: The MIT Press.

Fusfeld, D. (1988). Economics, Principles of Political Economy. Boston: Scott Foresman and Company.

Gandy, O. (1988) „The Political Economy of Communications Competence.“ In V. Mosco and J. Wasko (eds.) The Political Economy of Information, Madison, WI: University of Wisconsin Press.

Goldhaber, M. (1985). Reinventing Technologies. Washington, DC: Institute for Policy Studies.

Guile (ed.) Information Technology and Social Change. Washington, DC: National Academy Press

Hayes, D. (1989). Behind the Silicon Curtain. Boston: South End Press.

Hill, C. (1975). The World Turned Upside Down. New York: Penguin.

Hindle, B. and S. Lubar (1986). Engines of Change: The American Industrial Revolution 1790-1860. Washington:

Smithsonian Institution Press.
Kelly, K., „A bean-counter's best friend", The Quality Imperative, Business Week Special Issue, 1991
Lash, S. (1991). „Disintegrating Firms", Socialist Review.
League for Programming Freedom (1990) „Against Software Patents." Cambridge, MA: LPF
Marx K. (1967). Das Kapital, Band I. New York: International Publishers.
Marx K. (1973). Grundrisse. New York: Vintage Books.
Marx K. (1968). Ausgewählte Werke. New York: International Publishers.
Miller, S. (1991). „The Electronic Chain Gang." Unpublished draft.
Peery, N. (1992). Rede gehalten in San Fransisco, Februar 21, 1992.
Sivanandan, A. (1992). „All thats melts into air is solid: the hokum of New Times." Race and Class. London: Institute of Race Relations.
Tarter, J. (1990). „Soft.Letter's Manufacturing Survey", Apple Direct, April, 1990. Cupertino: Apple Computer Inc.
Toffler, A. (1980). The Third Wave. New York: Bantam.
Toffler, A. (1983). Previews and Premises. New York: Bantam
Toffler, A. (1989) Powershift. New York: Bantam
U.S. Bureau of the Census (1991). Statistical Abstract of the United States: 1991. WashIngton, DC.
Wincor, R. and I. Mandell (1980). Copyright, Patents and Trademarks: The Protection of Intellectual Property. Dobbs Ferry, NY: Oceana Publications, Inc.

Anmerkungen

1 Dieser Artikel wurde in den Proceedings des Symposiums Directions and Implications of Advanced Computing 1992 (DIAC-92) der Computer Professionals for Social Responsibility, Palo Alto, erstveröffentlicht. Weiters erschien er in der ersten Quartalsausgabe 1993 von „Race and Class". Deutsche Erstveröffentlichung war in der Zeitschrift „Informatik Forum", September 1993
Alle Vorkommnisse von „Knowledge" im Original wurden mit „Wissen" übersetzt, alle von „Information" unverändert übernommen. Weiters wurden englische Begriffe, die auch in der deutschen (Fach-)Sprache verwendet werden, beibehalten. Heraushebungen bzw. kursive Herausstreichungen wie im Original. Seitenangaben zu Literaturhinweisen beziehen sich auf die englischsprachigen Ausgaben; Ausnahme sind Marx-Zitate.
Die Übersetzung wurde von Kurt Fuchs (engagierten Computer ExpertInnen – eCE) mit Unterstützung von Paul Mitterecker-Schweinzer (Arbeitsgemeinschaft Marxismus – AGM) durchgeführt.

2 Kontakt: stack@starnIne.com (Michael Stack)

3 Karl Marx, „Vorwort zum Beitrag zur Kritik der politischen Ökonomie." In Ausgewählte Werke, Band II, S. 503.

4 R. Lewis, „Will the age of robots produce a workless society?" San Francisco Examiner, November 1990.

5 Websters New Collegiate Dictionary (1975).

6 Al Gore, „Infrastructure for the Global Village." Scientific American, September 1991, p. 151.

7 Sicherlich gibt es andere wichtige Informationsaspekte in der heutigen Wirtschaft. Große Mengen von Information sind erforderlich, um Waren im globalen Markt zu verschieben. Und Information selbst ist ein Gebrauchsartikel geworden (D. Schiller, 1988). Die Reproduktion der Arbeitskraft verlangt nach Wissensübermittlung, um weiter an der Produktion teilhaben zu können; dies wird zum Beispiel vom Erziehungssystem gefördert. Unterhaltung und Propaganda zur Aufrechterhaltung der sozialen Ordnung wird größtenteils durch die „Informationsindustrie" durchgeführt; dies inkludiert die Medien und die Unterhaltungsindustrien. Methoden der begleitenden sozialen Kontrolle durch Polizei und Militär halten selbstverständlich Schritt mit diesen neuen Technologien.

8 Das heißt: geringerer Rohstoff- und Energieverbrauch (Anm. d. Übers.)

9 Cleveland; sowie Toffler, Previews and Premises. p. 25.

10 „Die Natur baut keine Maschinen, keine Lokomotiven, Eisenbahnen, electric telegraphs, self-acting mules etc. Sie sind Produkte der menschlichen Industrie; natürliches Material, verwandelt in Organe des menschlichen Willens [...] seiner Betätigung in der Natur. Sie sind von der menschlichen Hand geschaffene Organe des menschlichen Hirnes, erschaffen durch die menschliche Hand; vergegenständlichte Willenskraft. Die Entwicklung des capital fixe zeigt an, bis zu welchem Grad das allgemeine gesellschaftliche Wissen, knowledge zur unmittelbaren Produktivkraft geworden ist" Karl Marx, Grundrisse, S. 602.

11 Schlanke Produktion (Anm. d. Übers.).

12 S. Cohen und J. Sysman, p. 118. Man beachte auch die darunterliegende Fußnote, die angibt, daß der Fertigungsausstoß in den USA mit weniger ArbeiterInnen weiterhin wächst.

13 Toffler, Previews and Premises. p. 20. Toffler verwendet den Ausdruck „Wellen", um diese Stufen darzustellen: die erste Welle entspricht dabei der Zeit der landwirtschaftlich geprägten, manuellen Arbeit; die zweite Welle entspricht der mechanisierten, industriellen Produktion; die dritte Welle entspricht der auf Elektronik, Biotechnologie und neuen Materalien basierenden wissens-intensiven Produktion.

14 Goldhaber, p. 61.

15 League for Programming Freedom, „Against Software Patents".

16 „Ein aus Bakterien isoliertes Protein ist ein vielversprechender Ansatz als Molekül-Datenspeicher. ... Eine Gruppe von Forschern der Syrakus Universität berichtete, daß sie Daten optisch in einem kleinen Block aus Bakterien gewonnener Moleküle dreidimensional speicherten und wieder abriefen." Der Artikel führt weiter aus, daß sechs Würfel dieser Moleküle mit je einem Zentimeter Seitenlänge die gesamte Kongreßbibliothek speichern könnten. Amal Kumar Naj, „Bacteria Protein May Help to Miniturize Computers." Wall Street Journal, September 4, 1991. p. 2-4.

17 1991 U.S. Industrial Outlook. US Department of Commerce, January, 1991. p. 15-28. Diese Angaben sind für den Markt der Standardsoftwarepakete und enthalten nicht die Anteile von Spezialanfertigungen und Eigenentwicklungen.

18 Dieter Altenpohl, Vorstand von Alusuisse, zitiert in Cleveland.

19 Costello, Michie and Milne, 1989. Eine kürzlich erschienene Business Week betonte, daß „Automatisierung die Kosten von Handarbeit auf 15 Prozent, in High-tech Industrien auf 5 Prozent verringert habe." (Kelly, 1991).

20 Herausgehoben in Hayes, p. 87.

21 S. Lash 1991.

22 New Jersey Bell Journal, 1984, zitiert in Cleveland.

23 S. Rosenfeld, „Smart tractors transform farming," San Francisco Examiner, June 10, 1991.

24 Powershift, p. 82.

25 Baumol and Blinder, 1979. p 322.

26 Informationsverarbeitende ArbeiterInnen können Mehrwert produzieren und sind damit produktive ArbeiterInnen im marxistischen Sinne – ForscherInnen und DatensammlerInnen sind damit die Bergarbeiter der Informationsproduktion; ProgrammiererInnen die WerkzeugherstellerInnen; ComputerbedienerInnen die SchmiedearbeiterInnen; usw.

27 Kapital, Band I, S. 53.

28 Siehe auch Hindle und Lubar, 1986; Stallman, 1985; Wincor and Mandell, 1980. Wir nehmen hier an, daß die Aufgabe nicht die Produktion von Wissen, wie zum Beispiel in Softwarehäusern, ist. Mehr noch müssen sie die Technologie so weit wie möglich verkaufen und dabei im Besitz der Technologie bleiben.

29 Wissensintensive Gesellschaften wie Microsoft (Software) oder Merck (Pharmaceutica) können höchst profitabel sein, sofern sie ein erfolgreiches Produkt haben. Microsoft hat mit einem Drittel des Umsatzes zweieinhalb mal so viel Gewinn wie Apple. (Business Week, November, 18, 1991) Softwarefirmen sind auch Sonderfälle, weil sie eigentlich über keine fixen Güter verfügen und nur geringe direkte Herstellungskosten haben. Ein Computerprogramm mit einer Entwicklungszeit von mehreren Personenjahren kann in wenigen Sekunden unter Zuhilfenahme eines PCs kopiert werden. Soft-Letter, ein Softwaremagazin, versorgte seine Leser erst kürzlich mit Informationen zu den Herstellungskosten. „Die typische PC-Software Firma verwendet 18 Prozent der Einkünfte für Produktkomponenten, Herstellungsarbeiten und Versand." Die mittleren Kosten für eine Einheit eines Software Produktes (Disketten und Handbücher) betrugen $ 10.20; für Produkte im $ 300 $ 999 Bereich waren dies $ 20.98. (Tarter, 1990).

30 Neben dem materiellen unterliegt die Maschine auch enem sozusagen moralischen Verschleiß. Sie verliert Tauschwert im Maße, worin entweder Maschinen derselben Konkurrenten wohlfeiler reproduziert werden können oder bessere Maschinen konkurrierend neben sie treten. In beiden Fällen ist ihr Wert, so jung und lebendig sie sonst noch sein mag, nicht mehr bestimmt durch die tatsächlich in ihr selbst vergegenständlichte, sondern durch die zu ihrer eignen Reproduktion der besseren Maschine notwendige Arbeitszeit. Sie ist daher mehr oder weniger minder entwertet. (Kapital, Band I, S. 426f).

31 Kapital, Band I, S. 218.

32 Ziehen wir von beiden, von Maschinerie und Werkzeug, ihre täglichen Durchschnittskosten ab oder den Wertbestandteil, den sie durch täglichen Durchschnittsverschleiß und dem Konsum von Hilfsstoffen, wie Öl, Kohle usw. dem Produkt zusetzen, so wirken sie umsonst, ganz wie ohne Zutun menschlicher Arbeit vorhandene Naturkräfte (Kapital, Band I, S. 409).

33 Kapital, Band I, S. 407.

34 Siehe, zum Beispiel Forester, 1987.

35 Berliner, 1976.

36 Daraus folgt, daß in einer wissensbasierten Wirtschaft die Wissens-Produktion und -Verteilung der führende Sektor der Wirtschaft wird, ähnlich der Eisenbahn in den sechziger Jahren des vergangenen Jahrhunderts. Dies wäre ein fruchtbares Gebiet für weitergehende Untersuchungen.

37 Forester, 1987.

38 „NeXTWORLD Interview: Alvin and Heidi Toffler", NeXTWORLD, Vol. 1, No. 2, March/April 1991.

39 „All NeXTs Factory Lacks is Orders", New York Times. December 24, 1990, p. 23.

40 U.S: Bureau of Census, p. 413. Gemäß der Arbeitswerttheorie fällt, wenn der Wert (Tauschwert) von anderen Gebrauchsgütern fällt, auch der Wert der Arbeitskraft, welcher selbst einen Gebrauchsartikel darstellt. Da sich der Preis um den Tauschwert manifestiert, würde der Preis der Arbeitskraft (Löhne) ebenso fallen.

41 „Help Not Wanted," Business Week, December 23, 1991.

42 Fusfeld, 1988. Siehe auch Gandy, 1987 für eine Diskussion von „Informations-reich" gegen „Informations-arm".

43 „The rich are richer and America may be the poorer," Business Week, November 18, 1991.

44 Miller, 1991.

45 „New Yorks Staatsgefängnis hat in aller Stille Zwangsarbeitsmaßnahmen ergriffen. ZelleninsassInnen, welche diese Arbeit verweigern, bleiben 23 Stunden am Tag eingeschlossen. ... Für ihre Arbeit erhalten sie 60 Cent pro Tag bei 40 Stunden die Woche..." „New York State Prisoners Work or Else." New York Times. Jan 27, 1992.

46 Peery, 1992.

47 „A Great Leap for Software and Business", Business Week Editorial, September 30, 1991.

48 CASE ist der Versuch, den Softwareentwicklungsprozeß, beginnend mit dem Entwurf und dem Design, der Programmierung und den Tests, der begleitenden und weiteren Dokumentation, sowie der Zusammenarbeit der zu entwickelnden Software mit anderen SW-Komponenten, unter Einbettung dieser Vorgänge in einen, soweit möglich, generalisierten computerunterstützten Prozeß beherrschbar zu machen (Anm. d. Übers.).

49 Dieser Prozeß unterscheidet sich nicht von früheren Anstrengungen, die Macht der ausgebildeten ProduktionsarbeiterInnen zu brechen. Vergleiche die Einführungen am Textilsektor im letzten Jahrhundert (Barsalla S.111).

50 Wie kürzlich bekanntgegeben wurde, erreichte IBM im Geschäftsjahr 1993 den höchsten Verlust, den en US-amerikanisches Unternehmen je einfahren konnte: fast 6 Milliarden Dollar, dies entspricht fast dem österreichischen Budgetdefizit. 1992 wurden auch nicht, wie ursprünglich vorgesehen, 20.000 sondern fast doppelt so viele Arbeitsplätze „abgebaut". Alleine für IBM-Europa ist für 1993 en Abbau von mindestens 10.000 Arbeitsplätzen vorgesehen; für IBM gesamt sind nach letzten Angaben (Juli 1993) etwa 50.000 geplant (Anm. d. Übers.).

51 „Thousands of Electronic Jobs Vanishing." San Francisco Chronicle. December 4, 1991.

52 „Sowohl Tandem und Amdahl produzieren große Computer. Dieses Industriesegment wurde zuletzt in Mitleidenschaft gezogen, da die Kunden immer mehr Computeranwendungen auf vernetzten Workstations/PCs durchführen." „Two Computer Makers Report First-Ever Losses." San Francisco Chronicle. January 24, 1992.

53 Oder Colorado und Texas. Apple baute die letzte Fabrik in Colorado und plazierte einen Standort für technisches Unterstützungspersonal in Texas, da die Kosten in diesen Staaten geringer als im Silicon Valley sind.

54 „American Firms Send Office Work Abroad to Use Cheaper Labor," Wall Street Journal, August 14, 1991.

55 Die New York Times beschreibt eine kürzliche Abmachung zwischen einem russischen Design Team und dem US-amerikanischen Computerhersteller Sun Microsystems: „Der volle Zeitaufwand des [russischen] Teams wird zu einem erstaunlich geringen Preis Sun zugute kommen. Die Mitglieder [des Teams] bekommen nur etwas mehr als ihr derzeitiges Gehalt von einigen hundert Dollars pro Jahr bezahlt... Amerikanische Top-Designer verkaufen ihre Dienste für 100.000 Dollar oder mehr pro Jahr. Offizielle Vertreter von Sun meinten, das russische Team könnte nicht so ansehnlich bezahlt werden, ohne dabei Neid unter ihren russischen Fach-Kollegen zu erzeugen oder die Inflation in Rußland anzuheizen... Andere High-Tech-Unternehmen suchen bereits nach ähnlichen Glücksfällen..." „Russian Computer Scientists Hired by American Company", New York Times. March 3, 1992.
ATT hat bereits unter ähnlichen Bedingungen 27 Wissenschafter für Halbleiterforschung angeheuert, weitere US-Unternehmen drängen bereits nach (CPSR/Berkely Newsletter 92/3, 92/4)

56 Der Fall der „Boston 3" ist ein Beispiel dazu. Die technischen Fertigkeiten von drei Ingenieuren, die aktive politische Unterstützung für Irland leisteten, wurde gegen sie bei der gerichtlichen Verfolgung verwendet. Wissen, verbunden mit einer bestimmten politischen Überzeugung, ist somit Grund genug für gerichtliche Verfolgung.

57 Nach US-amerikanischen Volkszählungsergebnissen stehen 7 Prozent der Häuser in den USA leer. San Francisco, mit 6.000 bis 12.000 geschätzten Obdachlosen hat rund 22.000 leere Häuser (San Francisco Examiner, April, 1991)

58 Streiks (Anm. d. Übers.).

59 Sivanandam, p. 8.

60 Siehe auch Hill, 1975.

61 Branscomb, 1986.

Vom Glück und Ende der Arbeitswerttheorie

Peter FLEISSNER

Auf den ersten Blick gesehen kann ich der Analyse von Jim Davis und Michael Stack über die Rolle des Wissens in der Produktion weitgehend zustimmen. Ich bin wie sie der Meinung, daß die heutige Technologie gerade wegen ihrer hohen Effektivität unter den herrschenden kapitalistischen Verhältnissen zu Arbeitslosigkeit, Benachteiligung oder Ausgrenzung im nationalen wie im internationalen Maßstab führt, und zum Raubbau an Mensch und Natur.

Die Produktionsverhältnisse sind zur Fessel der Produktivkräfte geworden. Soweit – so schlecht. Diese Einsichten sind so neu nicht, neu ist der durch Computer-, Informations- und Kommunikationstechnologien qualitativ veränderte Mechanismus von Ausbeutung und Kapitalakkumulation, der durch Auslagerung von bisher den Menschen vorbehaltenen Arbeitsfunktionen auf Maschinen mit einer Zunahme des vergegenständlichten Wissens und seiner Anwendung in der Produktion von Waren und Dienstleistungen einhergeht. Der seit Mitte der achtziger Jahre gewendete Kapitalismus hat einen neue Mischung von Profitaneignungsformen entwickelt. Heute ist der Einfluß des Finanzkapitals durch Gewinnabschöpfungen aus dem Geld-, Wertpapier- und Kreditsektor, vor allem aus der stark angewachsenen Staatsverschuldung, zu einem wesentlichen Wirtschaftsfaktor geworden. Das Kräfteverhältnis zwischen Kapital und Arbeit hat sich zugunsten des Kapitals verändert.

Der Artikel von Davis und Stack soll zum Anlaß genommen werden, längerfristige Überlegungen, die bei Marx zwar vorhanden, aber kaum praxisleitend geworden sind, herauszuarbeiten und mit einer Analyse des Arbeitswertbegriffs, seiner Modifikationen und schließlich seines Endes zu verbinden. Diese Untersuchung soll es ermöglichen, den theoretischen Anschluß an gegenwärtige Entwicklungen und Tendenzen zu finden, die – bereits heute in Keimform vorhanden – später zukunftswirksam sein könnten. Der bloße Wunsch von Davis und Stack nach neuen Produktionsverhältnissen, die das Paradies hervorbringen werden, ist zwar verständlich, läßt aber offen, welche Wege beschritten und welche politisch-organisatorischen Ziele verfolgt werden können. Ferner fehlt ihnen eine entsprechende theoretische Grundlage, die einen neuen Blick auf die Gegenwart erlauben würde. Meiner Ansicht nach ist es dazu hilfreich, vom Begriff des Reichtums auszugehen und ihn genauer unter die Lupe zu nehmen.

Was ist Reichtum?

Im Lauf der Geschichte wechselte die inhaltliche Bestimmung dessen, was Reichtum ausmacht und was als wertvoll angesehen wurde. Die Auffassungen darüber geben die Wege an, wie man zu Reichtum kommen kann. Sie finden ihren Niederschlag in entsprechenden *Modifikationen des Wertbegriffs*: Im Feudalismus wurde Reichtum durch die *Anhäufung von Schätzen* erworben, im Merkantilismus wurde man durch den *Transfer von Schätzen* reich, bei den Physiokraten galt Reichtum als *Frucht der Natur*. In der Anfangsphase des Kapitalismus setzte Adam Smith 1776 in „An Inquiry into the Nature and Causes of the Wealth of Nations" (Der Wohlstand der Nationen, dtv, München 1978, S. 272-274) eine neue Definition: Nicht mehr die *Schätze*, angehäuft durch Raub oder Ausplünderung, wären das Maß des Reichtums, sondern die menschliche Arbeit, die in einem Land geleistet wird. Er meinte dabei immer die sogenannte *produktive Arbeit*. Die unproduktive Arbeit, selbst die des Herrschers samt seiner Justizbeamten, der Geistlichen, Schauspieler, Rechtsanwälte, Clowns, Ärzte und Operntänzer charakterisierte er als parasitär, sie lebten vom Einkommen anderer.

Marxsche Werttheorie

Marx führte die Ideen von Adam Smith, David Ricardo und Thomas Robert Malthus weiter, bereinigte sie von Widersprüchen und schuf eine umfassende Analyse und Kritik des Kapitalismus, den er als historisch gewachsen und daher auch als vergänglich ansah. Er zeichnete die allgemeinen Züge des Wirtschaftsprozesses nach: Arbeit in ihren verschiedenen Spezialisierungen (*Arbeitsteilung*) und mit technischer Unterstützung auf unterschiedlichem Niveau erlaubt es den Menschen, in den vorgefundenen Stoffwechsel zwischen Gesellschaft und Natur einzugreifen, eine zweite Natur, technische Artefakte, aufzubauen, und durch den immer virtuoseren Umgang mit der Natur und der Gesellschaft sich selbst umzugestalten.

Diese Aussage gilt allgemein, kennzeichnet aber noch nicht die bestimmte Form der Produktionsverhältnisse. Daher wurden durch Marx ihre näheren Bestimmungen herausgearbeitet: Mit der historisch erfolgten Trennung der Gesellschaft in Personen und Personengruppen (*Klassen*), die im Besitz der Produktionsbedingungen sind (*Kapitalisten*), und jene, die nichts außer ihrer Arbeitskraft zu verkaufen haben (*Arbeiterklasse*), entstand eine neue Ungleichheit, einer der Gründe für die *Demokratieunverträglichkeit* des Kapitalismus. Obwohl die Besitzer der Produktionsmittel in der zahlenmäßigen *Minderheit* sind, üben sie durch die Entscheidung über den Einsatz der Produktionsmittel und die Art und den Umfang der Produktion übergroßen gesellschaftlichen Einfluß aus. Die historisch entstandene Notwendigkeit, die arbeitsfähigen Menschen in organisierter Weise mit den Produktionsmitteln zusammenzubringen, erzeugte den *Arbeitsmarkt* und die Möglichkeit der *Arbeitslosigkeit*. Die Mehrheit der Menschen produziert nicht für sich selbst, sondern für andere. Daraus folgt die *Entfremdung* der Arbeitenden von den Produkten ihrer Arbeit, den *Waren*. Die Arbeiter und Angestellten erhalten für ihre Arbeit vom Unternehmen *nicht den vollen Ertrag* zurück, der am

Markt für ihre Arbeit erzielt wird (wie es bei den kleinen und großen *Warenproduzenten der Fall ist), sondern nur einen bestimmten Anteil daran, den Lohn. In diesem Unterschied liegt das Phänomen der Ausbeutung* begründet. Da die tatsächliche Organisation der Wirtschaft aber keine unmittelbaren Beziehungen zu anderen Menschen erfordert, sieht es so aus, als ob die Waren ein seltsames Eigenleben besäßen (*Fetischcharakter*), obwohl sie genauer betrachtet Ergebnisse menschlicher Arbeit sind, Arbeit von lebendigen Menschen für andere Menschen. Waren werden über *Märkte* gegen *Geld* ausgetauscht. Dadurch gegen die direkten Beziehungen verloren, sie werden als solche unsichtbar. Geld und Waren sind aus der Sicht von Marx nichts anderes als geronnene Arbeitszeit, wobei die Waren unterschiedliche Nützlichkeiten besitzen, Geld aber dadurch, daß es sich über den Markt in jede beliebige Ware verwandeln kann, eine besondere Form von Nützlichkeit besitzt, nämlich die *allgemeine Ware* verkörpert. Geld ist deshalb so faszinierend, weil es potentiell die Fülle aller menschlichen Möglichkeiten verfügbar macht.

Arbeitswertpreise und Produktionspreise

Bereits Malthus hatte, genauso wie Davis und Stack, seine Probleme mit dem Wertkonzept von Adam Smith. Die Erklärung des Übergangs von einer Preistheorie auf der Grundlage der aufgewendeten Arbeitszeit zu den in der Wirklichkeit auftretenden Preisen gelang ihm ebensowenig wie er im Artikel „Wissen in der Produktion" gelingt. Die Werttheorie nach Smith paßt auf eine idealtypische Gesellschaft aus *kleinen Warenproduzenten*, also für Kleinbauern oder Handwerker, bei denen die Produktionsmittel vernachlässigt werden können. Ebenso ging Marx im „Kapital", Band 1, zunächst davon aus, daß die Marktpreise nichts anderes als die in Geldeinheiten umgerechneten gesellschaftlich durchschnittlichen Arbeitszeitaufwendungen direkter und indirekter Art darstellen, hat aber diesen Ansatz nur als Ausgangspunkt für weiterführende Überlegungen genommen. Wir wollen das durch Arbeitszeit definierte Preissystem das System der *Arbeitswertpreise* nennen. Wie wir wissen, sind die tatsächlich beobachtbaren Preise am Markt nicht mit den Arbeitswertpreisen identisch. Marx hat dieses Problem gesehen und im Band 3 des Kapitals eine Näherungslösung für diesen (später Transformationsproblem genannten) scheinbaren Widerspruch vorgeschlagen, die im weiteren viel kritisiert wurde. Dabei ging er in seiner Theorie implizit von einer Gesellschaft der kleinen Warenproduzenten mit Arbeitswertpreisen zu einer Gesellschaft von Kapitalisten über, die unter idealisierten Konkurrenzbedingungen agieren, und gab eine Methode an, welche *das Arbeitswertpreissystem in die sogenannten Produktionspreise* überführte, die in allen Sektoren die gleiche durchschnittliche Profitrate ermöglichen. *Bortkiewicz* hat um die Jahrhundertwende die Marxsche Näherungslösung vollendet und eine korrekte Lösung angegeben. Heute kann man davon ausgehen, daß das Transformationsproblem unter den einschränkenden Bedingungen einer invarianten Produktionsstruktur und unter vollkommener Konkurrenz der kapitalistischen Betriebe geklärt ist.

Wertverbrauchende Arbeit

Allerdings bleiben immer noch viele ökonomische Fragen offen. Wie ich anhand eines Gedankenexperiments zeigen will, *gilt* die *Arbeitswertlehre* in der klassischen Form *nicht* für solche Arbeitsbereiche, deren Output nicht akkumuliert werden kann. Manche Dienstleistungen, jene, die im Augenblick ihrer Entstehung verbraucht werden, die weder gelagert noch weiterverkauft werden können, sondern sofort konsumiert werden müssen, stellen zwar Gebrauchswerte dar, da aber wegen der Nichtakkumulierbarkeit *kein Mehrprodukt*, und wegen der fehlenden stofflichen Basis auch *kein Mehrwert* erzeugt wird, sondern Tauschwerte verbraucht werden, nenne ich diese Bereiche zum Unterschied von den klassischen werterzeugenden Sektoren *wertverbrauchend*. Die Erzeugung von Wissen in kapitalistischen Dienstleistungsbetrieben im Sinne von Davis und Stack fällt genau unter diese Kategorie.

Ein Gedankenexperiment

Nun zum Gedankenexperiment, das den unterschiedlichen Status von Arbeiten im werterzeugenden und im wertverbrauchenden Sektor klarmachen soll. Denken Sie sich eine Wirtschaft kleiner Warenproduzenten bestehend aus *Kleinbauern* und *Geschichtenerzählern*, die alle mit der je gleichen Technologie auf eigene Rechnung für den Markt produzieren. Die Bauern müssen nach der klassischen Arbeitswerttheorie über den Markt in Geld eine Entsprechung für die gesamte Arbeitszeit zurückerhalten, die sie geleistet haben. Damit sind sie in der Lage, über ihre (gleichbleibenden) Konsumerfordernisse hinaus z. B. Getreide für die Aussaat im nächsten Jahr zu akkumulieren. Die Summe dieses nicht konsumierten Getreides entspricht dem gesellschaftlichen Mehrprodukt. Die Geschichtenerzähler sind per definitionem an der Erzeugung des Mehrprodukts nicht direkt beteiligt. Sie können, soll die obige Bedingung der vollen Entschädigung für die Bauern nicht verletzt werden, nur soviel für ihre Leistungen erhalten, als sie selber verbrauchen, aber keine Sekunde an Mehrwert akkumulieren. Der Einfachheit halber nehmen wir an, daß die Geschichtenerzähler und die Bauern pro Kopf die gleichen Aufwendungen für ihre Reproduktion benötigen, also der hypothetische „Lohn" gleich hoch sei.

Nun wollen wir die Wirtschaft in ihrer Ausgangssituation (W0) auf zwei verschiedene Arten wachsen lassen, einerseits durch das Zuwandern eines weiteren Bauern (W1), als Alternative durch die Zuwanderung eines weiteren Geschichtenerzählers (W2). Vergleichen wir nun die durchschnittlichen Mehrwertraten dieser unterschiedlichen Wirtschaften (gesamter Mehrwert dividiert durch das gesamte variable Kapital als Summe aus den hypothetischen Löhnen der Bauern und als Summe der Löhne der Geschichtenerzähler, die deren gesamte Einnahme verkörpert), so können wir feststellen, daß die Mehrwertrate in W1 größer sein wird als die Mehrwertrate der Ausgangssituation W0, und jene wieder größer als die Mehrwertrate in der Situation W2. Warum? Der zusätzliche Bauer erhöht das gesamte Mehrprodukt, während der zusätzliche Geschichtenerzähler dies nicht tun kann. Das variable Kapital ist in beiden Situationen, W1 und W2, gleich groß, der Mehrwert ist aber in W1 größer als in W2, wodurch die Mehrwertrate in W2 kleiner ist als in W1. (Ein mathematischer Beweis anhand der durchschnittlichen gesellschaftlichen Mehrwertrate findet sich im Anhang.)

Eine realistische Profitrate

Die oben verwendete Mehrwertrate läßt sich ohne Beschränkung der Allgemeinheit der obigen Aussage als Nä-

„Die gemischten Warenhandlungen erfreuen sich der größten Beliebtheit."

herung für die im entfalteten Kapitalismus anzuwendende Profitrate ansehen. Der Unterschied besteht im Nenner. Während die Mehrwertrate nur das variable Kapital (die Löhne und Gehälter) umfaßt, ist die Profitrate auf den gesamten Kapitalvorschuß bezogen. Er setzt sich aus konstantem (c) und variablem Kapital (v) zusammen. Beträgt die Umschlagszeit nicht genau ein Jahr, sondern T Jahre, läßt sich eine reale, auf ein Jahr bezogene Profitrate r nach der Formel

r = m/[cfix+T.(czirk+v)]

errechnen, wenn die Löhne im voraus bezahlt werden. „cfix" meint dabei das fixe Kapital, also den Zeitaufwand für Bauten und Ausrüstungsgegenstände, czirk das zirkulierende Kapital, also Vorschüsse für Roh-, Hilfs- und Betriebsstoffe und Halbfertigwaren, gemessen in Arbeitszeit. Die Profitrate läßt sich nicht nur in Arbeitszeit, sondern auch in Einheiten anderer Preissysteme ausdrücken, zum Beispiel wird der Mehrwert bei Anwendung der Ist-Preise zur tatsächlich in Geldeinheiten ausgedrückten Profitmasse, bei Produktionspreisen zu einer idealisierten Form von Profiten in einer Konkurrenzwirtschaft.

Vernachlässigung der wertverbrauchenden Bereiche

Marx hatte den Unterschied zwischen werterzeugender und wertverbrauchender Produktion in dem Bereich, der von ihm als nichtmateriell bezeichnet wurde, wohl gesehen, aber als unbedeutend vernachlässigt. Wir zitieren ihn aus den Theorien über den Mehrwert, dem sogenannten 4. Band des Kapitals:

Bei der nichtmateriellen Produktion, selbst wenn sie rein für den Austausch betrieben wird, also Waren produziert, ist zweierlei möglich:

1. Sie resultiert in Waren, Gebrauchswerten, die eine von dem Produzenten und Konsumenten verschiedene selbständige Gestalt besitzen; also in einem Intervall zwischen Produktion und Konsumtion bestehen können, als verkäufliche Ware in diesem Intervall zirkulieren können, wie bei Büchern, Gemälden, kurz allen Kunstprodukten, die von der Kunstleistung der exekutierenden Künstler verschieden sind. Hier ist die kapitalistische Produktion nur in sehr beschränktem Umfange anwendbar...

2. Die Produktion ist nicht trennbar von dem Akte des Produzierens, wie bei allen exekutiven Künstlern, Schauspielern, Lehrern, Ärzten, Pfaffen usw. Auch hier findet kapitalistische Produktionsweise nur in geringem Umfang statt und kann der Natur der Sache nach nur in einigen Sphären stattfinden. (K. Marx, Theorien über den Mehrwert, in: Marx, Engels, Werke, Band 26.1, Berlin 1974, S. 425).

Weiters meinte er:

Alle diese Erscheinungen der kapitalistischen Produktion auf diesem Gebiet sind so unbedeutend..., daß sie gänzlich unberücksichtigt bleiben können. (a.a.O., S. 426).

Abwertung wertverbrauchender Bereiche

Heute sind diese Erscheinungen wichtiger geworden. Immerhin werden in Österreich etwa 70 Prozent der Arbeitszeit in diesen damals „unbedeutenden" Bereichen verausgabt, die wir heute im wesentlichen als Dienstleistungssektoren bezeichnen. Diese Erscheinungen führten in den früheren sozialistischen Ländern zu ziemlichen theoretischen Verwirrungen und letztlich zu einer Unterbewertung von Dienstleistungen im allgemeinen, weil Dienstleistungen fälschlich mit dem abwertenden Vokabel „unproduktiv" bezeichnet worden waren, da sie nicht direkt mehrprodukt-, und unter kapitalistischen Bedingungen nicht mehrwerterzeugend sind. Auch im Westen nahmen manche Industrievertreter diesen Effekt der Dienstleistungen zum Anlaß, die vor sich gehende Entindustrialisierung zu beklagen.

Würden sich die wertverbrauchenden Sektoren ausdehnen, müßte die Durchschnittsprofitrate ceteris paribus fallen, unter der Voraussetzung, daß die wertverbrauchenden Sektoren keine Veränderungen in der Technolo-

gie mit sich bringen.

Die indirekten Effekte der wertverbrauchenden Sektoren auf die gesamte Volkswirtschaft werden durch das implementierte Wissen in der Produktion (Davis und Stack) erzeugt. Durch das Wissen wird einerseits die Arbeitsproduktivität erhöht, und ein sparsamer, ökonomischer Umgang mit den eingesetzten Stoffen und Energie ermöglicht, andererseits kann dieses Wissen, das in Dienstleistungsbereichen erzeugt wird, über technische Neuerungen zu innovativen Produkten und Prozessen führen. Damit läßt sich die Durchschnittsprofitrate wieder erhöhen bzw. können neue Märkte für Produkte aufgetan werden, deren Herstellung im Laufe der Zeit wieder der Rationalisierung unterworfen wird.

Woher kommen die Profite?

Wie lassen sich dann aber die tatsächliche Kapitalakkumulation und die Profite im Dienstleistungsbereich erklären, wenn sie keinen Mehrwert als Quelle von Profit erzeugen? Die Antwort dafür liegt im realen Preissystem, das vom Arbeitswertpreissystem abweicht. Marx sprach schon von einer Wertmodifikation im Konkurrenzkapitalismus, als er sein Produktionspreissystem entwickelte, das von gleichen Profitraten in allen Sektoren ausging. Das Produktionspreissystem läßt sich zur theoretischen Erklärung der Profitabilität von Dienstleistungen ebenfalls heranziehen, allerdings gehen die Profite im Dienstleistungssektor zu Lasten der Profite, die in den werterzeugenden Sektoren anfallen. Da sich durch Veränderung der Profitraten neue Preissysteme ergeben, ist die Gleichheit der Mehrwertmasse mit der gesamten Profitmasse nicht mehr exakt sichergestellt (wie Marx noch annahm), wenn man etwa als Normierungsbedingung die Invarianz der neugeschaffenen Werte (vor und nach der Transformation) oder, alternativ dazu, die Invarianz der Summe aller zu den jeweiligen Preissystemen bewerteten Gebrauchswerte voraussetzt.

Arbeitszeit wird als Maß des Reichtums ungeeignet

Wir können feststellen, daß jene Arbeitszeit, die in der materiellen Produktion verausgabt wird und als letztes Element einer Kette von gesellschaftlichen Aktivitäten für die Erzeugung von Mehrwert verantwortlich ist, absolut und relativ zur Gesamtarbeitszeit immer kleiner wird. Diese langfristige Tendenz führt zu einer interessanten Feststellung. Die Arbeitszeit hört auf, ein geeignetes Maß für den Reichtum einer Gesellschaft zu sein. Nicht mehr der quantitative Aspekt von Arbeit in Zeiteinheiten ist heute wichtig, sondern der Gebrauchswertaspekt, den Marx im ersten Buch zum Kapital aus der politischen Ökonomie ausgeschlossen und in eine eigene, von ihr getrennte Disziplin verbannt hatte (heute erhält die Gestaltung von Gebrauchswerten auch in der Umweltfrage größte Bedeutung):

Die Gebrauchswerte der Waren liefern das Material einer eigenen Disziplin, der Warenkunde. (MEW, Band 23, Dietz, Berlin 1979, S. 50)

Dienstleistungssektoren erzeugen in diesem Sinne ausschließlich Gebrauchswerte, sind aber nicht direkt an der Produktion von Mehrwert und damit an der Quelle für Profite beteiligt. Es scheint interessant, dazu die Marxschen Überlegungen aus den Grundrissen zu zitieren (Berlin 1981, S. 592):

„In dem Maße aber, wie die große Industrie sich entwickelt, wird die Schöpfung des wirklichen Reichtums abhängig weniger von der Arbeitszeit und dem Quantum angewandter Arbeit, als von der Macht der Agentien, die während der Arbeitszeit in Bewegung gesetzt werden und die selbst wieder – deren powerful effectiveness – selbst wieder in keinem Verhältnis steht zur unmittelbaren Arbeitszeit, die ihre Produktion kostet, sondern vielmehr abhängt vom allgemeinen Stand der Wissenschaft und dem Fortschritt der Technologie, oder der Anwendung dieser Wissenschaft auf die Produktion ... Es ist nicht mehr der Arbeiter, der modifizierten Naturgegenstand als Mittelglied zwischen das Objekt und sich einschiebt; sondern den Naturprozeß, den er in einen industriellen umwandelt, schiebt er als Mittel zwischen sich und die unorganische Natur, deren er sich bemeistert. Er tritt neben den Produktionsprozeß, statt sein Hauptagent zu sein. In dieser Umwandlung ist es weder die unmittelbare Arbeit, die der Mensch selbst verrichtet, noch die Zeit, die er arbeitet, sondern die Aneignung seiner eignen allgemeinen Produktivkraft, sein Verständnis der Natur und die Beherrschung derselben durch sein Dasein als Gesellschaftskörper – in einem Wort die Entwicklung des gesellschaftlichen Individuums, die als der große Grundpfeiler der Produktion und des Reichtums erscheint. Der Diebstahl an fremder Arbeitszeit, worauf der jetzige Reichtum beruht, erscheint miserable Grundlage gegen diese neuentwickelte, durch die große Industrie selbst geschaffne. Sobald Arbeit in unmittelbarer Form aufgehört hat, die große Quelle des Reichtums zu sein, hört und muß aufhören die Arbeitszeit sein Maß zu sein und daher der Tauschwert [das Maß] des Gebrauchswerts. Die Surplusarbeit der Masse hat aufgehört Bedingung für die Entwicklung des allgemeinen Reichtums zu sein, ebenso wie die Nichtarbeit der Wenigen für die Entwicklung der allgemeinen Mächte des menschlichen Kopfes. Damit bricht die auf dem Tauschwert ruhnde Produktion zusammen, und der unmittelbare materielle Produktionsprozeß erhält selbst die Form der Notdürftigkeit und Gegensätzlichkeit abgestreift."

Disposable Time

Im selben Buch finden wir eine neue Wendung in der Interpretation von Reichtum (die vom realen Sozialismus nicht mitgemacht wurde), die meiner Ansicht nach höchste Aktualität besitzt: Der Reichtum der Gesellschaft wird in den „Grundrissen" für die spätindustrielle Phase nicht durch Arbeitszeit, sondern durch die Freiheit von notwendiger Arbeit gemessen, durch disposable time, über die sich die allseitige Entwicklung und damit die Emanzipation der Menschen erst real herstellen kann:

„Wealth ist nicht Kommando von Surplusarbeitszeit, sondern disposable time außer der in der unmittelbaren Produktion gebrauchten für jedes Individuum und die ganze Gesellschaft", zitiert K. Marx zustimmend einen Anonymus in den Grundrissen der Kritik der politischen Ökonomie (Berlin 1981: S. 594). Und zwei Seiten danach (S. 596) finden wir: *„Es ist dann keineswegs mehr die Arbeitszeit, sondern die disposable time das Maß des Reichtums."*

Unterschiedliche Maße des Reichtums

Die traditionelle Frage, mit wieviel Aufwand ein Gegenstand erzeugt wurde, hat ihre zentrale Bedeutung eingebüßt. Heute gilt zu fragen, welchen Nutzen dieser Gegenstand für seine Benutzer stiftet, welche Gestaltungsmöglichkeiten er bietet und welche möglichen Folgen erwartet werden könnten. Die sozialistischen Länder

sind mit der Messung des materiellen Produkts (nach der Methode des material product system – MPS, das verschiedene Dienstleistungen aus der Berechnung ausgeschlossen hatte), das zur Messung der Leistung einer Volkswirtschaft in den sozialistischen Ländern herangezogen worden war, an dieser Tendenz vorbeigegangen. Die kapitalistischen Länder haben im Unterschied dazu das Konzept von Richard Stone (system of national accounts – SNA) übernommen, das von den Vereinten Nationen gefördert wurde und das heute weltweit die Basis für Volkswirtschaftliche Gesamtrechnungen darstellt. Dabei bildet die zu den vorhandenen Preisen bewertete *Gebrauchswertmasse* netto (nach Abzug der Kosten und exklusive der volkswirtschaftlichen Abschreibungen) das *Volkseinkommen* (oder, was dasselbe ergibt, grob gesprochen die Summe aller Einkommen aus Löhnen und Gewinnen). Die Beiträge pro Wirtschaftszweig zum Volkseinkommen werden allerdings immer noch als *Wertschöpfung* (value added) bezeichnet, worin sich noch die klassische Sicht der Arbeitswerttheorie widerspiegelt, nach der sich die lebendige Arbeit einer Branche (der neugeschaffene Wert nach Marx) durch Hinzufügen zum Wert der vorgetanen Arbeit zum Wertprodukt der Branche summiert.

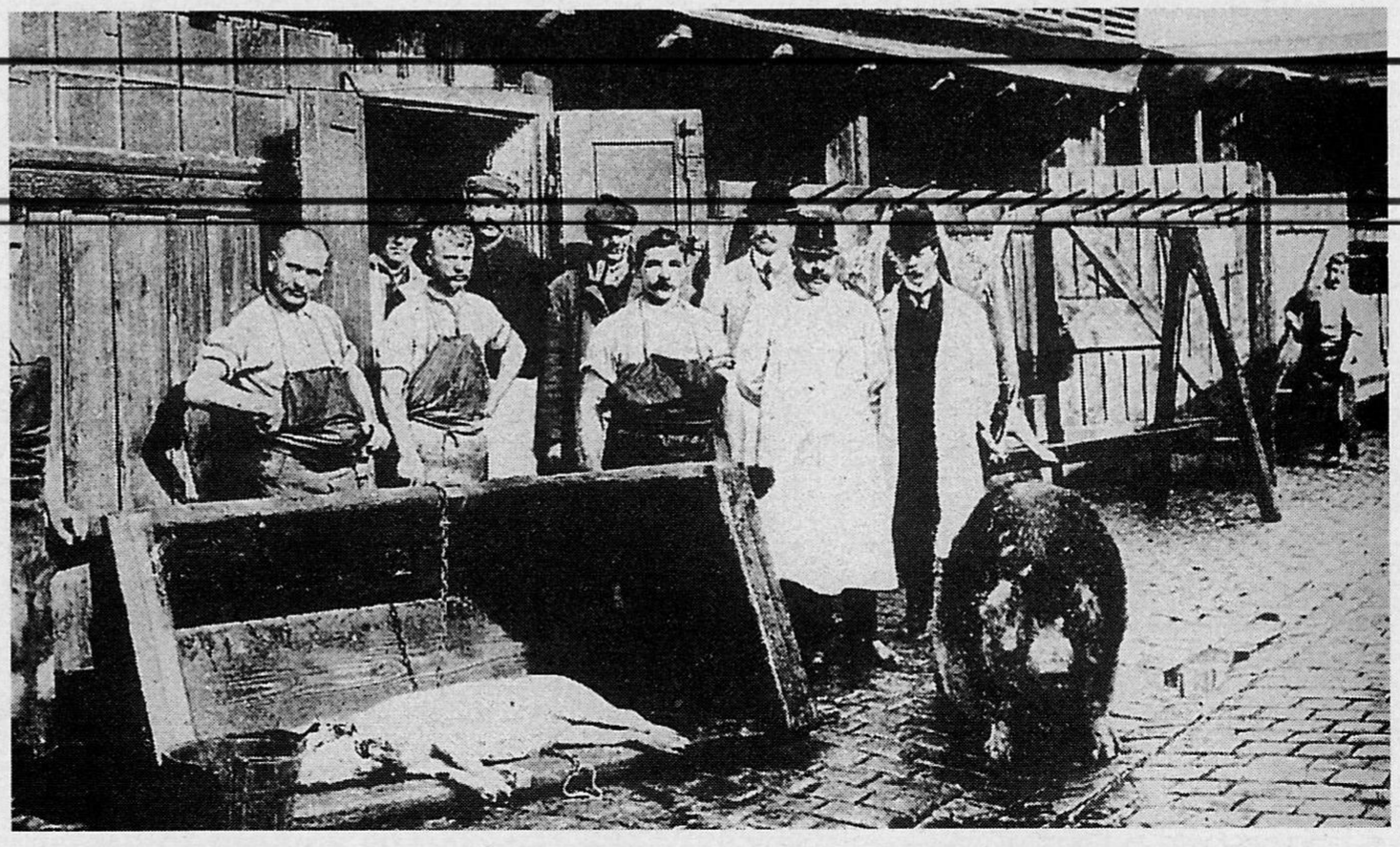
Obwohl auch beim SNA-System Preise eine wesentliche Rolle als Bewertungsmaßstab spielen, ist die Ausgangsbasis nicht die Wertschöpfung im Sinne der Arbeitszeit im warenproduzierenden Bereich, sondern die Masse der Gebrauchswerte. Das SNA-Konzept ist daher als zeitgemäßer anzusehen als das MPS-System.

Schlußfolgerungen

Da wir gegenwärtig noch in der Phase des allgegenwärtigen Tauschwertes leben, kann die Arbeitswerttheorie nach einigen Relativierungen und unter verschiedenen Modifikationen des Begriffs „Arbeitswert" als eine Quelle für das Verständnis der geschichtlichen und zeitgenössischen politisch-ökonomischen Entwicklung aufrechterhalten werden. Dies ist gegen einen Ersatz des Arbeitsbegriffes durch naturwissenschaftlich verengte Alternativbegriffe gemeint, wie etwa Energie, Entropie oder Information. Eventuell könnte sich auch der über ein Jahrhundert heftig geführte Streit im Elfenbeinturm der Ökonomen zwischen den Anhängern der objektiven und der subjektiven Wertlehre auf einem höheren Niveau in einer gemeinsame Theorie beider Sichtweise beenden lassen. Durch die zentrale Kategorie „Arbeit" ermöglicht die Werttheorie nach wie vor eine (wenn auch an die Gegenwartsprobleme anzupassende) integrierte ontologische Gesamtinterpretation der Rolle der gesellschaftlichen Menschen und ihrer Perspektiven, die von philosophischen Aspekten über die politische, wirtschaftliche, soziale und sozialpsychologische Seite bis in die Naturwissenschaften und Technik reichen könnte. Sie legt damit einen gemeinsamen Grundstein für interdisziplinäres Arbeiten, das über das bloße Neben- oder Nacheinander hinausgeht.

Arbeitszeitmaße als Indikator für den Reichtum werden dagegen immer weniger aussagekräftig. Hier zeichnet sich, wenn auch anders als von Marx gedacht, ein Übergang ab, der sich in den Überlegungen der Sozialpartner zu neuen arbeitszeitunabhängigeren Entlohnungsformen, in der Frage nach einem Grundeinkommen, nach der gesellschaftlichen Entlohnung von Hausarbeit usw. andeutet. Die Preise entkoppeln sich immer mehr von der durch die Arbeitszeit gegebenen Grundlage. Neue Wertmodifikationen sind angesagt und müssen gesellschaftlich organisiert und administriert werden (man denke etwa an Ökosteuern, die von der EU – wenn auch in einem noch unzureichenden Ausmaß – aufgegriffen wurde). Sie werden notwendig, soll die gegenwärtige Formation sich nicht selbst in den Ruin steuern. ■

Univ.-Prof. Dr. Peter FLEISSNER ist Informatiker an der TU-Wien, am Institut für Gestaltungs- und Wirkungsforschung.



„Viehmarkt St. Marx (1889): Das Schwein muß mit auf das Foto."

Anhang

Der mathematische Beweis kann wie folgt geführt werden: In der Situation W0 soll es b Bauern und g Geschichtenerzähler geben, die pro Kopf einen Reproduktionsaufwand von v haben. Die Bauern erzeugen ein Mehrprodukt mit einem Pro-Kopf-Zeitaufwand des Mehrwerts m, also insgesamt setzt jeder von ihnen v+m an Arbeitskraft ein. Die Märkte sollen immer geräumt werden können. Die durchschnittliche Mehrwertrate (= Summe des erzeugten Mehrwerts dividiert durch die Summe der individuellen Reproduktionsaufwendungen) läßt sich wie folgt anschreiben, also

r0 = b.m/[(b+g).v].

In der Situation W1 kommt ein Bauer hinzu, also

r1 = (b+1).m/[(b+g+1).v].

In der Situation W2 kommt ein Geschichtenerzähler hinzu, also

r2 = b.m/[(b+g+1).v].

Bringt man r0, r1 und r2 auf gleichen Nenner, sieht man die Größenverhältnisse der Mehrwertraten. Denn r1 ist größer als r0, das wieder größer als r2 ist, wegen

r1.[(b+g).v]/[(b+g).v]
r0.[(b+g+1).v]/[(b+g+1).v]
r2.[(b+g).v]/[(b+g).v]

oder anders angeschrieben, ausmultipliziert und ohne den in allen drei Fällen nun gleichen Nenner

(b+1).m.[(b+g).v] b.m.[(b+g+1).v] b.m.[(b+g).v],

da vereinfacht gilt

(b+1).(b+g) b.(b+g+1) b.(b+g),

oder, wie man sieht, ist

b.(b+g) + (b+g) b.(b+g) + b b.(b+g).

Lean Production[1]

Kurt FUCHS

Aktive und passive Widerstandsformen der Arbeiterbewegung, wie Absentismus, Schlamperei und Sabotage, haben den Fordismus mit in die Krise geführt. Die Differenzierung der Arbeitskräfte soll hier herausführen. Hochqualifizierte Arbeitskräfte sind in der Regel freiwillig loyal, weil sie interessante Arbeit und einen hohen Lohn haben. Unqualifizierte Arbeitskräfte (Frauen, AusländerInnen, Flüchtlinge, ...) sind zur Loyalität gezwungen, weil sie keine Garantien haben.

Res Strehle[2]

War es vorgestern der Taylorismus und sprach man gestern noch über CIM – Computer Integrated Manufacturing, so ist heute Lean Production das Modewort und die Nächsten sind auch schon vorgegeben: Business Reengineering und die Fraktale Fabrik. Die Arbeitswelt verändert sich oder um dies genauer und richtiger auszudrücken: sie wird verändert. In diesem Beitrag wird versucht, die Entwicklung dieser Produktionsveränderungen darzustellen, Licht in das Dunkel der dabei verwendeten Begrifflichkeiten zu bringen und die zu erwartenden Veränderungen im Produktionsbereich für Arbeiter und Angestellte, sowie in und für die Gesellschaft zu skizzieren. Besonderes Augenmerk soll dabei Stellungnahmen der Arbeitnehmervertretungen AK und ÖGB zu Lean Production geschenkt und weiters Tendenzen für Arbeitnehmer und Gewerkschaften und mögliche Veränderungen in deren Beziehung untereinander angerissen werden.

Als Grundsätze für die Entwicklung der Produktionstechniken und den dazugehörigen Managementmethoden in der kapitalistischen Wirtschaft – neue Technologien in der Produktion bedeuten nicht nur neue Produktionsanlagen, sondern auch neue Formen der Produktionsorganisation – soll noch folgendes festgehalten werden:

1. Es geht für die Produzenten darum, das Wissen und die Fertigkeiten der Arbeitnehmer von und über den Produktionsprozeß zu extrahieren und in eine geeignete Form zu bringen. Wer in diesem Rennen der Schnellste ist, kann sich dadurch Produktionsvorteile und die Möglichkeit zu Extraprofiten verschaffen.

„Das von den ArbeiterInnen in die Massenproduktion in Form von Fertigkeiten eingebrachte oder in den Maschinen vorhandene Wissen enthält nicht die Gesamtsumme des notwendigen Wissens: Wissen ist auch in der Produktionsorganisation vorhanden. Das traditionelle Fließband wurde einmal vorbereitet, um dann für Monate ohne Veränderung zu laufen. ArbeiterInnen führten genau eine Aufgabe aus. Veränderungen erzwangen extensive Überarbeitungen. Aktuelle Trends wie ‚Lean Production' sind nicht starr und so konzipiert, daß sie von neuem Wissen profitieren können. Dieses neue Wissen ergibt sich durch die andauernde Erfahrung mit einem speziellen Produktionsprozeß oder als vom Management angeordnete Veränderung. Als jüngste ‚Innovation' werden auch von denen, die die Arbeit ausführen, Verbesserungsvorschläge entgegengenommen und belohnt. Im letzteren Fall kann man von einer Art ‚Neo-Taylorismus' sprechen. Anstelle der Weisungen von oben ergründen die ArbeiterInnen in Teamarbeit, wie sie sich dem Arbeitsprozeß anpassen können."[3]

2. Die fortgeschrittene Automatisierung hat einen weiteren positiven Effekt für die Unternehmer: die Emanzipation des Kapitals von der menschlichen Arbeit. Die Anzahl der im Produktionsprozeß tätigen Arbeiter sinkt tendenziell. Die Arbeiteraristokratie, die sich im Zuge der Einführung der neuen Managementmethoden verstärkt herausbildet, scheint schon auf Grund ihrer Situation – gute Bezahlung, interessante Tätigkeit, sichere Arbeitsplätze – gegen aufrührerische Gedanken immun; wenn nicht, dann wird es mittels neuer Kontrollmöglichkeiten weitaus einfacher sein, solche Bedrohungen hintanzuhalten.

„Die Entwicklung des modernen Sektors verursacht die Krise der traditionellen Industrien. ... Sie müssen sich modernisieren oder sie werden verschwinden. So wird die Arbeiterklasse allmählich aus dem Produktionsprozess verstoßen, in eine marginale Klasse verwandelt. Und es bleibt eine zahlenmäßig immer kleinere Arbeiterklasse, besser bezahlt und relativ zufrieden, die für die Revolution nicht verfügbar ist."[4]

Taylorismus

Benannt nach Frederick Winslow Taylor (1856-1915), dem „Vater der wissenschaftlichen Betriebsführung", ist das Kennzeichen dieses Systems das Ersetzen von handwerklichen Faustregeln durch wissenschaftliche Methoden, selbst im kleinsten Detail jeder gewerblichen Arbeit. Der Grundgedanke dabei ist, die menschliche Betätigung wissenschaftlich und effizient zu gestalten. Das geschieht in drei Stufen:[5]

- Erste Stufe: Spezialisten der Betriebsleitung bekommen die Aufgabe, all die überlieferten Kenntnisse zusammenzutragen, die früher Alleinbesitz der einzelnen Arbeiter waren.
- Zweite Stufe: Diese Kenntnisse gilt es nun zu klassifizieren und in Tabellen zu bringen, kurz: die Leiter entwickeln ein System, eine wissenschaftliche Vorgangsweise für jedes einzelne Arbeitselement, die an die Stelle der alten Faustregel-Methode tritt.
- Dritte Stufe: Diese Wissenschaft ersetzt nun das Gutdünken des einzelnen Arbeiters. Denn nun wird die zu leistende Arbeit eines jeden Arbeiters von der Leitung wenigstens einen Tag vorher aufs genaueste ausgedacht und festgelegt. Der Arbeiter erhält gewöhnlich eine ausführliche schriftliche Anleitung, die ihm bis ins Detail seine Aufgabe, seine Werkzeuge und deren Handhabung erklärt.

Durch die extreme Zerlegung der einzelnen Arbeiten und die Anpassung der Arbeiter an technisch organisierte Arbeitsprozesse, verbunden mit einer scharfen Trennung von Kopf- und Handarbeit, soll die möglichst ökonomische Ausnutzung von Arbeiter und Maschinen erreicht werden. Natürlich, so Frederick Taylor, geschieht dies alles zum Besten der Arbeiter; von Verantwortung und Kopfarbeit entlastet, erhalten diese darüber hinaus mehr Lohn. Sehr viel dürfte Herr Taylor vom Proletariat trotzdem nicht gehalten

haben: die Arbeiter der Zukunft stellte er sich als „dressierte Gorillas“ vor.

Henry Ford (1863-1947) verbesserte die dritte Stufe, indem er den genauen Arbeitsvorschriften ein stählernes Korsett verpaßte – maschinelle Vorrichtungen, die den Menschen in einen bestimmten Arbeitstakt zwingen: Das Fließband und der Fordismus – die modernisierte Variante des Taylorismus – waren geboren! Die Arbeit wird zu den Arbeitern hingeschafft, statt umgekehrt: „Heute befolgen wir zwei große allgemeine Prinzipien bei sämtlichen Verrichtungen – einen Arbeiter, wenn irgend möglich, niemals mehr als einen Schritt tun zu lassen und nirgends zu dulden, daß er sich bei der Arbeit nach den Seiten oder vornüber zu bücken braucht...“[6]

Die Vorteile dieser Arbeitsteilung sind klar: die Unternehmer benötigen weniger spezialisierte Arbeiter, fällt ein Arbeiter aus, oder verhält er sich aufmüpfig, so kann man ihn leicht durch eine andere ungelernte Arbeitskraft ersetzen. Ungelernte Arbeitskräfte sind dabei weitaus billiger als Facharbeitskräfte. Eine derartige Arbeitsteilung geht üblicherweise mit der Einführung neuer Produktionstechniken, hier ein Fließband, einher – da kann der eine oder andere Arbeitsplatz auch überflüssig werden: der Unternehmer kann die Produktivität im Betrieb erhöhen und die Belegschaft verringern.

Taylorismus der Kopfarbeit[7]

Kopfarbeit ist die Arbeit, die der Arbeiter verrichtet, wenn er darüber nachdenkt, wie und in welcher Form der nächste Arbeitsschritt nun zu verrichten sei. Dabei spielt das Erlernte und die Erfahrung eine große Rolle. Es liegt auf der Hand, daß Taylors System an dieser Form der Arbeit ansetzt. Die Unternehmensführung möchte ja wissen, warum ein Handwerker in einer Situation ein bestimmtes Werkzeug verwendet; sie möchte dem Arbeiter dieses Wissen abnehmen und selbst in Form von Arbeitsvorgaben dieses Wissen anwenden.

Historisch gesehen haben sich diejenigen Arbeitszweige, in denen eine Beschreibung dieser Kopfarbeit am schwersten ist, am besten gegen Taylorisierung wehren können. In der Regel liegen diese Bereiche außerhalb der unmittelbaren Produktion, erfordern eine langwierige Ausbildung und sind im Allgemeinen gut bezahlt, zum Beispiel: Planen, Disponieren, Konstruieren, Diagnostizieren, Lehren etc. Andere schlecht rationalisierbare Bereiche sind die, die noch zu jung sind, als daß bereits gut anwendbare Schemata abgeleitet wurden, wie zum Beispiel Computerprogrammieren. Von Kopfarbeit entlasten möchte man nun auch die Beschäftigten in diesen Arbeitsbereichen.

Kopfarbeit I: CASE

CASE – Computer Aided Software Engineering ist ingenieursmäßige computerunterstützte Programmentwicklung – der Versuch mit streng genormten Verfahren Computerprogramme zu erstellen. Die Programmerstellung wird mit Methoden des Software-Engineering begonnen; Ziel ist, aus genormten Beschreibungen weitgehend automatisch Programme zu generieren.

In der Werbebroschüre einer Systemberatungsfirma finden wir unter der Überschrift „SOFTWARE-ENGINEERING der neunziger Jahre, die fünfte Generation“: „... wenn alle erforderliche Benutzersemantik bekannt ist, so ist auch das Softwaresystem selbst semantisch vollständig bekannt: die vollautomatische Systemerzeugung direkt aus der – formal und zugleich endbenutzernah beschriebenen – Anforderungsspezifikation wird möglich.“

Gelingt die Verbreitung dieser Produktionsweise, haben es die Unternehmer geschafft, sowohl viele ihrer Kopfarbeiter als auch die, früher für Wartung und Erweiterung ihrer Computerprogramme nötigen Programmierer, wegzurationalisieren.

Kopfarbeit II: Expertensysteme

Experten sind selten und teuer, die Ausbildung zu einem solchen ist recht langwierig. Experten finden Lösungen der ihnen gestellten Aufgaben durch eine Fülle von Wissen, das sie zur Lösung verschiedenster Aufgaben jeweils anders anwenden. Dieses Wissen wird als heuristisches (Heuristiken = Faustregeln) Wissen bezeichnet, ein Experte kann nicht immer genau erklären, bzw. oft nur sehr umständlich, warum er sich in dieser oder jener Situation so entscheidet. Je nach oft sehr unscharfen Umfeldbedingungen gibt man mal dieser, mal jener Faustregel den Vorzug. Diese Art der Problemlösung kann man schlecht mit klassischen Computerprogrammen beschreiben, die im wesentlichen ja nur aus Abfolgen von „wenn dieser Umstand erfüllt ist, so rechne jenes aus“ bestehen. Angewandtes Expertenwissen besteht zum ersten aus sehr vielen solcher Entscheidungen und zum zweiten sind viele (Experten-)Entscheidungen nicht immer ganz richtig oder ganz falsch, sondern sie liegen irgendwo dazwischen – sie sind oftmals ein bißchen richtig und ein bißchen falsch zugleich. Noch dazu ist der Grad, zu dem eine Entscheidung richtig oder falsch sein könnte, nicht immer derselbe, sondern auch vom zu lösenden Problem abhängig.

Computersysteme, die diese Art von Wissen speichern und bereitstellen können, nennt man Expertensysteme. Wie bei der historischen Taylorisierung ist auch hier die Grundlage das Wissen der Arbeiter, Angestellten und Wissenschaftler, die sowohl kontrolliert, ersetzt und wegrationalisiert werden sollen. Die Experten müssen ihr Wissen preisgeben, um den Aufbau von Wissensbasen zu ermöglichen, von denen sie zukünftig ihre Arbeitsvorgaben entgegenzunehmen haben oder von denen sie ersetzt werden sollen. Ihr eigenes Wissen tritt ihnen in repressiver Form gegenüber.

Expertensysteme sollen zwar auch der Unterstützung von weniger erfahrenen Personen und zur Konservierung von Wissen dienen; trotzdem, die Aussicht für die Experten bei verstärkter Anwendung dieser Technologie ist ähnlich wie die der Arbeiter bei der Entwicklung des Taylorismus: Kontrolle und Rationalisierung.

Automatisation

Automatisation ist dadurch gekennzeichnet, daß die Funktion der Steuerung und Regelung von Arbeitsoperationen in das maschinelle System verlagert werden. Zugleich bleiben die Funktionen des mechanisierten Systems erhalten, so daß dadurch ganze Arbeitsabläufe selbsttätig, ohne menschliche Eingriffe, von Maschinen ausgeführt werden können. Den entscheidenden Schritt für die Automatisation stellte die Mikroelektronik dar. Diese Technologie ermöglichte es, die Automatisation in großem Maßstab in fast allen Bereichen der Wirtschaft durchführen zu können. Die Leistungsverbesserungen der Mikroelektronik in technischer Hinsicht verbunden mit dem geringeren Platzverbrauch der Computer und den sinkenden Preisen beschleunigten die rasche Verbreitung der Automatisierungstechnik. Die Entwicklung der Auto-

matisierungstechnik stellte einen wesentlichen Schritt in Richtung CIM (-Konzepte) dar.

CIM

CIM steht für Computer Integrated Manufacturing – computerintegrierte Fertigung. Bei und mittels CIM sollen die organisatorischen und technischen Teilprozesse optimal aufeinander abgestimmt werden, indem die einzelnen Datensysteme zu komplexen Rechnerhierarchien zusammengeschlossen werden.

Was ist nun CIM wirklich?

Trotz der ungenauen Vorstellungen über CIM wurde immer wieder versucht, eine eindeutige Definition zu finden. Im deutschsprachigen Raum ist die Definition des „Ausschusses für wirtschaftliche Fertigung" der VDI (Verein Deutscher Ingenieure) weitgehend gebräuchlich: „CIM beschreibt den integrierten EDV-Einsatz in allen mit der Produktion zusammenhängenden Betriebsbereichen. CIM umfaßt das informationstechnologische Zusammenwirken zwischen CAD, CAP, CAM, CAQ und PPS. Hierbei soll die Integration der technischen und organisatorischen Funktionen zur Produkterstellung erreicht werden. Dies bringt die gemeinsame, bereichsübergreifende Nutzung einer Datenbasis."

Nach dieser Definition umfaßt CIM alle Datenverarbeitungssysteme der produktionsorientierten Bereiche bzw. Abteilungen eines Unternehmens, wie Entwicklung und Konstruktion, Fertigungsplanung und -steuerung, Arbeitsvorbereitung, Fertigung, Montage und Qualitätssicherung. Die EDV-Anlagen aller Bereiche eines Betriebes, zwischen denen Informationen auszutauschen sind, werden dabei vernetzt, der Datenaustausch elektronisch durchgefuhrt. So wurde ein umfangreiches, das gesamte Unternehmen durchziehendes, heterogenes, das heißt aus unterschiedlichen (Teil-)Systemen bestehendes, Computernetzwerk entstehen.

Ist CIM gescheitert?

Erst langsam wurde klar, daß eine umfassende CIM Struktur auf absehbare Zeit nicht realisierbar sein würde. Das Konzept der „Fabrik der Zukunft" als (fast) menschenleere Fabrik krankt an der hohen Komplexität, die verschiedensten elektronischen Systeme optimal untereinander zu verknüpfen. CIM bedeutet hohe Investitionskosten und ein hohes Investitionsrisiko;[8] das Erreichen der Ziele kann dabei nicht garantiert werden. Das Risiko, Investitionen für unternehmensweite CIM Lösungen in absehbarer Zeit mit entsprechenden Profiten zurückzuerhalten, wurde als immer höher eingeschätzt. Aufgrund der an technischen und betriebswirtschaftlichen Problemen scheiternden Totalvernetzung richtete sich das Interesse wieder auf den Produktionsfaktor Mensch. Er sei der flexibelste und produktivste, dessen kreative Fähigkeiten nicht durch massiven Technikeinsatz ausgeschaltet werden dürften.

So setzt man in den letzten Jahren stärker auf Methoden der organisatorischen Rationalisierung und ist scheinbar eher bereit, neuere, vom Taylorismus abweichende Formen der Arbeitsorganisation zuzulassen. Ihre Methoden der Effizienzsteigerung bestehen darin, die unabwägbaren Risiken eines prinzipiell störanfälligen Produktionsprozesses moderner Machart selbstregulierenden Organisationseinheiten – sprich Arbeitsgruppen – zu übertragen und EDV-Systeme bestenfalls zur Absicherung der Rahmenbedingungen einzusetzen, innerhalb derer sich die Feinabstimmung weitgehend über menschliche Kommunikationsprozesse realisiert.

Halten wir aber trotzdem fest: obwohl CIM als technikzentriertes Gesamtkonzept für die nächste Zukunft als nicht durchführbar erscheint, haben die einzelnen Komponenten von CIM in Form der „C-Technologien" (CAD, CAP, CAM, CAE, CAQ, ...) ihren Platz in den neuen Arbeitsorganisationsformen. In den einzelnen Teilbereichen ist man sehr wohl in der Lage, diese Technologien und die damit verbundenen Komplexitäten zu beherrschen, zu verbessern und zu verfeinern und, verknupft mit neuen Managementorganisationsformen, die menschliche Arbeitskraft optimal auszunutzen.

Lean Production – die schlanke Produktion

„Lean Management, auch Lean Production genannt, ist jener Begriff, der für eine Produktionsorganisations-Form verwendet wird, die in den japanischen Automobilindustrien entstanden ist. Er hat mittlerweile auch in Österreich Einzug gehalten – sei es in der metallverarbeitenden Industrie, der Elektroindustrie oder in Dienstleistungsbereichen wie Banken oder Handel."[9]

Zunehmende Flexibilitätsanforderungen sollten in den achtziger Jahren vordringlich mit der Einführung neuer Technologien bewältigt werden. Wurden, wie schon oben erwähnt, erst die Vernetzung computergestützter Teilkomponenten (CIM) als das Allheilmittel angesehen, zeigte sich mit der Zeit immer deutlicher, daß der Einsatz von modernen computergestützten Planungs- und Fertigungstechnologien und deren Vernetzung nur ein Schritt auf dem Weg zur neuen Fabrik sind, in deren Rahmen weniger arbeitsteilige Produktionsstrukturen realisiert werden.

Für viele Industriebetriebe ist die schlanke Produktion nach den Enttäuschungen mit CIM zum neuen Hoffnungsträger für das Halten und den Ausbau der Wettbewerbsposition geworden. Die diesbezüglichen hohen Erwartungen in CIM haben sich zumindest kurzfristig nicht erfüllt. Eine Ursache dafür war und ist die unzureichende Vorbereitung der Mitarbeiter und der Unternehmungsorganisation auf den massiven Einsatz von Informations- und Fertigungstechnik. Anfangs meinte man, daß CIM und Lean Production sich diametral unterscheiden, hat aber heute schon erkannt, daß CIM und Lean Production kein Widerspruch sind, sondern nur in den verwendeten Mitteln zur Erreichung der weitgehend gemeinsamen Zielsetzung differieren. CIM ist ein informationstechnisches, Lean Production ein organisatorisches Integrationskonzept für den Industriebetrieb. Dem Ziel der Daten- und Vorgangsintegration entspricht das Ziel der schlanken prozessorientierten Organisation. Die Bildung von kleinen, sich weitgehend selbst steuernden Regelkreisen kommt bei Lean Production durch die Dezentralisierung von Entscheidungskompetenz zum Ausdruck. Gemeinsam ist beiden Integrationskonzepten die ganzheitliche Arbeitsorganisation.

„Das Fazit ist, daß es nicht um die Frage CIM oder Lean Production geht, sondern daß es vielmehr CIM und Lean Production heißen muß. Für den effizienten Einsatz von integrierter Informations- und Fertigungstechnik ist die Schaffung der organisatorischen Rahmenbedingungen erforderlich. Damit soll die Automatisierung von gegebenen ineffizienten organisatorischen Abläufen vermieden werden."[10]

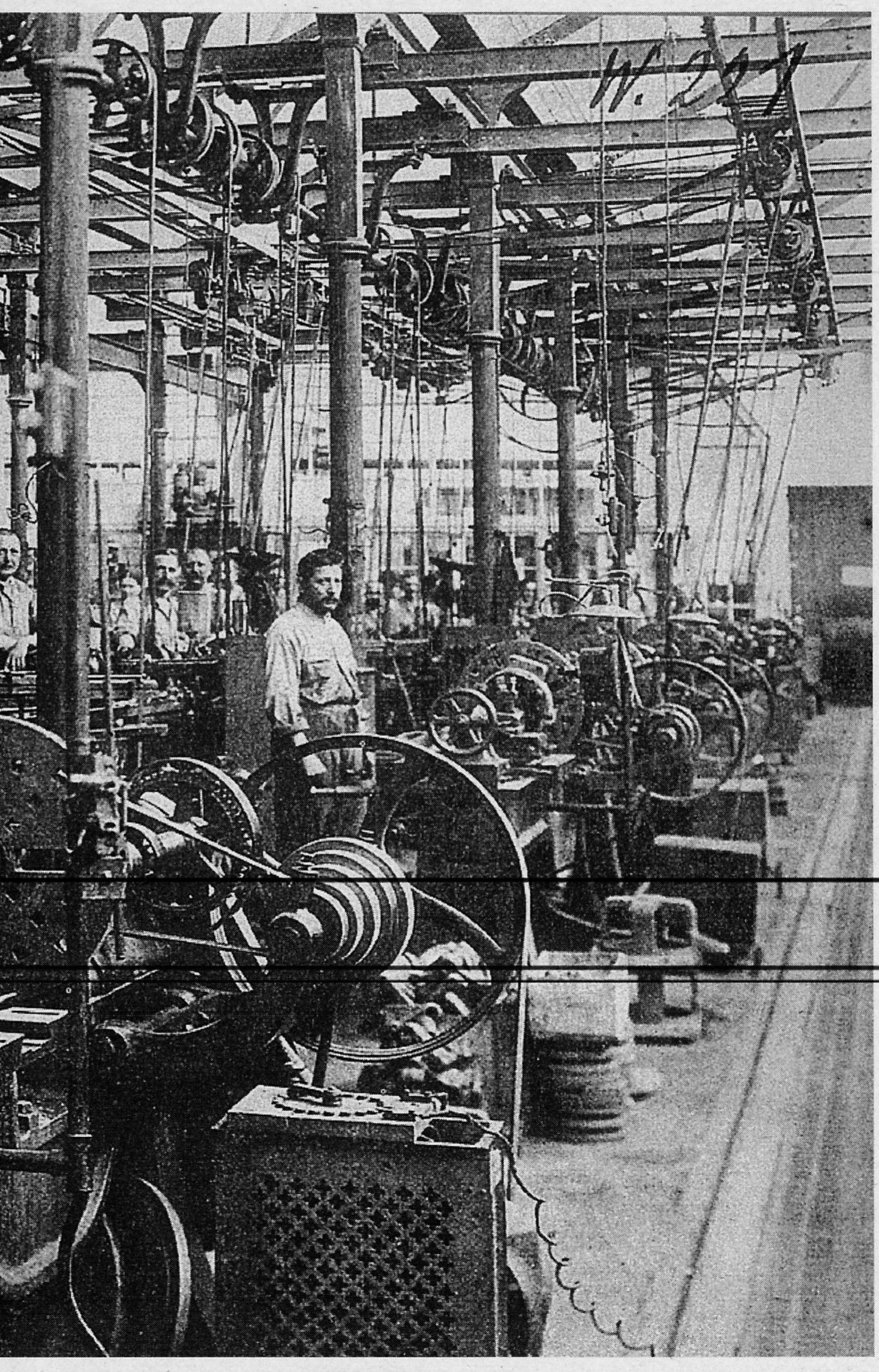
Die Vision vom schlanken Unternehmens ist es:

- mit der Hälfte Zeit für Forschung, Entwicklung, Konstruktion und Montage,
- mit der Hälfte Durchlaufzeit,
- mit der Hälfte Fehler,
- mit der Hälfte Zwischenlager,
- und mit der Hälfte der Beschäftigten,

dieselbe Leistung zu erzielen und damit die Produktivität wesentlich zu steigern.

- Abschied vom Taylorismus!

Durch die Übertragung der weitgehenden Verantwortung für die Qualität des Produktes auf die Maschinenbediener sollen Mängel am Ort ihres Entstehens aufgedeckt und beseitigt werden. Nachbesserungsarbeiten können minimiert werden. Durch Gliederung nach Produkten, Baugruppen oder Teilefamilien werden die Produktions- und Fertigungsabläufe transparenter und lassen sich mit geringerem Ablauf steuern. Daniel T. Jones vom Massachusetts Institute of Technology (MIT), eine der Eliteuniversitäten der USA, behauptet in einer Studie zu Lean Production: „All dies ist nur möglich, wenn die Beschäftigten in Arbeitsgruppen organisiert werden." Seit Erscheinen dieser Studie, die der westlichen (im Gegensatz zur fernöstlichen) Industrie die Verschwendung von Ressourcen vorwirft, ist es zur Mode geworden, dem Ziel von inner- und überbetrieblichen Maßnahmen zur Wettbewerbssteigerung den Namen lean, das heißt schlank, zu geben. Sprachen die MIT-Autoren noch von schlanker Produktion, so wird heute oft vom schlanken Management gesprochen: eine schlanke Produktion bzw. ein schlankes Management erfaßt in diesem Sinne die gesamte Wertschöpfungskette von der Produktentwicklung bis zum Kunden; sie beinhaltet somit nicht nur inner-, sondern auch überbetriebliche Elemente, zum Beispiel die Einbindung von Dienstleistungen und Zulieferern. Mit Lean Production / Lean Management werden häufig bestimmte Veränderungen, die in Unternehmen bei Einführung dieser Managementmethode einhergehen, genannt; diese klassischen Argumente werden nun angeführt und mit einer kurzen Kritik versehen.



Drehereiwerkstätte 1920

Bürokratien sollen abgebaut werden, um zeit- und kraftraubende Verwaltungsroutinen abzuschaffen. = Das heißt Abbau von Arbeitsplätzen, speziell des mittleren Managements und der Produktion vor- und nachgelagerte Tätigkeiten; dabei Umschichtung der Arbeit auf die restlichen Beschäftigten.

Mitarbeiter sollen mehr Spielraum bekommen, indem ihnen nicht mehr jeder Handgriff vorgeschrieben wird. = Daß heißt aber auch Übertragung von mehr Verantwortung und Risiko auf die Arbeitnehmer.

Statt zentraler Steuerung soll Verantwortung delegiert werden und die Arbeitenden sollen wieder an der ganzen Produktherstellung beteiligt sein. Planung und Ausführung von Aufgaben werden in dieselben Hände gelegt. = Diese unter dem Deckmäntelchen der Mitbestimmung eingeführte Arbeitsanreicherung bedeutet bei den heutigen Rahmenbedingungen Arbeitssteigerung und gegenseitige Kontrolle.

Wenn Ergebnis und Termin stimmen, soll es den Mitarbeitern überlassen bleiben, wie sie das Ziel erreichen. = Ergebnis und Termin sind von außen vorgegebene Größen und man kann davon ausgehen, daß sich diese an der potentiellen Höchstleistung der Arbeitsgruppe orientieren. Erhöhung der Arbeitsintensität, des Arbeitsdruckes werden sich durch entsprechende Ergebnis- und Terminvorgaben einstel-

len; damit diese zu keinen nach außen getragenen Konflikten führen, setzt man auf gruppeninterne Regelungsmechanismen.

Lean Production setzt Flexibilität in der Arbeitszeitgestaltung voraus, ebenso wie ein größeres Engagement und mehr Motivation der Mitarbeiter. = Daraus folgt eine verstärkte Anpassung der zeitlichen Verfügbarkeit der Arbeitnehmer an die Auftragslage; liegen viele Aufträge vor, so wird eine entsprechende Ausweitung der notwendigen Arbeitszeit auf freiwilliger Basis erwartet; ist die Auftragslage hingegen schlecht, so darf und soll man sich nach Hause begeben anstatt untätig am Arbeitsplatz die Zeit abzusitzen.

Man verspricht sich die optimale Ausnutzung der Humanressourcen, höhere Leistungen, geringere Fehlzeiten, bessere Kundenorientierung, mehr Qualität und mehr Flexibilität. = Anders formuliert heißt das: höherer Arbeitsdruck und maximale Verfügbarkeit über die Arbeitskraft.

Merkmale von Lean Production

Schon bevor die Begriffe Lean Production und Lean Management Anfang der neunziger Jahre geboren wurden, waren einige der nachfolgend genannten Merkmale der schlanken Produktion bekannt und Teil der Restrukturierungsaktivitäten in den Betrieben; zum Beispiel war Just-in-Time dem CIM Konzept der Fabrik der Zukunft zugeordnet worden:

Gruppenarbeit und Fertigungsinseln: Gruppenarbeit hat durch Lean Production / Lean Management an Bedeutung gewonnen. Es bedeutet, daß Arbeiternehmer mehr als nur eine Tätigkeit bzw. einen Arbeitsschritt beherrschen sollen; es herrscht das Rotationsprinzip vor. Die Produktion muß beim Ausfall eines Arbeiters nicht unterbrochen werden, da die Arbeiter sich innerhalb einer Gruppe gegenseitig ersetzen können. Für die einzelnen Arbeiter ist dies nicht unbedingt ein Vorteil, da normalerweise sämtliche Fehl- und Ausfallzeiten innerhalb der Gruppe auszugleichen sind; die Mitarbeiter erlegen sich den Arbeitsdruck gegeneinander auf.

Vorteile:

- Anreicherung der Arbeit, Motivationssteigerung der Arbeitnehmer;
- (Re-) Aktivierung der Fähigkeiten der Arbeitnehmer;
- Gruppenarbeit erleichtert das gemeinsame Finden von Lösungen;
- Entscheidungen, die früher von Vorgesetzten getroffen wurden, können an die Gruppe delegiert werden;
- Abbau und Vermeiden unnötiger[11] Entscheidungsträger, speziell des sogenannten mittleren Managements;
- Verbesserung des gruppen-internen Informationsflusses;
- Mitsprache beim Einstellen neuer Arbeitskräfte;
- sonstige Mitbestimmung der Arbeitnehmer.

Nachteile:

- Neue, undurchsichtige Entlohnungsschemata, die sich für die Arbeitnehmer als Nachteil herausstellen werden;
- durch Druck von seiten der Unternehmensleitung Verschlechterung des Gruppenklimas (durch Zeitvorgaben, Arbeitsplatzgestaltung, ...);
- ältere und schwächere[12] Arbeitnehmer werden nicht integriert;
- Arbeitnehmer erhalten oft nicht die Möglichkeit, sich die notwendigen Qualifikationen anzueignen;
- Gruppenleiter werden nicht gewählt, sondern von außen eingesetzt.

Kompetenzerweiterung, Selbst- und Mitbestimmung der Arbeitnehmer: Lean Production verändert die Beziehungen zwischen Mitarbeitern und Vorgesetzten und führt zu einer Enthierarchisierung; die Verantwortung und Qualifikation eines Mitarbeiters nimmt zu. Fremdkontrolle wird durch Selbstkontrolle ersetzt. Die Weiterbildung bleibt jedoch vorerst auf fachliche Belange beschränkt: Die Angebote von Weiterbildungsträgern für berufliche Weiterbildungsmaßnahmen decken nahezu ausschließlich die fachliche und informationstechnische Dimension ab. Zukunftsorientierte Qualifizierungsmaßnahmen werden kaum entwickelt und müssen auch nicht angeboten werden, weil der Mangel an betrieblichen Bedarfsprüfungen auch zu keiner bedeutenden Nachfrage führt.

Kontinuierlicher Verbesserungsprozess (KVP): Ziel des KVP, japanisch KAIZEN, ist es, alle Ressourcen eines Betriebes zu nutzen, um Verschwendung zu vermeiden. Praktisch bedeutet das, daß Arbeitnehmer ständig die Verbesserung einzelner Arbeitsschritte, des Arbeitsplatzes und der Arbeitsorganisation im Auge haben. Manche Betriebe führen auch Qualitätszirkel ein, um gruppenübergreifend an der Verbesserung der Produktion zu arbeiten. Speziell geht es bei KVP um die Einsparung von Totzeiten, das Erkennen von Arbeitsschritten, die anders angeordnet zum Beispiel von zwei Personen statt wie davor von drei Personen durchgeführt werden können.

Just-in-Time (JIT) oder Nullpufferprinzip: JIT heißt, kurz gesagt, zeitgerecht liefern, um ohne Zwischenlager auskommen zu können. Wie die Erfahrung zeigt, ermöglicht JIT eine radikale Kürzung der Durchlaufzeiten; es wird nur das geliefert, was sofort benötigt wird. Kostspielige Lager werden dadurch abgeschafft. Mit JIT kommt ein neues Spiel zutragen: das Verhältnis der Kernbetriebe zu den sogenannten Zulieferbetrieben, die in einem engen Abhängigkeitsverhältnis stehen. Die Just-in-Time Philosophie führt weiters zu erhöhten Verkehrs- und Umweltbelastungen. Die Lager der Betriebe werden abgebaut und auf die Straße verlegt. Das Güterverkehrsaufkommen – die Summe aller transportierten Güter, gemessen in Tonnen – ist in den vergangenen fünf Jahren um 40% gestiegen, die Güterverkehrsleistung – die beförderten Tonnen in Relation zu der zurückgelegten Transportdistanz – gar um 85%. Bis zum Jahr 2005 soll sich nach dem Kasseler Verkehrsplaner Prof. Helmut Holzapfel die LKW-Kilometerleistung noch mindestens verdoppeln. Just-in-Time ist jedoch nur einer der Gründe für die Ausweitung des Güterverkehrsaufkommens. Weitere Faktoren: anhaltendes Wirtschaftswachstum, Ausweitung des Handels mit den Oststaaten (unter anderem Auslagerung von diversen Produktionsbereichen), Bevorzugung der Frächter durch Subventionsmaßnahmen innerhalb der EU bzw. Externalisierung der Umweltkosten im Vergleich zu den Eisenbahnen.

Time Based Managemen: Dadurch erwartet man sich eine Reduzierung der Durchgangszeiten.

Total Quality Management (TQM): Reintegration der Qualitätssicherung in die Fertigung ist ein Gebot von Lean Production. Es soll durch eine Fertigung, bei der erst gar keine Fehler entstehen, Arbeitskraft und Kosten für Kontrolle und Nacharbeit gespart werden. Das heißt, daß es weder Kontrolle noch Arbeitskräfte in der Nachbesserung gibt. Jeder Arbeitnehmer kontrolliert an Ort und Stelle selbst seine Arbeit und bessert aufgefallene Fehler aus. Offensichtlich fehlerhafte Bauteile werden nicht weitergegeben. TQM hat vieles mit der Norm ISO 9000[13] gemeinsam. Nach ISO 9000 zertifizierte

Unternehmen belegen einen gewissen Qualitätsstandard. Unternehmen üben auf Zulieferbetriebe Druck aus, ISO 9000 einzuführen.

Vermarktlichung der innerbetrieblichen Beziehungen.

Kundenorientierung.

Zulieferintegration: Zulieferintegration bedeutet, daß Zulieferfirmen dem Lean-Unternehmen zuarbeiten. Dies geschieht zumeist auf Kosten der Zulieferer, die oft vom Kunden gezwungen werden, zu Billigstpreisen höchste Qualität zu liefern. Der Zulieferer muß sich vollkommen auf die Auftragslage des Kernunternehmens einstellen. Durch Just-in-time hat das Kernunternehmen keine Lager und fordert je nach Auftragslage vom Zulieferer Lieferungen an. Dies führt hin bis zur Einmischung der Leitung von Kernunternehmen in Form von Begutachtungen der Maschinenparks der Zulieferbetriebe, von Einsichtnahme in deren Akten usw. Zulieferbetriebe können unter anderem durch Auslagerung von Teilen eines nachher Lean-Unternehmens entstehen. Beschäftigte werden hier vom Kernunternehmen gekündigt und vom neuen Betrieb üblicherweise, wenn überhaupt, unter schlechteren Bedingungen wieder eingestellt. Zulieferer können leicht gegeneinander ausgespielt werden. Für die österreichische Situation ist es nicht unwesentlich, daß die heimische Industrie zu einem hohen Maße aus Zweigniederlassungen bzw. aus Zulieferbetrieben für ausländische Unternehmen besteht. Der „Lopez Effekt“[14] soll alleine für die österreichische Zulieferindustrie 1993 aufgrund der Preisrückgänge und der allgemeinen konjunkturellen Rahmenbedingungen einen Umsatzrückgang von bis zu 15% verursacht haben.

„Bürgermeisterwettkampf“ um Industrieansiedlungen: „Mit den neuen Produktionskonzepten sollten auch jene Strategien genannt werden, die mit der Androhung oder dem Vollzug von Standortverlegungen die Belegschaften herunterhandeln und die Gewerkschaften zwingen, ihre tarifpolitischen Forderungen vorher mit den Konzernzentralen abzustimmen... Vertreter demokratisch gewählter europäischer Regierungen stehen in den Zentralen großer Konzerne an und werben für Industrieansiedlungen zum Diskontpreis. In ihrer Angebotspalette befinden sich neben erschlossenen Grundstücken, Steuererlässen und Investitionsbeihilfen, schlechte Tarifverträge, längere Arbeitszeiten und niedrigere Sozialabgaben. In Europa droht der Kannibalismus der Arbeitsbedingungen.“[15]

Wer ist schon schlank?[16]

Der Ersteinsatz computerunterstützter Fertigungstechniken ist mit einer Quote von durchschnittlich 77% bereits weit fortgeschritten. Zwischen 1992 und 1993 waren keine nennenswerten Zuwachsraten zu verzeichnen. Lediglich kleinere Betriebe fertigen noch ausschließlich konventionell. Techniken und Systeme, die der Fertigung vor-, neben- oder nachgelagert sind, werden jedoch weiterhin eingeführt. Die größten Ersteinsatzquoten konnten für Systeme zur computerunterstützten Konstruktion (CAD, von 64,5% auf 67,2%), zur direkten numerischen Kontrolle (DNC, von 22% auf 27%), für Betriebsdatenerfassungssysteme (von 31,5% auf 35,6%) sowie für computerunterstützte Lagersysteme (von 27,8% auf 32%) ermittelt werden. Betriebe, die komplexere Produktionstechniken und/oder Planungssysteme einsetzen, haben zumeist positive Zukunftserwartungen.

Gemäß der schlanken Produktion erfolgt eine kontinuierliche Verlagerung von (ehemals) zentralen Aufgaben, die traditionell überwiegend von produktionsnahen Dienstleistungsbereichen durchgeführt wurden, auf die Maschinenbediener. Es wird weiters die zunehmende Bedeutung der Gruppenarbeit betont. 1993 waren in ca. 60% aller Betriebe Formen von Gruppenarbeit in Fertigung oder der Montage realisiert. Für den Bereich der Fertigung haben 1993 ca. 43% der Betriebe angegeben, Arbeitsgruppen einzusetzen – 1991 waren dies lediglich 29%. Zusätzlich planen 1993 ca. 11% der Betriebe die Einführung von Arbeitsgruppen für Fertigungsaufgaben.

Lean Production und die Folgen[17]

Lean Production bzw. Lean Management dient in erster Linie der Gewinnmaximierung bzw. der Erhaltung der Konkurrenzfähigkeit der Betriebe in der kapitalistischen Marktwirtschaft. Die Maxime, unter der Taylor und Ford ihr System einführten, ist die treibende Kraft in der Entwicklung der kapitalistischen Produktion. Der ÖGB und die Arbeiterkammern stellen diese Prämisse nicht einmal ansatzweise in Frage, sondern verbleiben mit ihren Analysen und Argumenten innerhalb des vom marktwirtschaftlichen System gesteckten Rahmen.[18]

Daß Profitmaximierung wiederum auf Kosten der danach Dequalifizierten – mehr Arbeitsdruck, schlechtere Jobs, weniger Entlohnung, geringere bis keine soziale Absicherung – der jetzt und dann Ausgestoßenen – keine Arbeit, Verstärkung des Druckes durch Abbau des sozialen Netzes, etc. – der Umwelt und nicht erneuerbaren Ressourcen für nachkommende Generationen einhergeht, man sich dies mit etwas mehr Gehalt für die Kernbelegschaften der schlanken Betriebe erkaufen läßt, wird nicht als inhärent, dem marktwirtschaftlichen System zu eigen, erkannt.

„Wasch uns, aber mach uns den Pelz nicht naß!“

Auf diese Formel kann man Folgerungen und Forderungen des ÖGB reduzieren. Wir wollen diese nun analysieren und mögliche Folgen dieser Gewerkschaftspolitik skizzieren. Auf Seite 13 des ÖGB Rednerdienstes sieht sich der ÖGB in der Rolle des Beraters für Unternehmer und legt frisch drauflos, wie es als Unternehmer (!) (nicht) getan werden sollte:

„Unternehmer wollen möglichst rasch ihre wirtschaftlichen Ergebnisse verbessern und beginnen deshalb oftmals überstürzt, Teile von Lean Management umzusetzen. Was dann Lean Management genannt wird, sind nur Fragmente, die weder Vorteile für die Situation der Arbeitnehmer, noch eine langfristige wirtschaftliche Verbesserung des Betriebes bringen. ... Wenn Lean Management den gewünschten Erfolg (sic!) bringen soll, müssen folgende Faktoren vorhanden sein: ... Durch ein Ineinandergreifen all dieser Faktoren kann sich die Produktivität von Unternehmen bedeutend verbessern.“

Also, wenn schon Lean Management, dann aber gleich richtig! Und der ÖGB fordert selbst die optimale Umsetzung. Daß in der Marktwirtschaft bei Umsetzung dieser Konzepte ein Auseinanderdriften – höher qualifizierte, motivierte Kernbelegschaften hier, schlechter entlohnte Arbeitnehmer in der Randbelegschaft, dequalifizierte Arbeitskräfte und abgebaute Rationalisierungsverlierer dort – unumgänglich ist, ist keiner Erwähnung wert.

„Gruppenarbeit ist eine alte Gewerkschaftsforderung, die von Arbeitgeberseite bis vor kurzen ignoriert und nun endlich erfüllt wird.“ – Diese Feststellung ist auf S. 11 zu finden; S. 14 und 15 der Broschüre beschreiben wei-

ters unter dem Titel „Unternehmer nennen für die Einführung von Gruppen- bzw. Team- oder Projektarbeit folgende Ziele“ Vorteile und Nachteile von Gruppenarbeit. Die dabei beschriebenen Gefahren sind wahrhaft gegeben. Nicht erwähnt wird, daß eben diese Gefahren aus dem profitmaximierenden Prinzip der Marktwirtschaft entstehen; einige grundsätzliche Fragen fehlen überhaupt:

- Wieviele Arbeitsplätze können, relativ gesehen, von Verbesserungen, wie Gruppenarbeit im Kernbetrieb, betroffen sein?
- Wie ist das zahlenmäßige Verhältnis der Arbeitsplätze, für die Verschlechterungen in Kauf zu nehmen sein werden?
- Wie wird sich die Gewerkschaft zu „ökonomisch-rationalen“ Argumenten der Unternehmerseite verhalten, wenn es um Regelungen für schwächere und ältere Kollegen gehen wird? Siehe zum Beispiel die Lösungen in der verstaatlichten Industrie, die für viele in der Frühpensionierung bestand. Bei der Diskussion um die Notwendigkeit von Lean Production / Lean Management geht man doch selbst soweit, Unternehmer-Argumentationen zu übernehmen.
- Mitbestimmung und Mitsprache des Betriebsrates:

S. 25 ÖGB Rednerdienst: „Arbeitnehmer müssen sich schon bei der Einführung und bei der Durchführung von Lean Management ein umfangreiches Mitspracherecht sichern. Sie können sich dabei immer dessen bewußt sein, daß Arbeitgeber ja auf die Motivation der Mitarbeiter angewiesen sind, Umstrukturierungen im Rahmen von Lean Management, die vom Betriebsrat und der Belegschaft blockiert werden, können nicht durchgeführt werden.“

Betriebsrätliche Mitsprache beschränkt sich immer mehr auf soziale Abfederung bei Einführung von neuen Technologien oder schwerwiegenden betriebsinternen Problemen. Wirkliche wirtschaftspolitische Mitsprache und Mitbestimmung wurde im Laufe der Zeit, wenn überhaupt je vorhanden, aufgegeben und es wird nicht leicht sein, diese Erfahrungen wieder auszugraben und wiederzubeleben.

Vergessen wird auch, darauf hinzuweisen, daß es in diesem Spiel unter den Arbeitnehmern Gewinner und Verlierer geben wird; der Prozeß, der zu diesen Veränderungen führt, wird nicht abrupt, sondern allmählich sein. „Weitere Gefahren drohen den Gewerkschaften durch den mit der technisch-organisatorischen Restrukturierung zu erwartenden Wandel der Beschäftigungsstruktur. Denn das mit den neuen Informations- und Kommunikationstechnologien verbundene Gestaltungspotential kann zu einer gewissen Auflösung der traditionellen Kernbelegschaft führen. Zumindest ist zu erwarten, daß neben dem/der klassischen industriellen FacharbeiterIn Ingenieure mit Fachhochschulabschluß zu einer dominierenden Figur im betrieblichen Produktionsprozeß werden. Des weiteren muß auch die anwachsende Gruppe der Instandhaltungsspezialisten, des Forschungs- und Entwicklungspersonals, der hochqualifizierten Systemregulierer und Qualitätsfachleute zu den ‚gewerkschaftsfernen‘ Arbeitnehmergruppen gerechnet werden. Es steht außer Frage, daß diese technisch hochqualifizierten Arbeitskräfte von den Gewerkschaften, zumindest solange sie ihrer traditionellen Politik der Verallgemeinerung und Angleichung verhaftet bleiben, kaum zu organisieren sind. Die Situation der Gewerkschaften erweist sich somit als schwierig.“[19]

Es sollte also nicht einfach davon ausgegangen werden, daß bei den Fra-

gen zur Mitbestimmung für die anstehenden Veränderungen alle Arbeitnehmer an einem Strang ziehen werden, ganz im Gegenteil.

Die weiteren Abschnitte zu KAIZEN, Just-in-Time, Total-Quality-Management und Zulieferintegration der ÖGB Broschüre sind insofern richtig, als daß sie Merkmale von Lean Management und deren Gefahren herausarbeiten. Widersprüchlich ist wieder die Argumentation: obwohl die zugrundeliegenden Prinzipien keineswegs in Frage gestellt werden, fordert man, daß die absehbaren Folgen nicht entstehen dürfen: „Nicht akzeptiert werden kann auch, wenn in Lean-Unternehmen neben Projektgruppen mit hochqualifizierten Arbeitnehmern Randgruppen entstehen, in denen Arbeitnehmer zu ungleich schlechteren Bedingungen arbeiten müssen als in den Projektgruppen. ... Es darf nicht soweit kommen, daß es verschiedene Klassen von Arbeitnehmern gibt – hochqualifizierte mit entsprechend gutem Lohn aus Lean-Betrieben, und unter schwierigsten Bedingungen arbeitende und schlechtbezahlte aus Zulieferbetrieben ... Die Gewerkschaften halten eine Unternehmensstrategie – und sei sie auch noch so lean -, die Probleme und – mehr oder weniger verdeckte – immense Kosten auf Staat und Gesellschaft abwälzt, für unvertretbar. Eine verantwortungsvolle Politik muß Akzente setzen, die solche Praktiken auf Dauer verhindert." ÖGB Rednerdienst S. 18f, S. 22.

Wie also diese Gefahren bei Einführung von Lean Production vermieden werden können und wie diese Politik dann aussehen könnte, bleibt unbeantwortet.

Privilegierte Kernschicht

Lean Production wird eine neue Schicht von privilegierten (Fach-)Arbeitern bringen: jene, die sich zu den Kernbelegschaften der schlanken Unternehmen zählen dürfen. Diese Kernbelegschaft deckt die ständig anfallenden Arbeiten ab, schwankende Aufgabenanteile werden bei Bedarf von einer Randbelegschaft wahrgenommen. Wie die Entwicklung dahin verlaufen wird, ist schon jetzt im Ansatz erkennbar: Dienste werden unter der Bezeichnung „Outsourcing" ausgelagert; dabei werden die in diesem Bereich Beschäftigten entlassen, entweder zu schlechteren Bedingungen im neuen (Zuliefer-) Betrieb eingestellt oder gar durch Arbeitskräfte anderer Betriebe ersetzt. Im Fachjargon heißt das folgendermaßen: „Neben arbeitsorganisatorischen Umstellungen ist die Verringerung der Fertigungstiefe und -komplexität eine Maßnahme zur betrieblichen Restrukturierung. Ein möglicher Weg dazu ist die Auslagerung von bestimmten Verrichtungen oder Bearbeitungen auf Zulieferbetriebe und die Konzentration auf zentrale Aufgaben."[20]

Outsourcing betrifft auslagerbare Produktionsbereiche und auch Randbereiche der Produktion, wie EDV-Zentralen, Reinigungspersonal usw. Auf solche Dienste spezialisierte Firmen sind mittlerweile nichts neues. „Outsourcing führt in jedem Fall zu einer Reduktion der Stammbelegschaft und zu einer größeren Manövriermasse freier MitarbeiterInnen und abhängiger Subunternehmen. Einerseits könnte man annehmen, daß dieser Trend zu einem Machtverlust[21] der schlanker werdenden Konzerne führt – stehen doch weniger Menschen in ihrem Dienst. Andererseits führt das dauernde Umorganisieren, das ständige Infragestellen der Existenzberechtigung eines jeden Arbeitsplatzes zu einer Unsicherheit unter den Beschäftigten, die jeden Widerstand gegen den Konzern im Keim ersticken dürfte. Und die vielen in die erzwungene (Schein-)Selbständigkeit entlassenen freien MitarbeiterInnen werden sich kaum gemeinsam organisieren."[22]

Für die Kernbelegschaften zeichnen sich neue Formen der Gehaltsfindung ab. Es ist auch nicht von der Hand zu weisen, daß sich die Betriebsleitungen ihre hochqualifizierten, dynamischen und motivierten Arbeitskräfte etwas kosten lassen werden. Dafür scheint auch eine Aufspaltung der (KV-) Gehaltsverhandlungen für die Unternehmer hilfreich, flexiblere Arbeitszeitmodelle und Entlohnungsschemata vorzubereiten und einzuführen. Die KV-Verhandlungen für Arbeitnehmer aus den Bereichen Metall, Energie und Bergbau zeigten dies schon 1993 auf, als die Arbeitgeberseite öffentlich darüber nachdachte, Gehaltsverhandlungen den Geschäftsleitungen und Betriebsräten zu übertragen. Damit erweitert man die Möglichkeiten, die Lohndifferenz unternehmens- und branchenweit voranzutreiben. Die Lohnunterschiede zwischen den Beschäftigten nehmen schon seit längerem zu. Die Forderung der Gewerkschaft, Produktivitätsgewinne transparent zu machen und diese sich auf die Einkommen der Belegschaft der (schlanken) Unternehmen auszuwirken haben, wird diese Lohnschere noch weiter aufklaffen lassen und wird einen tiefen Keil in die Gewerkschaften treiben. Betriebsräte von Zulieferfirmen klagen schon heute, daß sie von ihren Geschäftsleitungen zu vielen Fragen nur auf den Kunden, das heißt die Geschäftsleitung des Lean-Unternehmens verwiesen werden, dem der Zulieferbetrieb auf Gedeih und Verderb ausgeliefert ist.

Werden die Interessen der neuen Produktionsfacharbeiter zum Kernstück der Gewerkschaftsarbeit, so wird die Gewerkschaft mehr und mehr den Anspruch aufgeben müssen, die Interessen aller Lohnabhängigen zu vertreten – wie sich auch die Sozialdemokratie mehr und mehr an den Arbeiteraristokraten zu orientieren scheint und das Blauzeug im wahrsten Sinne des Wortes rechts liegen läßt. Hier liegen die Wurzeln der Gefahr der Japanisierung der Gewerkschaften – für Arbeitnehmervertretungen und die Masse der Beschäftigten: sogenannte gelbe,[23] auf einzelne Betriebe beschränkte Arbeitnehmervertretungen. Res Strehle teilt diese Befürchtungen: „Die klassenübergreifende ‚Betriebsgemeinschaft' wird sich dabei als Unternehmerstrategie halten, möglicherweise sogar nach japanischem Vorbild verstärken und damit auch mehr und mehr gegen ‚außenstehende' Gewerkschaften richten."[24] Den Vorteil solcher Gewerkschaften haben auch die Unternehmensberater Abegglen und Stalk, wenn sie bei der Beschreibung japanischer Verhältnisse von der Zusammenarbeit der jeweiligen Firmengewerkschaft mit dem Mutterbetrieb schwärmen, erkannt: „Bei aller Schwierigkeit nachahmenswert ist auch die Unterstützung der Bildung von Betriebsgewerkschaften oder wenigstens von Gewerkschaften, die den Zielen der Unternehmen großtes Verständnis entgegenbringen."[25]

Ob die neuen Handlungsspielräume für Kernbelegschaften nur positiv gesehen werden können, darf auch bezweifelt werden. Das Management wird sich nicht nur darauf verlassen, über Arbeitsverbesserung und Aufgabenerweiterungen die Mitarbeiter zu höheren Leistungen zu motivieren, um damit zu besseren Arbeitsergebnissen zu kommen. Es ist ziemlich unwahrscheinlich, daß man Leistungs- und Verhaltenskontrolle, die durch computergestützte Produktionsverfahren möglich ist, brachliegen läßt. Der neue Produktionsfacharbeiter ist nicht nur besser motiviert und bezahlt, sondern auch besser kontrolliert.

Randbelegschaft und Reservearmee

Eine Aufspaltung in Kern- und Randbelegschaften mit sicheren bzw. unsicheren Beschäftigungsverhältnissen für sowohl schlanke als auch deren Zulieferbetriebe stehen mit einer Einführung dieser Betriebsführungskonzepte ins Haus. Damit wären die Bedingungen für einen Lohnniedrigsektor geschaffen, um den es speziell in der BRD unter dem Slogan „Standort Deutschland" heftige Diskussionen gibt.[26] Unverzichtbares Element solcher Überlegungen sind eine Herabsetzung der Lohnnebenkosten und damit eine Senkung der Sozialleistungen: Abstriche bei Arbeitslosengeld, Zahlungen im Krankheitsfall, Sozialhilfe usw. Auf Arbeitslose wird umso mehr Druck ausgeübt werden, auch prekärste und sozial nicht abgesicherte Jobs anzunehmen.

„In den vergangenen Jahren und Jahrzehnten konnten die aus dem Produktionsbereich entlassenen Beschäftigten häufig von dem expandierenden Dienstleistungsbereich aufgenommen werden. Auch dies ist zunehmend weniger möglich, aus zwei Gründen: zum einen ist die Ausweitung des Dienstleistungssektors nicht mehr mit entsprechender Ausweitung des Beschäftigungsvolumens verbunden; im Gegenteil: hier hat es durch Technikeinsatz in den letzten Jahren bereits erhebliche Produktivitätssteigerungen gegeben – und dieser Prozeß hat in diesem Bereich erst begonnen, so daß in den kommenden Jahren auch hier mit Massenentlassungen gerechnet wird; zum Beispiel wird der erst mit dem EDV-Einsatz entstandene Beruf der Datentypistin, als der reinen Dateneingabe und -erfassung tendenziell verschwinden.[27]

Neue Sklaverei?

Ein weiterer Qualitätssprung kann dem ausgedachten Saisoniermodell der Haider-FPÖ abgewonnen werden. Dieses zielt darauf ab, junge und arbeitswillige Ausländer für eine begrenzte Zeit, maximal zehn Monate, in Österreich ohne arbeitsrechtliche Absicherung arbeiten zu lassen. Bei Bedarf läßt man diese Menschen ins Land und bei Bedarf (zum Beispiel „Problemausländer" – er stellt arbeits- und sozialrechtliche Mindestforderungen; keine Arbeit mehr, Ablauf der Zeitfrist, etc.) schmeißt man sie wieder raus. Zulieferbetriebe werden für ihre zeitlich variablen Randbelegschaften kurzfristig auf solche Arbeitskräfte gerne zurückgreifen wollen: diese sind billig und flexibel, haben Bereitschaft zu hohen Überstundenleistungen, sind nicht gewerkschaftlich oder über den Betriebsrat organisiert und haben, wenn es die Auftragslage wieder nötig macht, das Land zu verlassen. Denn mit dem Ende der Arbeitsstelle erlischt auch die befristete Aufenthaltsgenehmigung. Eine solche Regelung wird das soziale Niveau der Niedrigverdienenden in Österreich weiter drücken; das heißt, jene Österreicher und Gastarbeiter, die schon jetzt in Niedriglohnbereichen beschäftigt oder arbeitslos sind, werden eine weitere Verschlechterung ihrer Lage verspüren.

Für den gar nicht so unwahrscheinlichen Fall, daß solch ein Saisoniermodell in Österreich eingeführt werden sollte, kann man getrost von *moderner Sklaverei* sprechen: Arbeitskräfte, die dem Arbeitgeber auf Gedeih und Verderb bei niedrigsten Löhnen und ohne jegliche soziale und rechtliche Absicherung ausgeliefert sind. Hier rächt sich auch die jahrelange Passivität der AK und des ÖGB, die Forderungen für ausländische Kollegen, wie dem nach einem passiven Wahlrecht auf Betriebsrats- und Arbeiterkammerebene zwar im Programm haben (ÖGB seit 1990), dies aber noch bei keiner Gelegenheit wirklich durchzusetzen versuchten.

Sozialschmarotzerdiskussion als moralischer Unterbau

Die Sozialschmarotzerdiskussionen der letzten Jahre, angezettelt von Wirtschaftskreisen und konservativen Politikern und weiter angeheizt durch rechte Populisten, liefern moralischen Rückhalt für diese Entwicklungen. Die „Fleißigen" und die, die etwas gelernt haben, sollen „gerecht" entlohnt werden, sollen das bekommen, was ihnen zusteht. Die „Faulen" und Unqualifizierten – wobei unter letztere viele Menschen fallen werden, deren Ausbildung und Erfahrungen auf Grund technologischer und arbeitsorganisatorischer Entwicklungen und/oder Produktionsverlagerungen ins nahe und ferne Ausland nicht mehr gefragt sein werden, also eben auch sogenannte gutausgebildete Fachkräfte – müssen sich halt damit zufriedengeben, was man ihnen läßt. Dabei werden die Verbalattacken auf die Sozialschmarotzer so gewählt, daß sich fast niemand betroffen fühlen muß und sich zu den „Fleißigen" zählen darf; betroffen wird letztendlich die breite Masse sein. Das Durchsetzen der in diesem Papier angerissenen Veränderungen wird moralisch untermauert und vielleicht erst dadurch wirklich möglich. Einem breiten Widerstand der werktätigen Bevölkerung wird damit entgegengewirkt, man spielt diese gegeneinander aus und setzt darauf, daß sich die zeitgeistige Ellenbogenmentalität in den Köpfen der Menschen festsetzt.

Fazit

In diesem Artikel wurde versucht, Gründe und Inhalte der aktuellen Modernisierungswelle, ob unter dem Namen von Lean Production, Lean Management oder Business Reengineering, darzustellen. Es ist dies die Strategie des Kapitals, aus der gegenwärtigen Krise einen Ausweg zu finden und die Unternehmensgewinne (wieder) zu steigern. Dies geht auf Kosten der arbeitenden Menschen, deren Arbeitsplätze verstärkt in Gefahr geraten und deren Arbeitskraft einer verstärkten Ausbeutung unterzogen werden soll. Stellungnahmen von AK und ÖGB wurden einer kurzen kritischen Betrachtung unterworfen; da sich deren gedankliche Bahnen nur noch innerhalb des herrschenden kapitalistischen Systems bewegen, wird dies deren Fähigkeiten zum Erkennen und Lösen der anstehenden Probleme und zu erwartenden gesellschaftlichen Veränderungen drastisch einschränken. ■

Dipl.-Ing. Kurt FUCHS ist Informatiker und Obmann der eCE – engagierte Computer ExpertInnen. Seine Schwerpunktinteressen im Rahmen der eCE sind: durch Informationstechnologien hervorgerufene Veränderungen im Produktionsbereich; Vernetzung der Behörden und Exekutiven im Zuge der europäischen Integration und im Rahmen der sogenannten „inneren Sicherheit".
Kontakt: eCE, Postfach 168, A-1015 Wien, e-mail: kfuchs@iguwnext.tuwien.ac.at

Anmerkungen

1 Die im vorliegenden Papier zumeist verwendete männliche Form dient nur der einfacheren Handhabe. Angesprochen sind immer beide Geschlechter.
2 Res Strehle, Kapital und Krise, Einführung in die politische Ökonomie, Schwarze Risse / Rote Straße 1991
3 Jim Davis, Michael Stack, Wissen in der Produktion, Übersetzung von „Knowledge in Production", 1993
4 Ladislaw Dowbor zitiert in: Andre

Gorz, Abschied vom Proletariat, Rowohlt 1983, Original 1980.

5 Walter Volpert, Zauberlehrlinge. Die gefährliche Liebe zum Computer, dtv 1988

6 Henry Ford, Mein Leben und Werk, Leipzig 1927

7 Paul C. Schwenker, Taylorisierung der Kopfarbeit, in: B&G Computertechnologie Jänner 1992, S. 4ff

8 Hier scheint es auch wichtig anzumerken, daß tendenziell ein Rückgang der Investitionen in den Produktionsbereich nachgewiesen werden kann. *In Deutschland haben 1980 die Unternehmen 80 Prozent ihrer Nettogewinne investiert, 1990 jedoch nur noch knapp 50 Prozent*, schreibt Hugo Pepper (Hugo Pepper, Sein ohne Bewußtsein?, in: »Arbeit & Wirtschaft«, Oktober 1994, S. 28f). Die krisenhaften Einbrüche seit Mitte der siebziger Jahre zwingen zusätzlich zur Intensivierung der Ausbeutung der menschlichen Resourcen.

9 ÖGB Rednerdienst, Lean Management – Lean Production, ÖGB 1994

10 Werner Jammernegg, Integration im Industriebetrieb, in: »ÖCG-Kommunikativ«, Juni 1993, S. 7f.

11 Anmerkung: Das Wort „unnötig" stammt aus der Broschüre des ÖGB (ÖGB Rednerdienst, Lean Management – Lean Production, ÖGB 1994). Eine Folge der Eliminierung dieser „unnötigen" Entscheidungsträger wird auch sein, daß der Vorgesetzte mit seiner Funktion der Kontrolle, aber auch Vermittlung wegfällt, um zum Beispiel durch ein „objektives" Informationssystem ersetzt zu werden. Das Wissen, daß der „unnötige" Vorgesetzte von seinen Untergebenen hatte und deshalb menschliches Verständnis zum Beispiel für temporär verminderte Arbeitsleistung aufbringen konnte, wird dem Informationssystem nicht eingegeben werden.

12 Originalwortlaut aus ÖGB Rednerdienst, Lean Management – Lean Production, ÖGB 1994.

13 ISO 9000 ist das europäische Qualitätssicherungssystem, das seit 1987 für den ganzen EWR gilt und seit 1990 von Österreich übernommen wurde. Es gilt nur mehr diese eine Norm in Europa. Damit ein Betrieb dem ISO 9000 Standard genügt, müssen entweder die Zulieferbetriebe dem ISO 9000 Qualitätsstandard entsprechen oder das Unternehmen muß sich selbst um Qualitätskontrolle für eingehende Waren von nicht ISO 9000 konformen Firmen kümmern. ISO 9000 kann neben seinen qualitätssteigernden Merkmalen interessanterweise einige, einer „lean" d. h. schlanken Entwicklung gegenläufige Reorganisation einleiten: flexible Lösungen können dabei unterbunden bzw. eingeengt werden und der bürokratische Aufwand im Unternehmen kann erheblich steigen.

14 Benannt nach dem VW Einkaufschef Jose Ignacio Lopez, „dem Würger von Rüsselsheim". Diesen Spitznamen erhielt Lopez während seiner Tätigkeit für die Opel AG, da er dafür bekannt war/ist, besonderen Druck auf die Zulieferindustrie auszuüben. So plant Lopez die 1500 Zulieferbetriebe VWs (Ende 1992) auf 150 zu reduzieren. Der Bezugsradius hingegen – 1992 waren noch 80% der VW Zulieferer aus dem Land Niedersachsen – soll dramatisch ausgeweitet werden, um das internationale Lohn-Kostengefälle besser auszunutzen und um die Zulieferer besser gegeneinander ausspielen zu können.

15 Der Tarifvertrag in der Bundesrepublik entspricht in etwa dem Kollektivvertrag in Österreich. In diesem Sinne sind die mehrfachen Vorkommnisse von „Tarif" in diesem Absatz zu verstehen; Siegfried Bleicher, Fabrik der Zukunft, in: Fabrik der Zukunft. Flexible Fertigung, neue Produktionskonzepte und gewerkschaftliche Gestaltung, VSA 1988

16 Umfragewerte aus der Bundesrepublik Deutschland: Ruhr-Universität Bochum, Sonderforschungsbereich 187, „Lean Production„: Schlank aus der Krise?, in: »Mitteilungen für den Maschinenbau«, Ausgabe 7, 1994
Laut ÖGB Rednerdienst, Lean Management – Lean Production, ÖGB 1994, sehen im deutschsprachigen Raum nur 26% der Unternehmen keine Notwendigkeit für Lean Management.

17 Nachfolgende Kritikpunkte und Seitenhinweise beziehen sich auf folgende Materalien:
ÖGB Rednerdienst, Lean Management – Lean Production, ÖGB 1994,
AK Oberösterrreich, Schneller-besser-billiger. Arbeitnehmerpositionen zu den neuen Produktionskonzepten.
Technologie- und Rationalisierungsberatung der AK OÖ, 1993

18 Damit soll nicht gesagt sein, daß die ÖGB-Broschüre nicht auch durchaus sinnvolle Argumente enthält. Jedoch: aufgrund der bedingungslosen Akzeptanz des marktwirtschaftlichen Systems und der damit verbundenen Kapitalverwertungslogik stehen die Gewerkschaften den kommenden, schwerwiegenden Entwicklungen mehr oder weniger ohne wirkungsvolle Kampfinstrumente gegenüber. Da sie die dafür verantwortlichen Verhältnisse im kapitalistischen System gar nicht mehr in Frage zu stellen vermögen/dürfen/wollen, nehmen sie sich selbst die Möglichkeit, Zusammenhänge, Entwicklungstendenzen und Folgen erkennen zu können. Damit nehmen sie sich auch die Möglichkeit, Alternativen und auf lange Sicht zielführende Gegenstrategien zu entwickeln. Und anstatt zu agieren, reagieren die Gewerkschaften nur mehr.

19 Gerd Schienstock, Neue Produktions- und Arbeitskonzepte als Herausforderung an die Sozialpartnerschaft, in: Sozialpartnerschaft. Kontinuität und Wandel eines Modells, Verlag für Gesellschaftskritik, 1993

20 Ruhr-Universität Bochum, Sonderforschungsbereich 187, Ergebnisse der Befragung Umsatz-, Nachfrage- und Personalentwicklung, aus: Mitteilungen für den Maschinenbau, Ausgabe 4, 1993

21 Ein interessanter Aspekt dabei ist, daß trotz Betriebsverkleinerungen und Auslagerungen die Kapitalkonzentration steigt: *Die Entwicklung auf der betrieblichen Ebene hin zu kleineren Einheiten kann nicht mit einer Dekonzentration des Kapitals gleichgesetzt werden! Sowohl der Trend zu Fusionen und Übernahmen in Österreich als auch die Untersuchung der Eigentumsverhältnisse weist auf eine starke Konzentration des Kapitals hin.* Beirat für Industrie- und Gewerbepolitik der Sektion Industrie und Gewerbe der GPA, Industrie und Gewerbe umgestalten & erhalten, Vorschläge zur gewerkschaftlichen Industrie- und Gewerbepolitk in Österreich, GPA 1993

22 Sabine Müller, Vom Lean Management zur Lean Society, in: »Wechselwirkung«, August 1994, S. 45-48

23 Dies ist kein besonders witziger Verweis auf die Hautfarbe der dort organisierten Arbeitnehmer. Im Fachjargon versteht man unter „gelben" Gewerkschaften wirtschaftsfriedliche Gewerkschaften, die den Arbeitskampf zwischen Arbeitgeber und Unternehmer ablehnen; mit „weißen" Gewerkschaften meint man von Unternehmerseite kontrollierte/organisierte Gewerkschaften, wohingegen „rote" Gewerkschaften (freie bzw. sozialistische, kommunistische und syndikalistische Gewerkschaften) rein die Interessen der Arbeitnehmer vertretende Gewerkschaften bezeichnen.

24 Res Strehle, Kapital und Krise, Einführung in die politische Ökonomie, Schwarze Risse / Rote Straße 1991

25 James C. Abegglen, George Stalk jr., KAISHA. Das Geheimnis des japanischen Erfolgs, Heyne 1989, Original 1985

26 Forum Gewerkschaften, Gewinnen durch Verzichten? Gewerkschaftspolitik in der Krise, VSA 1993

27 Gabi Bischoff, Ellen Wolf, Auf „bessere Zeiten" hoffen oder gestaltend eingreifen?, in: »Aufrisse«, 2/1989, S. 41-46

Was muß die Linke wissen?

Adam SCHAFF

Ich muß gestehen, daß ich als marxistischer Sozialwissenschaftler und Politiker staune, welcher Grad an Unwissenheit über den heutigen Zustand der Gesellschaft – speziell der materiellen Bedingungen ihrer Entwicklung – vorherrscht, und das nicht nur „beim Mann auf der Straße", sondern auch bei denjenigen, die über das weitere Schicksal der Gesellschaft entscheiden. Heute muß man nicht unbedingt ein Marxist sein, um die Tatsache anzuerkennen, daß der Ausgangspunkt jeder gültigen Sozialanalyse in einer profunden Kenntnis der „Basis" (im weiten Sinne des Wortes) der gegebenen Gesellschaft liegen muß. Jedenfalls war es gute sozialistische Tradition, einem sozialistischen Programm eine solche Analyse zugrundezulegen.

Andernfalls wird man von einer mißverständlichen Interpretation der Terminologie zu groben politischen Fehlern verleitet: etwa, wenn man nicht versteht, daß Termini wie „Kapitalismus", „Sozialismus", „Klassen" und „Klassenkampf", aber auch „Arbeit", „Verelendungsgesetz" usw. heute etwas strukturell anderes als zu Zeiten von Marx bedeuten. Das kann zu schlimmstem, manchmal sogar lächerlichem Dogmatismus führen, etwa wenn man die heutige Lage der Arbeiterklasse in England auf der Grundlage des berühmten Werkes von Friedrich Engels, das vor 150 Jahren geschrieben wurde, verstehen möchte (solche „Mißverständnisse" hat es bei meinen radikalen Studenten an der Universität wirklich gegeben). Darüber kann man lachen, wenn es sich jedoch um unsere Gegenwart handelt und aus ihrer Analyse politische Entscheidungen folgen, wird es ernst. Bei den grundlegenden Problemen unserer Zeit kommt sicher nicht der böse Wille der Entscheidungsträger zum Vorschein. Es ist einfach schwer, aus alten Schuhen auszusteigen; umso mehr wenn die Unkenntnis über die tatsächliche gesellschaftliche Lage vom psychologischen Abwehrmechanismus der „kognitiven Dissonanz" verstärkt wird (eine Art soziale „Schizophrenie" veranlaßt uns, unangenehme neue Erkenntnisse, die wir zwar intellektuell zur Kenntnis nehmen, aber emotional nicht akzeptieren können, aus unserem Denken „wegzuwischen").

Ich arbeite seit langem auf diesem Gebiet der Forschung und bin ein alter Aktivist der kommunistischen Bewegung. Ich gehöre seit mehr als 60 Jahren dieser Bewegung an. Nach meiner Auffassung des Wortes „Kommunist" ist dieser ein Sozialist, der eine Änderung der kapitalistischen Gesellschaftsformation in eine sozialistische als notwendig erachtet. Nach dieser Definition verstehe ich mich – bei allen notwendigen Korrektiven der Theorie und Praxis der Bewegung – weiterhin als Kommunist. Ich möchte meine Erfahrung und mein Wissen in Form einer Artikelserie weitergeben, und ich bin der Redaktion von »Weg und Ziel« dankbar, daß sie mir ein geeignetes Forum für die Veröffentlichung ermöglicht.

Das Grundproblem unserer Zeit

Beginnen wir mit der These, die meines Erachtens das Fundament unserer Erwägungen bildet: Unsere Gesellschaft – jedenfalls in den hochindustrialisierten Ländern – den Anfang einer neuen industriellen Revolution. Der berühmte amerikanische Ökonom Vassily Leontief hat unlängst geschrieben, daß der Stand der Automation der Produktion im Jahre 2000 (die Automation und der Einsatz von Robotern in der Produktion und im Dienstleistungssektor bilden den Kern der neuen industriellen Revolution) vergleichbar sein wird mit dem Grad der Mechanisierung im Jahre 1820 – also erst ein Beginn. Gleichwohl merken wir schon jetzt die Folgen dieser industriellen Revolution, die uns zwingen, den gesellschaftlichen Mechanismus zu verändern. Ohne eine Bestandsaufnahme durchzuführen und zu überlegen, was der Prozeß der gegenwärtigen industriellen Revolution für die weitere gesellschaftliche Entwicklung bedeutet, kann man weder diese Entwicklung verstehen noch geeignete Maßnahmen ergreifen, die angesichts dieser Situation notwendig sind. Es scheint, als hätten die Entscheidungsträger Angst, darüber zu reden oder seien bestrebt, das wahre Ausmaß der Problematik zu verschleiern.

Zweite industrielle Revolution

Es ist so, weil die Mächtigen dieser Erde – in diesem Fall sowohl auf der rechten als auch auf der linken Seite der gesellschaftlichen Barrikaden – Angst vor den Folgen dieses historischen Geschehens haben. Auf der rechten Seite, weil sie fürchten, die Spesen dieser Wandlung bezahlen zu müssen; auf der linken, insbesondere soweit es sich um die Gewerkschaften und die traditionellen Arbeiterparteien handelt, weil die Perspektive des Absterbens der Arbeit im traditionellen Sinne des Wortes und als Folge das Absterben des alten Proletariats die Notwendigkeit des Wandels ihrer Strukturen und Funktionen mit sich bringt. Auf beiden Seiten möchte man mit einer Vogel-Strauß-Politik die ganze Problematik zumindest beiseiteschieben, wenn es schon nicht möglich ist, sie überhaupt zum Verschwinden zu bringen. Das klärt das „Warum", wenngleich es ein Weg ist, der nirgendwohin führt.

Worum handelt es sich also? Um eine neue, meines Erachtens die zweite industrielle Revolution. Von dieser hört man in Literatur und Publizistik wenig. Ja, man ist sich einig, daß einmal in der Vergangenheit, an der Wende des 18. und des 19. Jahrhunderts eine industrielle Revolution stattfand, die mit der Mechanisierung der Produktion verbunden war und die dem Kapitalismus den Sieg über den Feudalismus gebracht hat. Aber heute? Über das „heute" schweigt man, im besten Fall spricht man von einer wissenschaftlich-technologischen Revolution, das heißt über etwas, das im Reich der Ideen, in der Wissenschaft vor sich geht, aber nicht über etwas, das revolutionäre Auswirkungen im Bereich des gesellschaftlichen Lebens zur Folge ha-

ben muß. Es ist lächerlich zu glauben, daß eine solche Abkoppelung gesellschaftlicher Prozesse möglich wäre, aber man muß die Scheu jener, die das Tabu dieser Wahrheit hochhalten, zur Kenntniss nehmen. Das heißt nicht, daß man sich solch einer Position anschließen sollte.

Also kommen wir zu unserer Anfangsfrage zurück: „Worum handelt es sich?“ Um die Verhehlung – jedenfalls im objektiven Sinn – der sozialen Wirklichkeit.

Wissenschaftlich-technische Revolution

Man ist bereit zuzugeben, daß heute eine wissenschaftlich-technologische Revolution im Gange ist. Das stimmt, und diese Revolution ist mannigfaltig (uns interessiert hier in erster Linie die Revolution der Informatik, die auf Entwicklungen im Gebiete der Mikroelektronik beruht). Aber die technologisch-wissenschaftliche Seite dieser Revolution ist nicht die ganze Wahrheit, und über eben diesen Rest spricht man kaum. Der Rest befaßt sich mit den Auswirkungen dieses technologischen Wandels auf die gesellschaftlichen Beziehungen der Menschen, die das eigentliche Wesen der industriellen Revolution bedeuten. Das jedoch ist hier unser Hauptanliegen. Die wissenschaftlich-technologische Revolution ist eine notwendige, aber keine hinreichende Bedingung der industriellen Revolution: es kann also diese ohne die erste nicht geben, aber nicht jede wissenschaftlich-technologische Revolution führt notwendigerweise zu einer industriellen Revolution. Eine industrielle Revolution verändert das gesamte gesellschaftliche Leben (in der marxistischen Theorie sprechen wir von der gesellschaftlichen Formation) in revolutionärer Weise. Gerade darum betrachte ich die heutige industrielle Revolution als die zweite (nach derjenigen, die an der Wende des 18. und 19. Jahrhunderts stattfand) und nicht, wie einige denken, als die dritte. Bei der terminologischen Unsicherheit handelt es sich um keine Kleinigkeit, sondern um die Verwechslung einer bloß technologischen mit einer gesellschaftlichen Revolution.

Die erste industrielle Revolution basierte auf der Einführung der Kraft der Dampfmaschine in die Produktion und in der Tendenz auf der Ersetzung der physischen menschlichen Arbeitskraft durch die mechanische der Maschine. Das war die gesellschaftliche Grundlage des endgültigen Sieges des Kapitalismus (als ökonomisch-politische Formation) über den Feudalismus. Es ist klar, daß der historische Prozeß dieser Änderung, nicht bloß des ökonomischen Systems der Gesellschaft, sondern der ganzen Zivilisation viel komplizierter verlief, als unser Schema es darstellen kann. Der historische Prozeß wird durch die (erste) industrielle Revolution bezeichnet. Die Komplexität der Verschränktheit der wissenschaftlich-technologischen Revolution mit der industriell-gesellschaftlichen ist im Detail nicht einfach nachzuzeichnen, aber das Faktum dieser Verschränktheit ist unleugbar. Eben darum ist man heute vielfach so unwillig, die jetzigen Veränderungen als industrielle Revolution anzuerkennen: aus Angst, die gesellschaftlichen Schlüsse daraus ziehen zu müssen. Der Schluß wäre, daß auch heute sich nicht nur der ökonomische Mechanismus der Gesellschaft, sondern die ganze Zivilisation ändern wird. Darum redet man heute nicht von der zweiten, sondern von der dritten industriellen Revolution, soweit man überhaupt von einer Revolution spricht; man will den Unterschied zwischen einer technologischen und einer industriellen Revolution verwischen. Wenn es nämlich nach der (im gewöhnlichen Gebrauch) zweiten zu keinen grundsätzlichen gesellschaftlichen Änderungen gekommen ist, warum sollten sie dann jetzt auftreten?

Automation

Die Problematik reduziert sich eigentlich auf die folgende Feststellung: die erste industrielle Revolution bestand darin, daß die Dampfmaschine die Ausführung der lebendigen menschlichen Arbeit erleichterte oder sie sogar ersetzte; die zweite aber darin, daß elektronisch gesteuerte Computer helfen, menschliche Denkarbeit zu leisten und sie immer mehr zu ersetzen. Als Folge dieser Entwicklung, die in letzter Konsequenz zur künstlichen Intelligenz führen wird, gibt es bereits Automaten und Roboter, die auch komplizierte menschliche Arbeiten in verschiedenen Bereichen ausführen können und solcher Art die lebendige menschliche Arbeit zum Absterben bringen werden. Das ist die Ursache der sogenannten strukturellen oder technologischen Arbeitslosigkeit, die sich immer mehr in der ganzen Welt ausbreitet und – unter den heutigen gesellschaftlichen Bedingungen – unabwendbar ist. Diese ist keineswegs eine Folge konjunktureller ökonomischer Schwankungen, sondern eben dieses strukturellen Wandels der Produktionsweise, die in immer größerem Ausmaß auf traditionelle menschliche Arbeit verzichten kann. Die gesellschaftlichen Folgen dieser Entwicklung sind so fundamental, daß sie zu einem Wandel des gesamten Lebens der Gesellschaft führen werden. Deshalb führt diese technologische Revolution notwendig zu einer industriellen Revolution, und deshalb sprechen wir von dieser als der zweiten. Jene technologische Revolution, die um die Jahrhundertwende in der Einführung der elektrischen Antriebskraft der Maschinen bestand, führte nicht – trotz ihrer enormen Bedeutung – zu solchen gesellschaftlichen Folgen; wenn man diese technologische Revolution als eine industrielle betrachtet, ist das nicht nur falsch, sondern es führt zu einer Verwischung der Kategorien.

Eine genaue Analyse der historischen Entwicklung ist insbesondere dann notwendig, wenn man nicht bloß die Erfordernisse einer historischen Analyse beachtet, sondern wenn man im Sinne einer vorausschauenden politischen Praxis auf die Möglichkeiten gefährlicher gesellschaftlicher Konsequenzen dieser Entwicklung Bedacht nehmen will.

Eine genaue gesellschaftliche Analyse erscheint notwendig, weil in der gegenwärtigen Situation eine zunehmende strukturelle Arbeitslosigkeit unabwendbar ist; weil wir die arbeitslosen Menschen nicht verhungern lassen können (sie werden es nicht zulassen) und ihnen statt der alten Lohnarbeit eine neue Form der Tätigkeit anbieten müssen, die die materielle Basis ihres Daseins sichern wird; weil wir den Menschen nicht nur das Brot – der Mensch lebt nicht vom Brot allein –, sondern ihnen auch einen sozialen Ort im Leben sichern müssen. Sonst droht ein Chaos, das die Gesellschaft vernichtet.

Also zwingt uns das Leben in der Periode der zweiten industriellen Revolution zum Nachdenken, insbesondere wenn wir uns als Teil der Linken interpretieren und unsere Pflicht tun möchten, um soweit als möglich vorausschauend die revolutionären Änderungen unseres gesellschaftlichen Lebens vorzubereiten.

Versuchen wir also, über diese Probleme nachzudenken.

Warum wir der Idee des Sozialismus treu bleiben

Der Idee des Sozialismus gehört – wenn auch unter anderem Namen – die Zukunft. Und nur eine sozialistische Transformation der gegenwärtigen kapitalistischen Gesellschaft kann und wird diejenigen Probleme lösen, die wir oben erwähnt haben. Mit anderen Worten: nur der Sozialismus bietet einen Ausgang aus der tiefen Krise, in der sich die kapitalistische Gesellschaftsordnung gegenwärtig befindet.

Ein Schock? Der Verdacht, von Wunschdenken geleitet zu werden?

Es scheint naheliegend, daß eine solche Aussage auf Skepsis stößt. Gleichwohl werden wir die Thesen der Reihe nach untersuchen.

Wie verhält es sich also mit der These der Unabwendbarkeit des Sozialismus in der nicht zu entfernt gelegenen Zukunft? Hier werde ich noch einmal einem Teil der „orthodoxen Marxisten" einen Schock versetzen müssen: Ich glaube, daß man unter den heutigen Bedingungen auch ohne Anerkennung des Marxismus zum Schluß der Unausweichlichkeit des Sozialismus als Folge der neuen industriellen Revolution kommen kann und auch kommen muß, sobald man nur über die notwendige Kenntnis der Umstände und Tatsachen der gegenwärtigen Gesellschaftsentwicklung verfügt. Das heißt natürlich keineswegs, daß eine Kenntnis der marxistischen Theorie ein Hindernis bei der Analyse der gegenwärtigen gesellschaftlichen Entwicklung wäre, aber auch ohne marxistische Theorie kann man heute zu derselben Schlußfolgerung gelangen. Dieser Punkt erscheint mir insofern wichtig, als er die Reife der gegenwärtigen gesellschaftlichen Entwicklung zeigt.

Warum ist das so? Ich fasse die Überlegungen des ersten Gesprächs zusammen: Sobald einmal die Revolution der Mikroelektronik und in deren Folge die Automation und der Einsatz von Robotern auf dem Gebiete der Produktion sowie auch der Dienstleistungen ein so hohes Niveau erreicht haben, daß die Maschine nicht bloß die physische menschliche Arbeitskraft, sondern auch die Denkarbeit des Menschen ersetzen kann, dann wird strukturelle Arbeitslosigkeit im kapitalistischen System unabwendbar. Ein Wachstum im Bereich der Produktion und Dienstleistungen wird diese Arbeitslosigkeit nicht bloß nicht vermindern, sondern vergrößern, soweit sie von einer kontinuierlichen technologischen Entwicklung getragen ist, die sowohl wegen des international, aber auch des nationalen Konkurrenzkampfes notwendig erscheint. Der Mensch kann mit diesen modernen Maschinen nicht mehr konkurrieren – weder hinsichtlich der Produktionskosten noch im Hinblick auf Qualität –, und so wird Arbeitslosigkeit immer weiter wachsen. Wer etwas anderes verspricht (und seien es auch die in Panik geratenen Gewerkschaften oder traditionellen Arbeiterparteien) lügt oder versteht die neue Situation nicht. Heute haben wir in der Welt 125 Millionen Arbeitslose, und allein in den OECD-Ländern 45 Millionen (das ist die offizielle Statistik, die wirklichen Zahlen sind bedeutend höher), und niemand unter den verantwortlichen Entscheidungsträgern spricht von einer realistischen Möglichkeit, die Arbeitslosigkeit entscheidend zu vermindern. Ganz im Gegenteil. Die einzige Möglichkeit in dieser Übergangsperiode besteht in einer Verkürzung der Arbeitszeit, um die vorhandene Arbeit unter mehr Personen aufteilen zu können; das wird teilweise auch versucht, führt jedoch kaum zu nennenswerten Erfolgen, wie die Praxis zeigt. Eine andere politische Option besteht in der Einführung eines arbeitlosen Grundeinkommens, wie es in einigen Ländern der EU de facto geschieht. Diese Lösung birgt speziell für die Jugend, die noch keine gesellschaftlich relevante Arbeit geleistet hat, große Probleme: im Hinblick auf die Langfristigkeit dieser Perspektive müssen diejenigen, die ihren Lebensunterhalt ohne jede Gegenleistung von der Gesellschaft erhalten, korrumpiert werden. Nicht bloß die „Leichtigkeit des Seins" könnte insbesondere die junge Generation zu einer Art von Vagabundentum verleiten, sondern auch der Mangel eines Lebenssinns und die nicht stattfindende sekundäre Sozialisation müßten zu katastrophalen sozialen Konsequenzen führen. Aus diesen Erwägungen ist die Einführung eines arbeitslosen Grundeinkommens keine Lösung des eigentlichen Problems, obwohl dadurch kurzfristig die Situation der Betroffenen erleichtert werden kann. Deshalb muß sich die Linke in der Übergangsperiode auch für dieses Grundeinkommen einsetzen.

Arbeitslosigkeit verschwindet

Gibt es überhaupt eine Lösung dieses Problems? Sicher, und sie besteht darin, daß die Gesellschaft eine neue Form der Arbeit statt der bisherigen Lohnarbeit für jene Menschen einführt, die ihre herkömmliche Arbeitsmöglichkeit im traditionellen Sinn des Wortes in dieser Gesellschaft verloren haben. Die Lösung heißt: sozial relevante und von der Gesellschaft bezahlte Beschäftigung in der einen oder anderen Form durch gesellschaftlich relevante Institutionen. Eine solche Beschäftigung ist auch Arbeit im Sinne der dafür eingesetzten Energie, aber sozial gesehen verläuft sie unter anderen Kriterien als Lohnarbeit, die immer – sowohl in der Produktion wie auch in verschiedenen Dienstleistungen – auf Profit abzielt. Zahlreiche Dienstleistungen, die von verschiedenen gesellschaftlichen Institutionen aufgrund eines allgemeinen Bedarfs angeboten werden, sind auch in der heutigen Gesellschaftsformation nicht auf Profit abgestellt: wie etwa die pädagogische Tätigkeit eines Lehrers oder Universitätsprofessors, eines Arztes im öffentlichen medizinischen Dienst oder eines staatlichen Sicherheitsbeamten usw. Bei diesen Personen handelt es sich auch unter den heutigen Bedingungen nicht um Lohnarbeiter im üblichen Sinn dieses Wortes, sondern um Personen, die im öffentlichen Dienst im Auftrag der gesamten Gesellschaft tätig sind. An eine ähnliche Art von Beschäftigung in der Gesellschaft der Zukunft denke ich auch hier: allerdings wird die Zahl der Menschen, die in diesen Bereichen tätig sein werden, bedeutend größer sein, und das Feld dieser für das gesellschaftliche Leben nützlichen Tätigkeiten wird sich weiter erstrecken als heute. Ich denke hier an verschiedene Dienste der sozialen Fürsorge, an die Organisation der Freizeit und Instrukteure auf dem Gebiet der kulturellen, wissenschaftlichen und sportlichen Aktivitäten. Für alle diese gesellschaftlich nützlichen Tätigkeiten, inklusive einer obligatorischen kontinuierlichen Weiterbildung, wird man so viele Fachkräfte benötigen, daß sogar ein Mangel an geeigneten Arbeitskräften entstehen wird. Das Problem der Arbeitslosigkeit wird – auch unter der Annahme einer Akzeleration der technologischen Entwicklung – verschwinden.

Die Sache sieht einfach aus – unter folgenden Bedingungen:

- Die notwendigen Vorbereitungen für die Entwicklung dieser neuen Beschäftigungsstrukturen sind in die Wege zu leiten. Dabei handelt es sich zunächst um die Auswahl und Vorbereitung der Programme für die neuen gesellschaftlichen

Arbeitsbereiche. Angesichts des Standes der gesellschaftlichen Entwicklung befinden wir uns bereits jetzt unter Zeitdruck.

- Zweitens ist das Problem der Finanzierung dieser neuen Beschäftigungskultur zu lösen. Hier stellt sich die Frage, welches sozialökonomische System der Gesellschaft dieses Problem lösen kann. So versteht sich auch unser Anliegen, wenn wir über die Zukunft des Sozialismus nachdenken.

Klarerweise müssen auch die in diesen Programmen tätigen Menschen von der Gesellschaft – in Gestalt verschiedener Institutionen – bezahlt werden. Ein Kapitalist kann die Organisation dieser gesellschaftlichen Bereiche nicht übernehmen, es sei denn im Fall eines karitativen Engagements, das wir hier aber vernachlässigen können. So bleibt nur die Gesellschaft als solche, die das gesamte gesellschaftliche Einkommen produziert. Dieses Gesamteinkommen wird an die Mitglieder der Gesellschaft verteilt. Die Verteilung des gesellschaftlichen Gesamteinkommens hängt von der Organisation der Gesellschaft ab, und um die Aufteilung dieses Einkommens geht es in allen sozialen Kämpfen seit den ältesten Zeiten in erster Linie. So auch jetzt. Um die neue Art der Arbeit bezahlen zu können, muß die Gesellschaft einen Teil ihres Einkommens jenen überlassen, die es nicht mehr in der Form der bisherigen Lohnarbeit erwerben können. Das ist ein Muß. Das bedeutet jedoch zugleich, daß der Anteil derjenigen, die bisher über den Großteil des gesellschaftlichen Einkommens verfügten, verringert werden muß. Das würde aber bloß bedeuten, daß das Verhältnis ihres Anteils am gesellschaftlichen Gesamteinkommen kleiner sein wird, besagt aber nichts über die absolute Größe dieses Anteils, da das gesellschaftliche Gesamteinkommen in der neuen automatisierten Produktionsweise ja wesentlich größer werden wird aufgrund der größeren Effektivität – quantitativ und qualitativ – der Produktionsweise. Gleichwohl wird es Auseinandersetzungen und soziale Kämpfe um diese Neuverteilung geben. Deren Resultat steht jedoch schon fest: Man wird die Menschenmassen, die Opfer der strukturellen Arbeitslosigkeit geworden sind, nicht verhungern lassen können; die Opfer der Rationalisierung werden es einfach nicht zulassen, auch wenn sie zu extremen Formen des Kampfes greifen müssen.

Transformation der Gesellschaft innerhalb des Kapitalismus?

Kann man diese Transformation der Gesellschaft innerhalb des Systems des Kapitalismus zustandebringen? Theoretisch ja. Etwa wenn man an die Neuverteilung des gesellschaftlichen Einkommens denkt, das den Bürgern mittels eines Steuersystems alles wegnimmt, was über einer gewissen Einkommensgrenze liegt. Ein ähnliches System wurde schon in den vergangenen Jahren in Schweden praktiziert.

Aber ist das noch Kapitalismus? Sicherlich kein Kapitalismus im Sinne es freien Marktes. Aber schon heute haben wir, jedenfalls in den hochindustrialisierten Ländern, keinen Kapitalismus Adam Smithscher Prägung mehr, wenngleich viel über den „freien Markt" gesprochen wird und man bemüht ist, diesen den postsozialistischen Ländern als frische Ware zu verkaufen. Aber der sogenannte „managerial capitalism" von heute ist seiner Struktur und seinem Mechanismus nach etwas grundsätzlich anderes als der alte „Manchester capitalism" des 19. Jahrhunderts. Es ist nicht auszuschließen, daß der Kapitalismus sich weiterhin wandelt. Jedoch würde der Kapitalismus in diesem Fall – zumindest teilweise – den Charakter einer kollektivistischen Wirtschaft annehmen. So eine Wirtschaft stellt die ökonomische Basis des Sozialismus als Gesellschaftsformation dar. Meines Erachtens wird diese Gesellschaftsformation, wenn auch wohl unter einem anderen Namen – wegen der damit verbundenen historischen Impoderabilia [Unwägbarkeiten]–, den Sieg davontragen. Weder der Name noch die gemischte ökonomische Form dieser Neuerscheinung wird ausschlaggebend sein; das wesentliche Moment liegt darin, daß der Sozialismus in dieser oder jener Form als Folge der heutigen technologischen und industriellen Revolution unausweichlich sein wird.

Und was ist mit der gegenwärtigen negativen Einstellung der öffentlichen Meinung gegenüber dem Sozialismus als Folge des historischen Bankrotts des sogenannten realen Sozialismus? Man muß die Ursachen dieses Bankrotts verstehen, und man darf sie nicht für unbedeutend halten. Kurz gesagt, handelt es sich um folgendes: Nicht der Sozialismus hat Bankrott gemacht, sondern seine verfehlte Interpretation in der Form des „realen Sozialismus". Nicht der Marxismus wurde durch die historische Entwicklung falsifiziert, sondern seine falsche Deutung, die von seinen Gründern Marxismus-Leninismus genannt wurde und die in wichtigen Momenten die marxistische Soziallehre eindeutig antimarxistisch (im Sinne der Ideologie der russischen „Narodniki") interpretierte. Wir werden auf diesen wichtigen Punkt und die Kritik des Marxismus-Leninismus in den folgenden Beiträgen noch zurückkommen.

Wir bleiben also dem Sozialismus treu – nicht nur, weil wir Marxisten sind und, wie manche sagen, von unserer Theorie und Ideologie in Form eines Wunschdenkens verblendet sind, sondern in erster Linie darum, weil wir angesichts der Kenntnis der heutigen gesellschaftlichen Entwicklung wissen, daß nur eine sozialistische Lösung der sozialen Frage in unserer Epoche existiert. Wir werden nicht vom psychologischen Mechanismus der kognitiven Dissonanz geblendet, der es unmöglich macht, die Wahrheit aus Furcht vor ihren gesellschaftlichen Folgen zu erkennen. Diese bereits früher angesprochene gesellschaftliche Schizophrenie hindert vielmehr unsere Gegner am Erkennen der sozialen Wirklichkeit.

Wenn wir die gesellschaftliche Situation richtig erkannt haben und den Verlauf ihrer weiteren Entwicklung voraussehen können, so ist es unsere Pflicht, die Geburt dieser Zukunft durch prophylaktische Aktivitäten auf verschiedenen Gebieten zu erleichtern. Diese Geburt wird keine leichte sein, und der Konservativismus der menschlichen Gewohnheiten, durch Klasseninteressen noch zusätzlich gestützt, wird unter den Hindernissen auf dem Weg in die Zukunft noch große Probleme bereiten. Durch eine angemessene theoretische Vorarbeit kann zur Aufklärung und Überwindung der Hindernisse auf dem Weg in die Zukunft beigetragen werden. Diese theoretische Aufklärungsarbeit gehört zu den Pflichten der Linken. Kann uns dabei der Marxismus, zu dem wir uns als Linke bekennen, von Nutzen sein? Was bedeutet Marxismmus heute? Diese Fragen werden Gegenstand unseres nächsten Beitrags sein. ■

Emer. Univ.-Prof. Dr. Adam SCHAFF ist Philosoph. Er lebt in Warschau und in Wien.

Bringt der Abschied vom Fordismus eine größere Selbstbestimmung der Arbeiter?

Peter MANDORFER

Auch wenn neue Industriekonzepte, die unter schönfärberischen Titeln „Schlankes Management", „Total Quality", „Co-Management der Arbeitnehmer" firmieren, keine Ablöse des Kapitalismus bedeuten, so bedeuten sie doch einen tiefgreifenden Einschnitt in der Entwicklungsgeschichte des Kapitalismus. Darüber waren sich die Teilnehmer an einer ökonomischen Konferenz der Marx-Engels-Stiftung in Wuppertal einig.

Bei der marxistischen Auseinandersetzung mit postfordistischen Industriekonzepten sollte man sich laut dem Hamburger Politologen Joachim Bischoff stets vor Augen halten, daß technische Veränderungen beständig die Kombination des Arbeitsprozesses umwälzen. Die industrielle Revolution, die die Einführung des Fließbands ausgelöst hat, werde nun mit tiefgreifenden gesellschaftlichen Konsequenzen durch neue Produktionsmethoden abgelöst, referierte Bischoff bei einer ökonomischen Konferenz der Marx-Engels-Stiftung in Wuppertal.

So hat etwa Siemens in einem Werk zur Produktion von jährlich 6,5 Millionen Telephonen den Materialeinsatz auf ein Drittel und die Umlaufbestände um 70 Prozent gesenkt. Ein anderes Beispiel wäre der Konzern Asea-Brown-Boveri (ABB), der in 500 Profitcenter und 1300 selbständige Unternehmen zerlegt wurde.

Wenn im Rahmen des schlanken Managements eine Abschaffung der hierarchischen Struktur und vergrößerte Entscheidungsbefugnisse auf allen Ebenen verheißen werden, verändert dies laut Bischoff die Gestalt der bisher bekannten Rationalisierungslogik. Die abgeforderte Arbeit wird mit einer Aufweichung der Großserienfertigung zugunsten einer differenzierten Gestaltung des Produkts verdichtet.

Dieser Prozeß geht einher mit einer einschneidenden Ökonomisierung und intensivierter betriebsübergreifender Steuerung der Produktion. Obwohl eine Aufhebung des Kapitalverhältnisses aus den erwähnten Veränderungen nicht zur Debatte steht, steht doch die Frage, inwieweit sie mit den überlieferten Sozialstrukturen vereinbar sind.

Bischoff erinnert daran, daß das Fließbandkonzept von Taylor und Ford erst nach sozialen Auseinandersetzungen durchgesetzt wurde. Damals wurde das Werkstattprinzip durch eine neue Qualität in der Kombination von Maschinen und menschlicher Arbeitskraft abgelöst. Erst durch die tayloristische Reorganisation der Produktion wurde Massenfertigung und damit auch Massenkonsum möglich.

Der Verallgemeinerung der Massenproduktion folgte ein Ausbau der sozialen Rechte, da die Kaufkraft der Arbeiter für den Absatz dieser Massenfertigung unabdingbare Voraussetzung war. Dies hatte Umbrüche in den Strukturen der privaten Haushalte zur Folge, die mit der Orientierung an der Konsumkultur des „American Way of Life" umschrieben werden kann.

Durch die Massenfertigung wurden Lebensmittelkonserven popularisiert, langlebige Güter für die breite Mehrheit erschwinglich, das private Automobil ersetzte öffentliche Verkehrsdienstleistungen. Schattenseiten wurden sozialstaatlich kompensiert. Dieser sogenannte Wohlfahrtsstaat ist allerdings nur für die Minderheit der Weltbevölkerung in industriellen Metropolen verwirklicht.

Mit dem Übergang zur rechnerintegrierten Produktion erfolgt laut Bischoff eine umfassende Ökonomisierung des Betriebsablaufs und der überbetrieblichen Vernetzung. Die neue Betriebsweise setzt neben neuer Technologie ein auf der Zusammenarbeit von Arbeiter und Unternehmer basierendes dynamisches Arbeitsteam voraus, das sich in einem Maximum an Aufgaben und Verantwortlichkeiten an den Arbeiter in der Wertschöpfung am Band veranschaulichen läßt. Wenn daraus ein Trend Richtung Sozialismus interpretiert wird, würde dies allerdings auch bedingen, daß mündigen Menschen in der Gesellschaft mehr Entscheidungsspielraum zugebilligt wird.

Der Fordismus war zur Etablierung von Massenkaufkraft von einer Umverteilung des gesellschaftlichen Reichtums durch Transferleistungen abhängig. Die neue Betriebsweise führt eben durch die Intensivierung der Produktion zu erhöhter Massenarbeitslosigkeit. Bischoff prognostiziert als Folge der neuen Betriebsweise eine Aufkündigung des sozialstaatlichen Konsenses als Ergebnis eines langwährenden Erosionsprozesses, der sich etwa im Phänomen der arbeitenden Armen äußert.

Es kommt seiner Ansicht nach zu einer Krise im langfristigen Strukturwandel des Kapitalismus, da die Quantensprünge der Produktivitätsentwicklung immer weniger gesellschaftlich verarbeitet werden können. Die Politik der Deregulierung führt eben nicht zu einer Demokratisierung und verbesserten realen Möglichkeiten. Solange die Eigentumsverhältnisse nicht angetastet werden, kann es laut Bischoff keinen Übergang zu neuer Lebensweise des 21. Jahrhunderts geben.

Bischoff ortet sogar eine Verschärfung der Einkommenskonflikte: „Es erhöht sich das Ungleichgewicht der Gesellschaftsformationen. Wir erleben Prozesse der Zerstörung von Bürgerrechten."

Der Leiter des Instituts für marxistische Sozialforschung, Heinz Jung, widmete sich in seinem Referat einem Schlüsselelement dieser neuen Betriebsweise, der Regelung der Arbeitszeit.

Soll die Intensivierung der Produktion durch „schlankes Management" gelingen, so ist flexible Arbeitszeit eine wesentliche Voraussetzung. Wird dies realisiert, bedeutet dies einen gravierenden Einflußverlust der Gewerkschaften. Unter diesen neuen Bedingungen ist laut Jung vor allem der Kampf um die Sicherung der Normalarbeitszeit vordringlich.

Der Zehnstundentag war ein Sieg der politischen Ökonomie der Arbei-

terklasse. Der Wert der Arbeitskraft wird durch die Reproduktionskosten bestimmt. Der zivilisatorische Fortschritt durch die industriellen Produktionssteigerungen bestand unter anderem darin, daß vom Arbeiter im Rahmen der Arbeitszeitverkürzungen ein immer größerer Teil an Zeit als Muße abseits der für die Reproduktion notwendigen Freizeit abgezweigt werden konnte.

Unter den neuen Bedingungen besteht die Gefahr, daß jegliche Tätigkeit als Arbeitszeit subsumiert wird. Nur mehr eine Minderheit arbeitet den normalen Arbeitstag, während zunehmend ganze Berufsgruppen unter prekären Beschäftigungsverhältnissen arbeiten. Es erfolgt eine neue Kommerzialisierung der Nichtarbeit. Es gibt Fälle, wo nur für fünfzig bis zwanzig Prozent der Belegschaft die Arbeitszeit normiert ist.

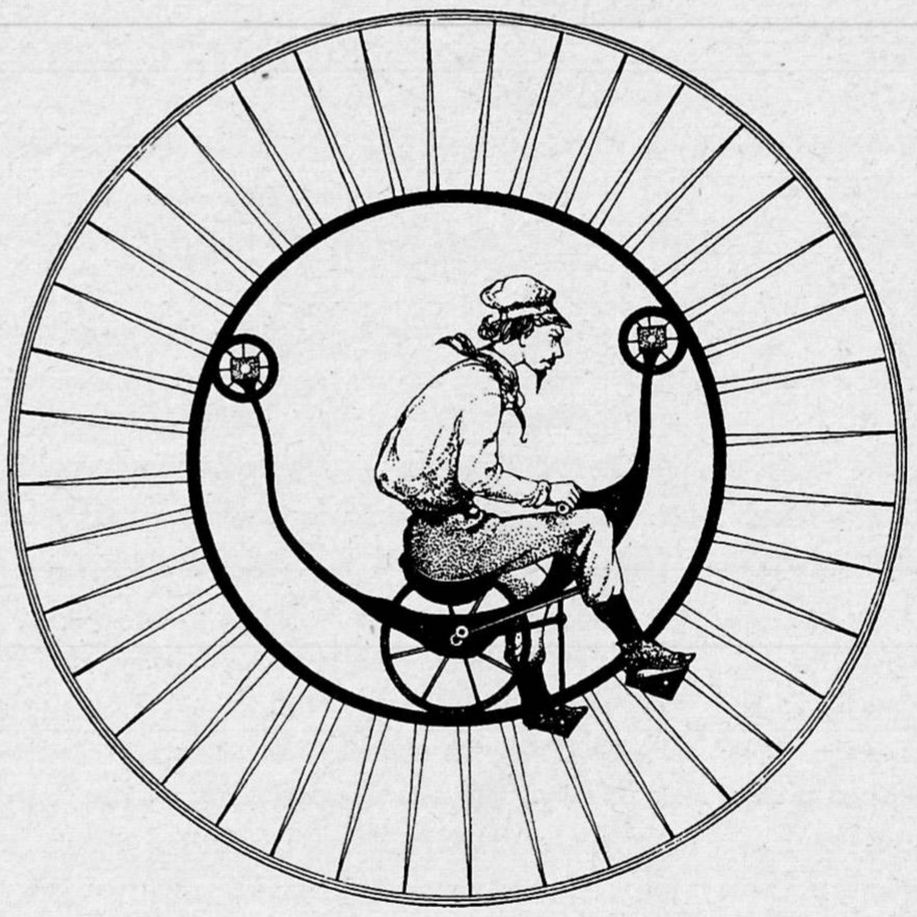
Die Normalarbeitszeit wird laut Jung zusätzlich „durch neue Produktionskolonien in der Dritten Welt, neue Subjekte in der Arbeiterbewegung und neue Selbständige“ in Frage gestellt. Die größte einzelne Berufsgruppe sind in der Bundesrepublik mittlerweile die LKW-Fahrer mit einer Million Berufstätiger und einer notorisch kaum geregelten Arbeitszeit. Ein Drittel der Zunahme der Beschäftigung erfolgte durch Teilzeit für Frauen. Es steht mittlerweile eine Normierung des Arbeitsvolumens an. Die Verringerung des Arbeitsvolumens bringt Arbeitsplätze in Gefahr und verlangt nach einer anderen Verteilung der Arbeitszeit.

Am radikalsten werden in der Bundesrepublik die neuen Produktionsformen auf dem Territorium der ehemaligen DDR in den sogenannten neuen Bundesländern etabliert, wo die Konzerne die Chance einer völligen Neustrukturierung des gesellschaftlichen Systems nutzen, ohne auf Reglementierungen durch etablierte Gewerkschaften wie im Westen Rücksicht nehmen zu müssen.

Nezer Schrott im alten Trott

Für Jürgen Weiss von der PDS in Dresden stellt sich die Frage, was an Sozialistischem in diesen nachfordistischen Produktionsformen steckt. 97 Prozent der sächsischen Unternehmen sind Klein- und Mittelunternehmen, die sich in einer sehr prekären Lage befinden. Durch die Umwälzungen wurde die Intelligenz praktisch in alle Berufsgruppen zerstreut, die Bandbreite ihrer Aktivitäten erstrecken sich vom Arbeitslosen bis zum Manager. Seine Analyse führt Weiss dazu, daß die Elemente einer sozialistischen Gesellschaft in einer völlig neuen Form umgesetzt werden müssen. In die Verteidigung der DDR gedrängt zu werden, sei eine Barriere zum Umsetzen des Sozialismus. Nun wird der Gesamtarbeiter real.

Auch für Dieter Redlich von der DKP Dortmund stecken in der neuen Produktionsweise sozialistische Elemente, sie lassen sich allerdings unter den kapitalistischen Eigentumsverhältnissen nicht realisieren. Die Kleinunternehmen stehen zum Beispiel in einer völligen Abhängigkeit von den Monopolunternehmen. Unter den Bedingungen der Just-in-Time Produktion muß zum Beispiel bei Sonderschichten bei VW auch bei den Zulieferern Mehrarbeit geleistet werden.



„Auch das ist ein Fahrrad! 1880.“

Lehnt die dortige Belegschaft das ab, riskiert sie, daß die Zulieferfirma aus der VW-Lieferantenliste gestrichen wird.

Durch die psychologische Aufwertung des Arbeitnehmers im Arbeitsteam zum Quasi-Manager drohen Betriebsräte und Gewerkschaften ausgehebelt zu werden. Wie ein DKP-Betriebsrat berichtete, bekommt er immer häufiger zu hören: „Wenn ich Probleme habe, regle ich mir das mit dem Management selbst.“ Es drohe somit eine Amerikanisierung der Gewerkschaften.

Für Renate Engelmann, Mitglied der DKP in Marzahn, ist das schlanke Management ein bedeutendes Element der wissenschaftlich-technischen Revolution. Es bleibe dennoch bei den gegensätzlichen Zielen von Kapitalismus und Sozialismus.

Von den Leistungssteigerungen durch Arbeitsteams habe sich die ehemalige Abteilungsleiterin in einem DDR-Betrieb für Studiotechnik selbst überzeugen können. Ursprünglich waren dort bis zu 26 Arbeiterinnen an einem Band tätig. Die Produktion war so sehr störanfällig und lag letztlich nur mehr bei 60 Prozent der Sollnorm.

„Dann wurde die Bänder auf maximal sechs Arbeitsplätze reduziert und der Verantwortungsbereich der Beschäftigten ausgeweitet“, berichtete Engelmann. „Die Produktion konnte durch diese Umstellung auf 160 Prozent der Sollnorm gesteigert werden. Die Arbeit war besser organisiert und besser überschaubar. Die Entlohnung war an das Arbeitsergebnis angebunden. Es kam zu einer höheren Auslastung des Bandes. Ausschuß und Nacharbeit wurden gesenkt.“

Ein anderer Teilnehmer berichtete von einer Fachtagung, wo ein Manager von Mercedes-Benz das mittlere Management als das größte Hindernis bei der Verwirklichung der neuen Produktionsformen einschätzte. Mit der tendenziellen Aufwertung bekommt der Arbeiter einen größeren Überblick zu anderen Abteilungen und gefährdet damit den Einfluß des mittleren Managements.

Ein weiteres Problem ist die Spaltung zwischen Stamm- und Aushilfsbelegschaft, wie ein weiterer DKP-Aktivist anmerkte. Insgesamt waren die Erörterungen äußerst fruchtbar, wobei ein klarer Gegensatz zwischen DKP- und PDS-Teilnehmern auszumachen war, der zu einem guten Teil wohl den unterschiedlichen Produktionsverhältnissen im gewerkschaftlich geregelten Westteil und dem neu strukturierten Osten Deutschlands zuzuschreiben war. Insgesamt ist dem Leiter der Tagung, Manfred Kapluck, beizupflichten, daß die marxistische Auseinandersetzung mit diesen neuen Industriekonzepten erst am Anfang steht. ■

Mag. Peter MANDORFER ist Historiker und Journalist.

Von Macht und Gewalt in der Arbeitswelt

Hubert SCHMIEDBAUER

Gewalt gegen Menschen in Form von Verletzung ihrer Gesundheit und ihrer Würde wird vor Gerichte und Tribunale gebracht – oder auch nicht: Wie steht es mit der täglichen Gewaltausübung in der Arbeitswelt? Welche Folgen hat der Umgang mit Gesundheit und Würde für die Betroffenen, welche Folgen für die Täter?

Ist überhaupt von Tätern zu sprechen, wenn es sich doch um ein System handelt, das von „Sachzwängen" regiert wird? Oder wäre der Kampf für eine humane Arbeitswelt vielleicht der wichtigste Schritt zur Durchsetzung von Menschenrechten allgemein?

Von der jüngsten Diskussion über das Hinaufsetzen des Pensionsantrittsalters – „weil wir uns die Pensionen nicht mehr leisten können" – gehen Denkanstöße aus: Warum fehlt es an Geld für die Pensionen? Aus welchem Grund arbeiten die meisten Menschen nicht bis zur „normalen" Alterspension mit 65 bzw. 60 Jahren? Was sind die Ursachen für den immer früheren durchschnittlichen Pensionseintritt? Um wieviel Arbeitslose würde die Statistik weniger aufweisen, wenn 100.000 55- bis 64jährige arbeiten, statt Pensionen zu beziehen? Hier wird nur ein Ansatz herausgegriffen: die Gewalt gegen Menschen in der Arbeitswelt als Ursache für physische und psychische Arbeitsunfähigkeit.

Rund ein Drittel aller Unselbständigen (bei den ArbeiterInnen etwa die Hälfte) hat – abgesehen von der Altersarbeitslosigkeit – mangels Gesundheit keine Chance, das Arbeitsleben länger auszudehnen. Wie es mit Chancen oder Motivation der übrigen aussieht ist statistisch nicht erfaßt.

Bei den Pensionsneuzugängen stieg der Anteil der Invaliditätspensionen bei den Männern von 1978 bis 1993 um ein Viertel an. Bis 1978 lag er noch unter 40 Prozent, überschritt in den achtziger Jahren die 50-Prozent-Marke, sank dann 1990 und 1991 auf unter 48 Prozent und nähert sich seither wieder den 50 Prozent. Bei den Frauen ist die Entwicklung 1978-1993 weniger kontinuierlich, der Invaliditätsanteil bei den Neuzugängen pendelte zwischen 22 (1980) und 33 Prozent (1986).

Das Verhältnis der Invaliditätspensionen zu den übrigen Alterspensionen betrug im Dezember 1993 bei den Arbeitern 238.000 zu 379.000, bei den Angestellten 66.000 zu 299.000, bei den Unselbständigen insgesamt 313.000 zu 691.000.

Soviel über die Folgen, nun zu den Ursachen.

Leistungsprinzip: „Ideologischer Kitt"

„Die Konkurrenz zwischen den Betrieben und die Eigentümerinteressen erzwingen eine ständige Effizienzsteigerung. Die Produktivität und die Intensität der Arbeit werden erhöht, um den Bestand des Betriebes zu sichern. Dabei gibt es in der ökonomischen Logik keine eingebauten Grenzen, es gibt kein ‚Genug', sondern es gilt: je mehr, desto besser. Im Gegensatz dazu bestehen auf seiten der arbeitenden Menschen eindeutige körperliche und psychische Grenzen der Leistungsfähigkeit bzw. der Belastbarkeit. Diese werden jedoch im betriebswirtschaftlichen Kalkül nicht grundsätzlich als absolute Schranken berücksichtigt, weil die Arbeitskräfte im Prinzip austauschbar sind", heißt es in einer GPA-Studie zum Problem Leistungsverdichtung.

Aus der Workshop-Arbeit der AutorInnen mit Betriebsräten ergab sich jedoch auch die ideologische Komponente des Themas Leistung: „Leistung ist eine zentrale, in allen Bereichen unserer Gesellschaft vermittelte Anforderung an den einzelnen... Zum ideologischen Kitt der Gesellschaft wird das Leistungsprinzip dort, wo es die unterschiedlichen Interessen verschiedener sozialer Schichten verschleiert und vorgibt, die Verteilung von Lebenschancen sei eine Frage der individuellen Leistung... Denn die Definition von (menschlicher) Leistung ist keine mathematisch ableitbare Formel, kein physikalisches Problem, sondern eine Frage der Sichtweisen und Kräfteverhältnisse, eben ein Ergebnis gesellschaftspolitischer Auseinandersetzungen... Es gibt also keine objektiven Maßstäbe für Leistung. Und ein Blick auf das Verhältnis von Leistung zu Entgelt zeigt sofort, daß hier keine logische Beziehung vorliegt, sondern eine historisch bedingte. Warum würde sonst zum Beispiel ein(e) BuchhalterIn in der Textilindustrie wesentlich weniger verdienen als in der Elektroindustrie... Das Leistungsprinzip ist weder gerecht noch demokratisch, denn was als Leistung anerkannt wird, ist eine Frage der Machtverteilung."

Wie aus Macht Gewalt wird und mit welchen Folgen sei hier an einigen verallgemeinerbaren Beispielen gezeigt.

Im *Handel* sind 311.000 Angestellte und 112.000 ArbeiterInnen beschäftigt. Im Jahr 1992 gaben 51 Prozent der Angestellten an, daß die Arbeitsbelastung in den letzten zwei Jahren gestiegen sei. „Personalmäßig sind wir so schwach besetzt, daß, wenn eine fehlt, immer die anderen herhalten müssen", gab eine Angestellte zu Protokoll. Mehr als 80 Prozent der Frauen im Einzelhandel bezeichnen die Streßbelastung als sehr stark oder stark. Als Gründe geben 47,3 Prozent die Arbeitszeiten, 39,5 Prozent die Arbeitsbedingungen, 29,0 Prozent die Doppelbelastung und 25,9 Prozent den Personalmangel an.

Das *Bauwesen* beschäftigt 237.000 Menschen. Eine Befragung ergibt Belastungen durch Tempo für 60 Prozent, über Streß klagen 64 Prozent.

Zu den „altbekannten" Gefahren für die 374.000 Beschäftigten in den *Metallbranchen* werden als „neue" Belastungen Zeitdruck vor allem durch hochautomatisierte Produktionsvorgänge genannt. 50 Prozent geben an, keine Erholungspausen zu haben, 50 Prozent klagen über enormen Zeitdruck.

„Zeitdruck ist wohl die wichtigste Methode der Leistungssteigerung im Angestelltenbereich", wird auch in der GPA-Studie festgestellt. „Er kann als mehr oder weniger gezieltes Rationalisierungsmittel gesehen werden... Zwischen dem Zeitdruck und gesundheitlichen Nachteilen für die Beschäftigten besteht ein enger Zusammenhang. Krankmachender Streß ist die körperliche und psychische Reaktion auf Anforderungen, die mit den eigenen Fähigkeiten und Möglichkeiten nicht mehr bewältigt werden können."

Die Folgen: 61 von 100 Pensions-

neuzugängen in der *Bauwirtschaft* sind Invaliditätspensionen. In der *Chemie* sind es 53 von 100, in der *Tourismus-Wirtschaft* kommen bei den Männern sogar 252 Invaliditätspensionen auf 100 normale Alterspensionen, bei den Frauen immerhin noch 86 auf 100.

Diese Gewalt und diese Folgen sind nicht anonym. Die hunderttausenden PensionistInnen sind mit Namen bekannt. Ebenso jene, die dem physischen und psychischen Druck ohnehin schon erlegen sind, bevor sie überhaupt in die Pensionsstatistik gerieten. Greifbar sind jedoch auch die Täter, die Akteure der Unmenschlichkeit, allerdings gedeckt durch den „ideologischen Kitt", das „Leistungsprinzip".

Was ist „vor Ort" noch lösbar?

„Trotz Krankheit oder schlechten Gesundheitszustands gehen rund 41 Prozent oft oder immer zur Arbeit", wurde bei *Druck & Papier* erhoben. Warum wohl? Die Situation in der Branche ist bekannt. Hier hat die Computerarbeit sich rasant entwickelt. Es sei aufgrund des Leistungsdrucks bei Bildschirmarbeit schwierig, die Pausen einzuhalten. 40 Prozent machen Schichtarbeit, 36 Prozent klagen über (sehr) starke psychische Belastung.

In den *Gesundheitsberufen* mit mehr als 100.000 Beschäftigten geben 48 Prozent an, durch Vorgesetzte unter Druck zu stehen und 58 Prozent sind durch andauernde Konzentration belastet. „Von 22 Planstellen sind nur 15 besetzt", wird aus einem Pflegeheim berichtet. Nachts wird mit nur einer Schwester gearbeitet, die 171 Betten zu betreuen hat. Die Liftbenützung ist untersagt, eben weil nur eine Pflegeperson anwesend ist... Nur ein krasser Sonderfall?

In der *Papiererzeugung* wird ebenfalls Druck durch Vorgesetzte registriert, 50 Prozent fühlen sich nervlich belastet, mehr als drei Viertel arbeiten nicht unter Normalarbeitszeit. Bei der Fünferschicht leiden 63 Prozent an Schlafstörungen, bei der Zweierschicht 22 Prozent.

Von den rund 80.000 Beschäftigten im Bereich *Textil, Bekleidung, Leder*, überwiegend Frauen, sind besonders viele in getakteter Fließbandarbeit eingesetzt. Kreislauferkrankungen, Schwangerschaftskomplikationen gehören zu den Folgen. Zeitvorgaben – wie sie auch in der *Metall-* und in der *Elektrobranche* praktiziert werden – erzwingen Leistungsdruck auf eintönige Arbeitsvorgänge, die sich im Tag hundertemale wiederholen. 37 Prozent der TextilarbeiterInnen fühlen sich durch Zeitdruck stark belastet. Ähnliche Ergebnisse brachten Untersuchungen bei den *Berufskraftfahrern,* bei den *Forstarbeitern,* bei der *Post*...

„Zeitdruck steht in engem Zusammenhang mit der Arbeitsorganisation und den Arbeitsmitteln", stellt die GPA-Studie fest. „In den letzten Jahrzehnten wurde der Angestelltenbereich fast durchgängig mit EDV ausgestattet. Und obwohl es anfangs die Verheißung gab, daß nunmehr die Arbeit vom Kollegen Computer erledigt würde, hat auch dadurch der Zeitdruck eher zu- als abgenommen. Gründe dafür liegen in zu starkem Personalabbau, in der Einengung des Handlungsspielraums beispielsweise durch enge Terminsetzungen, in der Steigerung der Kontrollmöglichkeiten..." Neue Arbeitsorganisationsformen brachten statt bisher strikter Arbeitsteilung die Möglichkeit flexibleren Personaleinsatzes, der ebenfalls wieder zu größerem Arbeitsdruck führt. Diese Erfahrung wird ebenso in den Metallberufen und anderen gemacht.

Von der Verschleierung unterschiedlicher Interessen verschiedener sozialer Schichten durch das Leistungsprinzip war oben die Rede. Wir können es durchaus auf den Punkt bringen: Das Kapitalinteresse setzt sich aufgrund der Machtverhältnisse durch.

In der GPA-Studie heißt es, „daß die Betriebsräte selbst die einzelwirtschaftlichen Zwänge sehr stark verinnerlicht haben und in ihrem Handeln ein sehr starkes betriebswirtschaftliches Verantwortungsgefühl an den Tag legen: Aufgegriffen wurden durchwegs Probleme, deren Verbesserung deutlich in beiderseitigem Interesse von Unternehmensleitung und Beschäftigten liegen bzw. für die charakteristisch ist, daß durch die Arbeit an ihrer Verbesserung keine Konflikte heraufbeschworen werden, sondern letztlich eine Steigerung der Arbeitseffizienz ohne Mehrbelastung oder sogar unter Entlastung der Beschäftigten erreicht wird."

Diese Feststellungen zeigen die Begrenztheit von Einzelaktionen zur Humanisierung der Arbeitswelt. Was viele Betriebsräte „verinnerlicht" haben, ist zudem nichts anderes, als die herrschenden Ideen als Ideen der Herrschenden, eben der ideologische Kitt des Leistungs- und des Lohnsystems im allgemeinen als Verschleierung des Ausbeutungsverhältnisses zwischen Kapital und Arbeit.

Überbegriff „Wettbewerb"

Wer sich mit den gewerkschaftlichen Aktivitäten befaßt, wird weitergehende Schlußfolgerungen in den meisten Arbeitsprogrammen von Gewerkschaftstagen der letzten Jahre finden. Das Beharren auf Arbeitszeitverkürzung gehört ebenso zu den Eckpunkten einer Humanisierung der Arbeitswelt wie die Verhinderung chemischer Einflüsse und des Lärms, der Kampf gegen getaktete Fließbandarbeit oder Maßnahmen gegen die Ausweitung von Schicht- und Nachtarbeit.

Neben dem ideologischen Kitt der Leistungs- und Lohnbemessung muß aber ein weiteres Klebemittel gelöst werden, mit dem die Interessen der Arbeitenden an die Interessen des Kapitals gebunden sind: der Wettbewerbsbegriff. Mit ihm wird die grundlegende Unmenschlichkeit des Wirtschaftssystems verschleiert, der Kauf von Arbeitskraft zu Bedingungen des Frühkapitalismus als selbstverständlich hingestellt, das Recht auf Arbeit einer weiteren Entwertung unterworfen, der Leistungs- und Entsozialisierungsdruck vervielfacht.

Die Aufdeckung der Erscheinungen und Zusammenhänge von Macht und Gewalt in der Arbeitswelt durch die Interessenvertretungen ist eine wichtige Vorarbeit. Nächste Stufe wäre die breiteste Information zur Lösung des „Kitts" und zum Ersatz der „Verinnerlichung" von Unternehmerideologien durch Übergang zu konsequenter Interessenvertretung. Manche Gewerkschafter haben in letzter Zeit von Klassenpositionen, Klassenpolitik, Klassenkampf gesprochen. Eine durchaus notwendige Besinnung auf die Wurzeln der Probleme und eine Voraussetzung dafür, der Macht des Kapitals und seiner Gewaltausübung gegen Menschen entgegenzutreten. ■

Hubert SCHMIEDBAUER ist Journalist.

Quellen

ÖGB-Nachrichtendienst, Sonderausgaben des Referats für Humanisierung der Arbeitswelt, Technologie und Umwelt, 1992/1993.

Flecker/Kolm/Scheinecker: Leistungsverdichtung und Personalbemessung im Angestelltenbereich; GPA, 1994.

Die Lage der Arbeitnehmer 1994, Bundeskammer für Arbeiter und Angestellte.

Wirtschafts- und sozialstatistisches Taschenbuch 1994, BAK.

Angepaßte Technologie oder: Geschlechtertausch auf Knopfdruck

Wie sollen Computerprogramme für Frauen aussehen?

Margit POHL

Traditionell arbeiten Frauen nicht auf dem Gebiet der modernen Technologie, in den letzten beiden Jahrzehnten fanden aber einige Veränderungen statt. Eine Zunahme der Anzahl der Informatikstudentinnen und auch der Studentinnen anderer technischer Bereiche ist zu verzeichnen.

Die traditionelle Arbeitsteilung zwischen Frau und Mann hat sich aber nicht wesentlich verändert, und die Arbeitsbedingungen für Frauen verschlechtern sich durch die Einführung von Informationstechnologie. Offensichtlich sind diese Tendenzen gegenläufig, und es gibt kein einfaches Erklärungsmodell dafür.

Einer der wesentlichsten Gründe für die Arbeitsteilung ist die Ideologie der grundlegenden Verschiedenheiten zwischen Frau und Mann. Die moderne Philosophie ist von mehreren Dichotomien dominiert: Geist/Körper, Vernunft/Leidenschaft und Natur/Kultur. Diese Dichotomien beeinflussen die Frau/Mann-Dichotomie auf mannigfaltige und komplexe Art. Die Verbindung zwischen Frau, Natur, Leidenschaft und Körper hat großen Einfluß auf das zeitgenössische Denken. Basierend auf diesen Dichotomien existieren Theorien über unterschiedliche Denkmuster in der Interaktion zwischen Mensch und Computer. Geschlechtsspezifische Unterschiede scheinen vorgegeben und natürlich zu sein. Die Wahl für Frauen ist darauf beschränkt, sich entweder den männlichen Werten anzupassen, oder ein völlig anderes Modell von Computerverwendung zu entwickeln, basierend auf dem, was als traditionell weiblich gilt: nämlich Emotion und Personenzentriertheit.

Die Theorie der psychologischen Differenzierung ist ein Beispiel für einen solchen kognitiven Ansatz (Witkin et al, 1962). Er wurde von feministischen ForscherInnen wegen einer ganzen Anzahl von verschiedenen Gründen kritisiert, vor allem wegen seiner impliziten, ideologischen Voreingenommenheit (Halpern, 1992). Witkin et al glauben, daß Frauen feldabhängig, unterwürfig und passiv seien, Männer hingegen sieht er als feldunabhängig, analytisch und selbstbewußt. Unser wesentlicher Kritikpunkt ist in diesem Zusammenhang, daß diese Theorie nicht nur vorurteilsbeladen ist, sondern daß die Struktur der Kategorien selbst auf dichotomem Denken aufbauen und damit weibliche Aktivitäten auf einen bestimmten kognitiven Stil, selbst wenn dieser positiv belegt sein sollte, beschränken.

Radas (1991) Argumentation für gemischtgeschlechtliche Entwicklungsgruppen für große Softwareprojekte hat einen ziemlich ähnlichen Effekt. Rada unterteilt Individuen in drei Kategorien:

„1. Aufgabenorientierte Personen bevorzugen es, sich auf die gestellte Aufgabe zu konzentrieren.

2. Interaktionsorientierte Individuen schätzen die Anwesenheit von ArbeitskollegInnen.

3. Selbstorientierte ArbeiterInnen sind durch persönlichen Erfolg motiviert." (Rada, 1991, S. 124)

Rada beobachtet, daß Frauen üblicherweise eher interaktionsorientiert als aufgabenorientiert sind und attributiert letzteren Zug typischerweise Männern. Diese Rollen sind komplementärer Natur, und deshalb sollten Programmierteams zu gleichen Teilen aus Männern und Frauen bestehen. Nichtsdestotrotz nimmt er damit implizit an, daß die traditionelle Arbeitsteilung ein effektives Modell der Arbeitsorganisation darstellt und daß Frauen weniger talentierte Programmiererinnen sind als Männer.

Unsere Argumentation gegen solche kognitiven Theorien impliziert nicht, daß Unterschiede zwischen Frauen und Männern nicht festgestellt werden können; offensichtlich ist dies möglich. Die Frage ist, ob Kategorien auf eine Art und Weise aufgestellt werden, welche die Frau/Mann-Dichotomie als gegeben akzeptiert, oder ob sie die Bildung von geschlechtsspezifischen Unterschieden transparent macht. Der erste Ansatz ist ein eher statischer, während der zweite die dynamische Natur der Geschlechtsunterschiede zeigt. Ein solcher dynamischer Ansatz bedeutet, daß die historische Entwicklung solcher Kategorien sowie ihre unentwegte Neuformung im Interaktionsprozeß in Betracht gezogen werden müssen.

„Während Feministinnen, die den ‚frauenzentrierten' Ansatz vertreten, argumentieren, daß Frauen die Tradition der Philosophie ignorieren oder meiden sollten, argumentieren jene, die den Ansatz der Kritischen Philosophie vertreten, daß die Tradition konfrontiert werden müsse. Da es die Tradition ist, die half unsere Vorstellung von Männlichkeit und Weiblichkeit zu formen, wird die bloße Bestätigung des Wertes der Weiblichkeit oder der weiblichen Erfahrung ohne Analyse der historischen Herausbildung dieser Erfahrungen, Fehler und Wiederholungen förmlich einladen." (Gatens, 1991)

Bis dato gab es nicht sehr viel Forschung auf dem Gebiet der geschlechtsspezifischen Unterschiede bei der Interaktion von Mensch und Computer (Morgan et al, 1992). Shneiderman (1992) bemerkt, daß ein klares Verständnis von kognitivem Stil hilfreich für das Design ansprechender Systeme wäre, die auf die Bedürfnisse von spezifischen Gruppen zugeschnitten sind, daß aber die vorliegenden Resultate, was Frauen betrifft, nicht für die Definition von irgendwelchen Grundlinien ausreichen. Einer der Gründe dafür mag sein, daß potentielle Benutzer, die von den Resultaten von HCI (Human Computer Interaction) profitieren könnten, vorwiegend männlich sind. Auf diesem Gebiet ist mehr Forschung nötig. In diesem Artikel werden

die Auswirkungen einiger Modelle der Computeranwendung für derartige empirische Forschung diskutiert.

Bildung von Kategorien

Wir glauben, daß eines der Hauptprobleme bei der Erforschung von weiblicher Computerverwendung zur Zeit bei dem statischen Ansatz zu finden ist. Die Forschung beachtet üblicherweise die interaktive Natur der Geschlechterrollen nicht. Unsere Hypothese ist also, daß ein dynamischeres Modell der Computernutzung für Frauen, die am Gebiet der Informationstechnologie arbeiten, nützlichere Ergebnisse erzielen würde. Natürlich ist es nicht möglich in diesem Artikel eine umfassende Theorie vorzustellen, aber wir werden einige Themen behandeln, die, unserer Ansicht nach, wichtig für die Entwicklung genauerer Kategorien sind.

Allgemeine Kategorien oder spezifische Merkmale

Die Erforschung von Geschlechtsspezifika bei kognitiven Fähigkeiten zeigt, daß Unterschiede üblicherweise nur auf recht eng definierte Fertigkeiten beschränkt sind und auf einer verallgemeinerten Ebene nicht beobachtet werden können (Halpern, 1992). Visuell-räumliche Fähigkeiten bestehen beispielsweise aus zumindest vier Faktoren – räumlicher Wahrnehmung, geistiger Umstellungsfähigkeit, räumlicher Vorstellung und räumlich-zeitlicher Koordination. Ergebnisse in diesem Bereich sind oft mehrdeutig, und einigermaßen konsistente Unterschiede können nur für drei der vier Faktoren gefunden werden. Unter diesen Umständen wirken Aussagen wie die, daß Frauen eher emotional und Männer eher rational seien, im Gegensatz zum allgemeinen Vorurteil, einigermaßen sinnentleert. Als Ganzes betrachtet sind die Ähnlichkeiten zwischen Frau und Mann viel größer als dies allgemein angenommen wird (Halpern, 1992). Auf der Grundlage dieser empirischen Befunde sollte diskutiert werden, ob der Begriff eines weiblichen kognitiven Stils überhaupt in sinnvoller Art und Weise verwendet werden kann. Offensichtlich betrifft dieser kognitive Stil nur einen kleinen Teil der kognitiven Fähigkeiten von Frauen.

In diesem Zusammenhang sollte erwähnt werden, daß offenbar ein Unterschied zwischen kognitiven Fähigkeiten und Rollenstereotypen oder Einstellungen gemacht werden muß. Die Arbeit von Sherry Turkle (Turkle, 1986; Turkle & Papert, 1990) scheint ein Beispiel für letztere Kategorie darzustellen. Turkle unterscheidet zwischen dem analytischen Ansatz oder „harter Beherrschung" und einem „bricolage"-Ansatz (bricole: Gegenbandespiel beim Billard, d. Ü.) oder „weicher Beherrschung". Traditionell versteht man unter diesen verschiedenen Ansätzen Stufen in der Entwicklung eines hierarchischen Modells. Speziell verweist Turkle auf Piaget (eine Besprechung von Piagets Modell findet sich in Anderson 1989). Turkle kritisiert Piaget und argumentiert, daß keiner der beiden Ansätze dem anderen überlegen sei. Kreatives und produktives Denken sei mit dem „bricolage"-Ansatz ebenso möglich wie mit dem analytischen. Frauen tendieren dazu, den konkreteren „bricolage"-Ansatz zu verwenden, wohingegen Männer die analytische Methode bevorzugen. Offensichtlich ist also auch Turkles Ansatz in einer Frau/Mann-Dichotomie verwurzelt.

Der Unterschied zwischen Turkles Ansicht und Halperns Beschreibung von kognitiven Stilen könnte auch in den unterschiedlichen Forschungsmethoden begründet sein, welche die beiden verwendeten. Turkle zieht die subjektive Einstellung der Personen, die sie beobachtete, in Betracht. Diese Einstellungen sind offenkundig stark von sozialen Stereotypen beeinflußt. Diese Stereotypen scheinen stärker betont zu werden als die tatsächlich beobachtbaren Unterschiede, obwohl es manchmal schwer ist zwischen Stereotypen und beobachtbarem Verhalten zu unterscheiden.

Wir sind der Ansicht, daß eine Unterscheidung zwischen beobachtbarem kognitivem Verhalten und sozialen Stereotypen getroffen werden muß. Wenn kognitive Variablen untersucht werden, dann erzielen enge Kategorien, also ein Bottom-Up-Ansatz, üblicherweise bessere Ergebnisse.

Soziale Entstehung von Kategorien

Wir haben bereits erwähnt, daß die traditionellen Ansätze zur Untersuchung von weiblichem Computerumgang die Bewertungskategorien als vorgegeben und konstant ansehen und daß diese Kategorien in Zusammenhang mit Phänomenen in der tatsächlichen Welt stünden. Diese Annahme wurde in den vergangenen Jahren zunehmend in Frage gestellt. Konstruktivistische epistemologische Theorien negieren die genaue Entsprechung zwischen internen Kategorien und der umgebenden Welt und nehmen an, daß alles Wissen dazu dient, um Sinn in einer verwirrenden Welt zu erkennen (Watzlawik, 1985). Dieses Modell ist auch für zwischenmenschliche Beziehungen von Relevanz. Diese Beziehungen können als gemeinschaftliche Anstrengung der Teilhabenden verstanden werden, in einem Kommunikationsprozeß eine gemeinsame Realität zu erzeugen. Der Kommunikationsprozeß bricht zusammen wenn keine gemeinsame Definition der Realität gefunden werden kann (Watzlawik, 1978). Zumindest implizit basiert die Mehrheit feministischer Kommunikationsforschung auf einem ähnlichen Ansatz.

„Die Einführung des Begriffes des sozial erzeugten Subjektes, ein Begriff, der für feministische Theorie absolut zentral ist, unterminiert den Zusammenhang eines Großteils der traditionellen politischen Philosophie. Die Betrachtung des menschlichen Wesens als soziales Produkt ohne bestimmende universelle Charakteristika führt zu seiner Betrachtung als Wesen mit unbeschränkten Möglichkeiten. Dies bedeutet nicht, daß dem menschlichen Wesen nicht durch seinen historischen Kontext oder durch seine rudimentären biologischen Voraussetzungen Grenzen gesetzt sind, sondern daß diese Faktoren nur die äußeren Parameter des Möglichen bestimmen." (Gatens, 1991)

Wenn Kategorien einmal konstruiert wurden, dann können diese nicht unveränderlich und konstant sein. Es ist deshalb notwendig, Kategorien in ihrer historischen Entwicklung zu zeigen, nötig, ihre Auswirkungen auf die Gedankengänge von Frauen zu diskutieren und verschiedene Bedeutungen und Betonungen auszuprobieren.

Hochqualifizierte Frauen, die Computer professionell verwenden, passen nicht in die traditionelle Frau/Mann-Dichotomie. Dies ist kein individuelles Problem einer Frau die einen Computer benutzt und kann auch nicht durch alleinige Entwicklung von speziell angepaßten Computerprogrammen, wie von Shneiderman (1992) vorgeschlagen, gelöst werden. Eine Benutzeroberfläche, die an weibliche Bedürfnisse angepaßt ist, kann die Arbeitsbedingungen von Frauen zu einem gewissen Grad verändern, aber die Reaktion von Männern auf Frauen, die Computer verwenden, wird sie nicht umwandeln.

Dies bedeutet nicht, daß die Verän-

derung oder Anpassung von Softwaresystemen völlig nutzlos ist. Es ist denkbar, daß ein bestimmter Ansatz im Software-Design, nämlich der, den Benutzer in den Mittelpunkt zu rücken (User-centredness), die männliche Einstellung Computern gegenüber derart verändert, daß sie nicht mehr ausschließlich technologieorientiert ist.

„Mensch/Computer-Interaktion geht tiefer als nur bis zum Bildschirm. Die Benutzeroberfläche ist wichtig, aber wenn wir nur die Oberflächen ändern und nicht die Systeme dahinter, dann kratzen wir nur an der Hülle. Wir sollten nach ‚oberflächenlosen Systemen' streben wo nichts zwischen den BenutzerInnen und den zu erledigenden Aufgaben steht (und in denen Systemobjekte in einem Heideggerschen Sinn ‚zuhanden' sind). Mensch/Computer-Interaktion sollte sich mit Arbeitstätigkeiten, mit gemeinsamem Verständnis, mit Erklärungen, Rechtfertigungen und Begründungen für Handlungen beschäftigen und nicht nur mit Benutzeroberflächen." (Fischer, 1993, S. 18)

Dieser Ansatz kann, wird er ernst genommen, Mensch/Computer-Interaktion nicht nur generell verbessern, sondern es auch für Frauen vereinfachen, mit moderner Informationstechnologie umzugehen. Wenn Benutzeroberflächen einfach in dem Sinn verschwinden, wie Türgriffe verschwinden, weil sie so einfach und selbstverständlich zu benutzen sind, dann wird auch die „Geheimgesellschaft der Eingeweihten"-Einstellung von Programmierern obsolet werden und es wird für Frauen viel einfacher werden, es zu genießen mit Computern zu arbeiten.

Kramarae und Spender (1993) betonen, daß Hypertext (das ist nichtlinearer, durch interne Verknüpfungen strukturierter miteinander verbundener Text) eine der feministischen wissenschaftlichen Argumentation eher angemessene Form darstellt, da Feminismus auf der Idee der interdisziplinären Forschung und auf dem Pluralismus von sich verändernden Interpretationen beruht. Hypertext ist aber natürlich kein feministisches Konzept. Es stellt eher ein Symptom einer generellen Tendenz zu stärkerer Differenzierung der Form der Wissensdarstellung dar. Aber es ist möglich, daß dieses Konzept speziell den Ansprüchen feministischer Forschung genügt, auch wenn seine Benutzbarkeit und seine Nützlichkeit in keiner Weise klar sind (Kuhlen, 1991).

Vermutlich ist es daher generell nicht ausreichend, Benutzeroberflächen an weibliche Ansprüche anzupassen. Es ist wahrscheinlich kein Zufall, daß es so schwierig ist, herauszufinden, was nun die spezifisch weiblichen Bedürfnisse sind, da diese sehr stark von der besonderen Situation abhängen, in der sie sich gerade befinden. Darüber hinaus wird diese Situation üblicherweise durch die männliche Definition des richtigen Umgangs mit dem Computer bestimmt. Es ist eben sehr schwierig, die weibliche Angst vor dem Umgang mit Computern durch die Entwicklung passender Softwaresysteme zu verringern, wenn Frauen gleichzeitig von (Studien-)Kollegen umgeben sind, die es ihnen übelnehmen, wenn sie nur einen Computer einschalten.

„Während elegante Herrenschneiderei Männersache ist, gehört die Schneidere im allgemeinen zur schlecht bezahlten Frauenarbeit."

Wir glauben, daß sich sowohl die weibliche als auch die männliche Einstellung gegenüber Computern ändern wird müssen und daß dieser Prozeß ein sehr langfristiger sein wird. Jede Lösung, welche die weibliche Computernutzung verbessern soll, muß auf diesen Umstand Rücksicht nehmen. Auf der anderen Seite müssen sofort verläßliche Wege gefunden werden, die es Frauen erlauben, auf einfachere Art und Weise mit Computern umzugehen. Die Entwicklung speziell auf die Bedürfnisse von Frauen abgestimmter Softwaresysteme kann dabei eine kurzfristige Lösung darstellen. Ebenso werden Frauen wahrscheinlich von der Tendenz profitieren können, bei der HCI weniger Gewicht auf anspruchsvolle Benutzeroberflächen als auf die eigentlich zu erledigende Aufgabe legt. Eine Veränderung in der Philosophie des Software-Design könnte aber auch die männliche Einstellung gegenüber dem Computer verändern.

Interaktiver Ansatz

Dix et al (1993, S. 469) betonen, daß „alle Computersysteme, seien es Einplatz- oder Mehrplatzsysteme, mit den Arbeitsgruppen und Organisationen, in denen sie verwendet werden, interagieren". Sie schlagen deshalb vor, daß

HCI-Forschung auf die Analyse von zwischenmenschlicher Kommunikation aufbauen soll. In diesem Zusammenhang besprechen sie die Anwendung der Ethnomethodologie, Sprechaktanalyse und Gesprächsanalyse als Grundlage von „Computer Supported Cooperative Work" (CSCW) Systemen (= computergestützte kooperative Arbeit).

Das bekannteste Beispiel für die Anwendung der Sprechakttheorie und der Gesprächsanalyse als Designprinzip ist der System-Coordinator, der von Terry Winograd und Fernando Flores (1989) entwickelt wurde. Die Anwendung von Ethnographie und Gesprächsanalyse wird von Suchman (1987) beschrieben.

Die Verwendung von Ethnomethodologie, Sprechakttheorie und Gesprächsanalyse für die Erforschung von geschlechtsspezifischen Unterschieden bei der Kommunikation ist recht verbreitet. Es ist kein Zufall, daß diese Modelle besser geeignet sind Diskriminierungsprozesse gegen Frauen darzustellen, als es traditionelle kognitive Kommunikationsmodelle tun. Kognitive Psychologie ist beschränkt, da sie die Computermetapher als Basis für Modelle der menschlichen Wahrnehmung und des Denkens benutzt. Diese Modelle ziehen üblicherweise soziale und emotionale Einflüsse auf kognitive Prozesse nicht in Betracht (Eysenck & Keane, 1990).

Davon hebt sich die Ethnomethodologie ab, deren Gegenstand die Untersuchung der Entwicklung von sozialen Normen und des Aufbaus von sozialem Wissen im alltäglichen Umgang ist. Die Grundannahme der Ethnomethodologie ist, daß soziale Normen und soziale Beziehungen nicht vorgegeben sind, sondern durch Mitglieder der beobachteten Gruppe von Tag zu Tag neu definiert werden (Weingarten et al, 1979). Die Ethnomethodologie untersucht die Regeln, die Menschen in ihren Beziehungen untereinander verwenden. Wir glauben, daß dieser Ansatz passender die dynamische Natur der Frau/Mann-Beziehungen widerspiegelt. Weiblichkeit wird nicht, wie beim kognitiven Ansatz, als vorgegeben und unveränderlich begriffen, sondern wird in sozialer Wechselwirkung aufgebaut.

Eines der wichtigsten Konzepte der Gesprächsanalyse, die auf den Prinzipien der Ethnomethodologie basiert, ist der „Turn taking"-Mechanismus – jener Mechanismus, der sicherstellt, daß zu einem bestimmten Zeitpunkt nur ein/e GesprächsteilnehmerIn spricht (Sacks, Schegloff & Jefferson, 1974). Es ist ziemlich offensichtlich, daß sich diese Kategorie für die Verwendung zur Analyse von CSCW-Systemen eignet, speziell für durch den Computer vermittelte Kommunikationsformen (Dix et al, 1993). Dix et al bemerken auch, daß es drei mögliche Anwendungsgebiete für Kommunikationstheorien in HCI gibt:

„Erstens können sie verwendet werden, um Abschriften, beispielsweise von elektronischen Konferenzen, zu verfassen. Dies kann uns dabei behilflich sein, zu verstehen, wie die Teilnehmer mit elektronischer Kommunikation umgehen. Zweitens können sie als Leitfaden für Design-Entscheidungen dienen – ein besseres Verständnis von zwischenmenschlicher Kommunikation kann uns helfen, den schlimmsten Unsinn im Design elektronischer Medien zu vermeiden. Drittens, und dieser Punkt ist am umstrittensten, können sie benutzt werden, um das Design zu steuern – um das System rund um die Theorie aufzubauen." (Dix et al, 1993, S. 476)

All dies legt nahe, daß die Anwendung der Gesprächsanalyse eine brauchbare Methode für die Untersuchung der Art, wie Frauen mit Computern umgehen, darstellt. Dies soll nicht heißen, daß traditionelle kognitive Methoden völlig verworfen werden sollen. Wir betrachten die beiden Ansätze als sich ergänzend. Kombiniert können die Resultate von beiden Ansätzen zu einem vollständigeren Bild der Probleme von Frauen beim Umgang mit Computern führen.

Die Anwendung der Ethnomethodologie

Im folgenden Abschnitt wollen wir die Anwendung von Ethnomethodologie und Gesprächsanalyse im Detail behandeln. Dix et al bevorzugen den Gebrauch der Gesprächsanalyse für CSCW. Dies ist sicherlich ein Bereich, wo ihre Anwendung sofort erfolgen kann – aber wir glauben, daß ihre Verwendung auch in anderen Gebieten erfolgen kann. Grundsätzlich sehen wir drei verschiedene Möglichkeiten.

- CSCW
- Interaktion zwischen Frau und Computer
- Soziales Umfeld von weiblicher Computeranwendung

CSCW

Die Gesprächsanalyse unmittelbarer („face-to-face") Kommunikation deutet ein bestimmtes Maß an männlicher Dominanz an. Männer sprechen mehr als Frauen, sie verwenden back-channel-behaviour in einem geringeren Ausmaß und sie unterbrechen andere GesprächsteilnehmerInnen öfter (Gräßel, 1991). Es würde sicherlich interessant sein, herauszufinden, ob ähnliche Verhaltensmuster in computervermittelter Kommunikation beobachtet werden können.

Eine wichtige Bedingung für die Analyse von Kommunikationsmustern ist in diesem Zusammenhang die Definition von Kommunikativen Handlungen. Offensichtlich ist das Verfassen einer Nachricht oder irgendeines Textes eine solche Handlung. Es bleibt aber zu erforschen, ob es so etwas wie back-channel-behaviour oder Unterbrechungen in diesem Umfeld gibt. Es ist möglich, daß Kommunikationsmuster in solchen Systemen einer anderen Logik folgen.

Wechselwirkung zwischen Frau und Computer

Die Analyse dieses Prozesses ist sicherlich schwieriger, da es offenkundig fundamentale Unterschiede zur normalen menschlichen Kommunikation gibt – auch wenn Programme wie ELIZA (Weizenbaum, 1977) vorgeben, daß beide Interaktionsarten grundsätzlich gleich wären. Die Ethnomethodologie nimmt an, daß Kommunikation ein konstanter Prozeß der Definition von Regeln ist. Es ist ziemlich schwierig sich vorzustellen, wie ein Computer an einer solchen Aktivität teilhaben soll. In gewisser Weise ist die Wechselwirkung zwischen Mensch und Computer als Interaktion zwischen BenutzerInnen und ProgrammiererInnen denkbar, die durch den Computer vermittelt wird.

Sofern wir uns des Umstandes bewußt sind, daß ein Computer kein menschliches Wesen ist, sollte es möglich sein, einige der Kategorien der Gesprächsanalyse auf die Protokolle der Mensch/Computer-Interaktion anzuwenden. Es gibt einige Anzeichen, daß es auf diesem Gebiet Unterschiede gibt. Shneiderman (1992) betont, daß Frauen auf die Formulierung von (Fehler-)Nachrichten vom Computer anders reagieren als Männer.

Im Einklang mit den grundlegenden Annahmen der Gesprächsanalyse wäre es interessant, vollständige Protokolle von Computersitzungen zu betrachten um herauszufinden, ob es geschlechtsspezifische Unterschiede in

der Reaktion auf verschiedene Aktionen des Computers gibt. Solch ein Ansatz müßte die Programmierphilosophie der ProgrammiererInnen in Rechnung ziehen, da er in gewisser Weise an dieser Kommunikation teilnimmt. Moderne Softwaresysteme benötigen in der Regel eine ganze Anzahl von Schritten, um eine bestimmte Reaktion auszulösen. Es ist eine plausible Hypothese, daß die Interaktionsfolgen bei Frauen und Männern unterschiedlich sind.

Soziales Umfeld von weiblicher Computeranwendung

Frauen interagieren nicht nur (indirekt) mit den ProgrammiererInnen, wenn sie einen Computer benutzen, sie stehen auch in Wechselwirkung zu ihren (Studien-)KollegInnen. Dieser Prozeß kann, wie jede andere Interaktion, als Prozeß des Aufbaues von sozialen Normen und Beziehungen gesehen werden. Es gibt einige Anhaltspunkte dafür, daß das Verhalten von Kollegen und des Managements dabei für die weibliche Einstellung zur Informationstechnologie mindestens ebenso wichtig ist, wie der Computer selbst (Cockburn, 1988). Deshalb glauben wir, daß die Anwendung der Ethnomethodologie auf diesem Gebiet interessante Resultate ergeben könnte.

Schlußfolgerung

Bis dato hat es nicht viel Forschungsaktivität gegeben, die versucht, die Probleme des Umgangs von Frauen mit Computern im Kontext der HCI zu beleuchten. Bis zu einem gewissen Grad gibt es Übereinstimmung darüber, daß weibliche Bedürfnisse in stärkerem Ausmaß berücksichtigt werden müssen. Es gibt allerdings keine nennenswerte Übereinstimmung darüber, wie dies zu bewerkstelligen sei. Manchmal wird die Erforschung des weiblichen Computerumgangs als eine Art von Unterdisziplin der Erforschung der unterschiedlichen kognitiven Fähigkeiten der Geschlechter gesehen. Es gibt gute Gründe, diesen Ansatz als zu eng anzusehen, da die sozialen Aspekte der Diskriminierung von Frauen in diesem Ansatz nicht berücksichtigt werden.

Ein möglicher Ansatz, um die Probleme von Frauen im Umgang mit Computern zu überwinden wäre, Softwaresysteme auf eine Art zu entwickeln, die Frauen angemessener wäre, die diese Systeme dann benutzen (Damarin, 1993). Wir glauben, daß dieser Ansatz manchmal sehr nützlich sein kann, daß ihm aber auch die Gefahr innewohnt, daß Frauen wieder einmal auf ihre traditionelle Rolle beschränkt werden.

Wir empfehlen die Verwendung der Ethnomethodologie als Ansatz für die Analyse weiblichen Umgangs mit Computern. Die Ethnomethodologie geht nicht von geschlechtsspezifischen Unterschieden als gegeben aus, sondern nimmt an, daß verschiedene Menschen verschiedene Strategien benutzen. Ein gewisses gegenseitiges Einverständnis über die verwendeten Strategien muß bestehen, damit Kommunikation funktionieren kann. Diese Strategien sind variabel und hängen von den Bedürfnissen der TeilnehmerInnen am Kommunikationsprozeß ab. In diesem Zusammenhang kann das Konzept der geschlechtsspezifischen Unterschiede seinen Inhalt verlieren, da sich die Strategien immer stärker annähern.

Manchmal treten Tendenzen zur Überwindung der Frau/Mann-Dichotomie in einer Form auf, die zuvor niemand erwartet hätte. In textbasierten Virtual-Reality-Umgebungen am Internet ist es möglich, so zu tun, als hätte die betreffende Person das jeweils andere Geschlecht. Dieses Phänomen wird als Geschlechtertausch bezeichnet. Wenn aber das Geschlecht durch einen einzigen Befehl gewechselt werden kann, tendiert eine Frau/Mann-Dichotomie dazu, obsolet zu werden. ■

Univ.-Ass. Dr. Margit POHL ist Informatikerin und Psychologin an der TU Wien und Vorstandsmitglied der eCE (engagierte Computer ExpertInnen).

Anmerkungen

Anderson, J. R. (1989) Kognitive Psychologie, Eine Einführung, Heidelberg, Spektrum Verlag.

Cockburn, C. (1988) Die Herrschaftsmaschine, Berlin, Argument.

Damarin, S. K. (1993) Where is Women's Knowledge in the Age of Information?, in: Kramarae, C., Spender, D. (Hg.) The Knowledge Explosion. Generations of Feminist Scholarship, New York, Harvester, Wheatsheaf, S. 362-370

Dix, A., Finlay, J., Abowd, G., Beale, R. (1993) Human-Computer Interaction, New York, Prentice Hall.

Eysenck, M. W., Keane, M. T. (1990) Cognitive Psychology, Hove and London, Hillsdale, Lawrence Erlbaum.

Fischer, G. (1993) Beyond Human-Computer Interaction: Designing Useful and Usable Computational Environments, in: Alty, J. L., Diaper, D., Guest, S. (Hg.) People and Computers VIII. Proceedings of HCI '93, Cambridge University Press, S. 17-31.

Gatens, M. (1991) Feminism and Philosophy, Cambridge, Polity Press.

Gräßel, U. (1991) Sprachverhalten und Geschlecht, Pfaffenweiler, Centaurus-Verlagsgesellschaft.

Halpern, D. F. (1992) Sex differences in cognitive abilities, Hillsdale, New Jersey, Lawrence Erlbaum Associates.

Kramarae, C., Spender, D. (1993) Exploding Knowledge, in: Kramarae, C., Spender, D. (Hg.) The Knowledge Explosion. Generations of Feminist Scholarship, New York, Harvester, Wheatsheaf, S. 1-24.

Kuhlen, R. (1991) Hypertext, Berlin, Heidelberg, New York, Springer.

Morgan, K., Morris, R., MacLeaod, H., Gibbs, S. (1992) Gender Differences and Cognitive Style in Human-Computer Interaction, in: International HCI Conference 1992 (Proceedings), St. Petersburg, Russia.

Rada, R. (1991) Hypertext, From Text to Expertext, London, New York, McGraw-Hill.

Sacks, H., Schegloff, E., Jefferson, G. (1974) A simplest systematic for the organisation of turn-taking for conversation, in: Language 50, S. 696-735.

Shneiderman, B. (1992) Designing the User Interface, Reading, Mass., Addison-Wesley.

Suchman, L. A. (1987) Plans and Situated Actions: The Problem of Human-Machine Communication, Cambridge University Press.

Turkle, S. (1986) Die Wunschmaschine. Der Computer als zweites Ich, Reinbeck, Rowohlt.

Turkle, S., Papert, S. (1990) Epistemological pluralism: styles and voices within the computer culture, in: Signs: Journal of Women, Culture, Society, Vol. 16, No. 1.

Watzlawik, P. (1978) Wie wirklich ist die Wirklichkeit? München, Piper.

Watzlawik, P. (Hrg.) (1985) Die erfundene Wirklichkeit. Wie wissen wir, was wir zu wissen glauben? Beiträge zum Konstruktivismus, München, Piper.

Weingarten, E., Sack, F., Schenkein, J. (Hrg.) (1979) Ethnomethodologie. Beiträge zu einer Soziologie des Alltagshandelns, Frankfurt/Main, Suhrkamp.

Winograd, T., Flores, F. (1989) Erkenntnis Maschine Verstehen, Berlin, Rotbuch.

Weizenbaum, J. (1977) Die Macht der Computer und die Ohnmacht der Vernunft, Frankfurt/Main, Suhrkamp.

Witkin, H. A., Dyk, R. B., Faterson, H. F., Goodenough, D. G., Karp, S. A. (1962) Psychological differentiation, New York, Wiley.

Vom Trampelpfad zur Informationsautobahn

Ein Reisebericht aus der schönen neuen Welt

Chrilly DONNINGER

Nach der Mondlandung hat die amerikanische Nation wieder einen großen technologischen Traum: den weltumspannenden Datenhighway. Beim Lesen diverser Publikationen bekommt man vielfach den Eindruck, diese Autobahn würde bereits bestehen bzw. kurz vor der Fertigstellung stehen. In Wirklichkeit ist der Highway aber wahrscheinlich deswegen so interessant, weil er sich zum gegenwärtigen Zeitpunkt noch im Stadium des reinen Mythos befindet.

Bevor ich mich in Spekulationen über die Auswirkungen dieses neuen Traumes einlasse, möchte ich zu Beginn des Artikels technologische Aufklärung betreiben und den Ist-Zustand der weltweiten Datenkommunikation beschreiben.

Wir waren vor dem Papst dort

Im Sommer '94 hielt ich mich gemeinsam mit meinen Freunden Willy und Charly im Hochland von Papua-Neuguinea auf. Dieses Hochland wird von einem dichten Regenwald bedeckt. Die Menschen leben dort noch vorwiegend von Subsistenzwirtschaft. Auf einem Stück niedergebrannten Regenwaldes werden hauptsächlich Süßkartoffeln und Bananen angebaut. Zu diesen teilweise relativ weit von den Dörfern entfernten Feldern sowie zu den Nachbardörfern besteht ein dichtes und – für den Fremden verwirrendes – Netz von Trampelpfaden. Obwohl die einzelnen Sippen und Stämme sich nur um die Wege zu ihren Feldern bzw. zu den in den Nachbardörfern lebenden Verwandten kümmern, entsteht dadurch ein von niemandem geplantes oder auch nur gewolltes „Verkehrsnetz". Mit entsprechender Kondition und Wagemut kann man auf diesen Trampelpfaden Gebiete von der Größe Österreichs durchqueren.

Wahrscheinlich werden sich nun die meisten Leser fragen, was das mit dem Datenhighway zu tun hat. Nun, der real existierende Highway, das sogenannte Internet, ist in vielfacher Hinsicht die moderne Ausgabe dieser Trampelpfade. Geplant und eingeführt wurde es zwar zu Beginn der siebziger Jahre vom amerikanischen Militär. Seine Zielstellung war: Im Falle eines sowjetischen Atomschlages sollten die wichtigsten Zentren des Militärs weiter via Computer miteinander kommunizieren können. Um dieses Ziel zu erreichen, wurde nicht eine einzige Verbindungsstrecke zwischen den Zentren errichtet. Vielmehr war und ist es möglich, daß die Verbindung quasi nach dem Prinzip der stillen Post über mehrere andere Zwischenstationen aufrechterhalten werden kann. Die Militärs fanden auch im grauen Alltag Gefallen an diesem Informationssystem und kurz darauf wurden die mit dem Militär besonders eng verbandelten Universitäten in das Netz einbezogen. Seither hat sich dieses Informationsnetz genauso wie die Trampelpfade Neuguineas auf vollkommen ungeplante und chaotische Weise über die gesamte Industriewelt verbreitet. Durch das Prinzip der Weiterreichung von Daten genügt es, mit dem nächstgelegenen Rechner, der bereits mit dem Netzwerk verbunden ist, eine Verbindung aufzubauen. Die planende Rolle des amerikanischen Militärs beschränkt sich auf die Vergabe von Straßen und Hausnamen. Das heißt, jeder Teilnehmer des Netzes hat einen eindeutigen Namen und eine eindeutige Nummer, seine sogenannte Internet-Adresse. Diese Adresse erhält man weitgehend formlos via Internet. Bei meinem letzten Brötchengeber, der Firma SIEMENS, hatte ich zum Beispiel die Adresse donning@siemens.co.at.

Der erste Teil der Adresse besteht in der Regel aus den ersten sieben Buchstaben des Namens (vulgo Namen wie Asterix oder Goesser sind ebenfalls sehr beliebt). Danach folgt die Bezeichnung der Institution (siemens), der Typ der Institution (co wie cooperation = Firma) und anschließend die Länder-Kennung (at wie Austria). Das Internet reicht eigentlich nur bis zum Siemens-Rechentor. Die Internet-Adresse ist siemens.co.at. Die Zustellung an meinen Arbeitsplatz erfolgte über die SIEMENS interne elektronische Hauspost. Gleichzeitig hat etwa die Fa. SIEMENS ein eigenes internes weltweites Kommunikationsnetz mit eigenen Adressen und auch eigenen Übertragungsstandards aufgebaut. Ähnlich war es bei meinem vorletzten Kunden, dem European Space Technology Centre (ESTEC) in Holland. Alle Raumfahrtzentren sind mit einem eigenen Netzwerk untereinander verbunden. Gleichzeitig konnte ich aber auch der Internet-Adresse altzing@wu-wien.ac.at (in Neuguinea hat er noch Willy geheißen) meine neueste Schachpartie durchgeben.

Neben den „offiziellen" Wegen zwischen den Dörfern gibt es daher auch am Internet noch zahlreiche Abzweigungen und Wege zwischen den Feldern des Asphaltdschungels. Aus diesem Grund schwanken auch die Angaben über die weltweite Anzahl der Internet Benutzer zwischen 10 und 50 Millionen (die Anzahl der aktiven und regelmäßigen Benutzer dürfte wesentlich geringer sein). Hinter der Adresse siemens.co.at kann sich ein einziger einsamer Datencowboy, oder aber wie in diesem Fall eine Firma mit 15.000 Beschäftigten, mit einem eigenen internen Netzwerk, verbergen.

Zu was brauch ma des?

Die einfachste und auch am häufigsten benutzte Internet-Einrichtung ist die elektronische Post (e-mail). Man schreibt am Computer wie gewöhnlich einen Brief. Anstatt den Brief auszudrucken und in ein Kuvert zu stecken,

ruft man das Programm „mail“ auf, gibt die Internet-Adresse des Empfängers ein und schickt das Ganze ab. Diese Basisfunktion kann noch in vielfacher Weise erweitert werden. Zum Beispiel kann man sich eine Adressenliste erstellen. Mit einem Befehl in „mail“ kann man dann den Brief an alle Mitglieder dieser Liste versenden. Zwischen den Universitäten wird die Post praktisch nur mehr auf diesem Weg ausgetauscht. Die normale Post wird verächtlich als snail-mail (Schneckenpost) bezeichnet.

Das Datengrab

Auf den Rechnern des Internets kugeln auch eine Unmenge von allgemein zugänglichen, mehr oder minder nützlichen Daten herum. Ein Beispiel aus meinen eigenen Fachgebiet (Computerschach). Ich las in der Anleitung eines amerikanischen Schachprogrammes, daß auf der Internet-Adresse unihamburg.math.de (dem mathematischen Institut der Universität Hamburg) eine Sammlung der bedeutendsten Schachpartien dieses Jahrhunderts gespeichert ist. Mit Hilfe des Programmes „ftp“ (File Transfer Protokoll) wählte ich daraufhin diesen Rechner an. Am Bildschirm erscheint daraufhin die Aufforderung „enter your user-id“ (wer bist denn du). Hätte ich nun gesagt „chrilly“, hätte der Rechner „unknown-user“ (dich kenn i net) gemeckert und mir den Zutritt verweigert. Stattdessen muß man gemäß einer Internet-Konvention „anonymous“, manchmal auch „guest“, eingeben. Nachdem man dem elektronischen Portier auch noch seinen Meldezettel – die Internet-Adresse – gezeigt hat, kann man in die Hallen der Universität eintreten. Im nächsten, mühsamsten Schritt muß man sich im Gewirr der Gänge und Stiegen, der aberwitzigen Menge von Inhaltsverzeichnissen und Daten zurechtfinden. Schon so mancher Internet-Benutzer ist an dieser Stelle nächtelang im Kreis gelaufen. Nach zwei Stunden hatte ich es aber geschafft. Die Spielesammlung am Hamburger Rechner war aber nur eine unvollständige Kopie der auf dem amerikanischen Rechner „uoknor.edu“ befindlichen Originaldaten. Also wiederholte ich das Spiel auf diesem Rechner. Nach einer weiteren Stunde war es dann soweit. Ich gab den Befehl zur Übertragung der Daten auf meinen eigenen Rechner ein. Nachdem die Sammlung eher größer war, ging ich sicherheitshalber auf ein Bier. Anscheinend ging aber auf irgendeinem Verbindungsweg eine Mure herunter. Jedenfalls hat es mehr als einen Tag gedauert, bis die letzte Partie eingetroffen ist.

Der Stammtisch

Eine weitere relativ beliebte Internet-Einrichtung sind die sogenannten Newsgroups (Stammtisch-Runden). Inzwischen gibt es davon einige tausend. Jede Gruppe tratscht dabei über ein bestimmtes, im Namen festgelegtes Thema. Dabei reicht die Palette von relativ ernsthaften Gruppen wie comp.ibm.pc (technische Fragen zum IBM-PC) über rec.games.chess (Schach) bis zu alt.sex.bond (Sexuelle Fesselungstechniken) oder alt.fan.socks (Fangruppe der Clintonschen Hauskatze). Um Mitglied zu werden, meldet man sich beim Stammtisch elektronisch an. Die Ergüsse der Stammtischler werden auf einer elektronischen Anschlagtafel für eine bestimmte Zeit aufbewahrt. Jedes Mitglied kann, sofern es die sogenannte „netiquette“ (Stammtisch-Regel, die anderen nicht übermäßig zu beschimpfen, beim Thema zu bleiben) einhält, seinen eigenen Senf dazugeben und natürlich die Mitteilungen der anderen lesen. Von ein paar frauenspezifischen Kränzchen abgesehen, sind wie beim altmodischen Stammtisch meistens die Männer unter sich.

Das Caféhaus

Darüber hinaus existieren noch eine Unzahl anderer Einrichtungen, die aber je nach Lust und Laune ihres Schöpfers auch wieder über Nacht verschwinden können. Zum Beispiel hielt sich Willy vor unserem Neuguinea-Abenteuer ein Jahr auf der Universität in Perth/Australien auf. Wir sind beide leidenschaftliche Schachspieler. Daher vereinbarten wir, uns einmal wöchentlich im Internet-Schachcafé zu treffen. Das Schachcafé befindet sich am Rechner der Universität Kansas. Der Einlaß in das Café erfolgt durch die Eingabe einer bestimmten, nur Eingeweihten bekannten, Kennung. Einmal in das Innere gelangt, spricht man einfach einen Anwesenden an, ob er Lust auf eine Partie hat. Die beiden Spieler sehen dabei auf ihrem Rechner das Schachbrett und mit Hilfe der weltweit genormten Schachnotation werden die Züge eingegeben. Man kann auch seinem Partner Kommentare schicken, ja sogar kiebitzen bei einer anderen Partie ist möglich. Was fehlt, ist ein Kellner, der die Schachsüchtigen zur Sperrstunde hinauswirft.

Wer zahlt die Rechnung?

Im Hochland von Neuguinea kann man sich einen Führer immer nur bis ins nächste Dorf engagieren. Man wird quasi von Dorf zu Dorf weitergereicht. Der Datentransport auf dem Internet findet nach dem selben Prinzip statt. Jedes Dorf, jeder Rechner, bekommt Daten und reicht sie, falls sie nicht für ihn selber bestimmt sind, an den nächsten weiter. In der Regel übernehmen diese Aufgabe (bis jetzt) unentgeltlich staatliche oder halbstaatliche Einrichtungen, wie zum Beispiel Universitäten, das Militär oder etwa die NASA und die ESA. So hat mich zum Beispiel die Recherche und die Übertragung der Spielesammlung nur das eine Bier in der Universitätskantine gekostet. Die Spielesammlung selbst ist das Ergebnis einer Dissertation. Die Herren Lang&Smith haben zur Erlangung des Doktortitels einen elektronischen Lesegriffel entwickelt, mit dem man Bücher automatisch einlesen und die dabei gewonnenen Daten in ein genormtes Format übertragen kann. Zur Demonstration der Funktionsfähigkeit dieses Systems haben sie die wichtigsten Schachbücher verarbeitet.

In zunehmenden Maße findet aber auch eine Kommerzialisierung des Netzes statt. So stellt etwa in Wien die weltweit agierende Firma CompuServ einen sogenannten „Gateway“ (Einfahrtstor) zum Internet zur Verfügung. Über die Telefonleitung kann man mit einem gewöhnlichen Heim-PC diesen Gateway-Rechner anrufen und erlangt dadurch Zugang zum Internet. Neben der von der Post kassierten Ortsgebühr muß man auch CompuServ eine relativ geschmalzene Maut bezahlen. Auch Datenbanken mit wichtigen Informationen und zahlungskräftiger Kundschaft (z. B. Rechtsdatenbank) werden zunehmend kommerzialisiert.

Warum ist das Internet keine Autobahn?

In Neuguinea hat jedes Tal, jeder größere Stamm seine eigene Sprache. Insgesamt zählt man im ganzen Land über 700 davon. Ausgehend von den bereits länger kolonisierten und stärker modernisierten Küstengebieten hat sich eine landesweite Hilfssprache, das Pidgin entwickelt. Inzwischen beherrscht auch in den entlegenen Gebie-

ten die jüngere Generation diese Sprache. Pidgin ist ein grammatikalisch starkt vereinfachtes und teilweise auch verballhorntes Englisch, mit Einflüssen aus dem Deutschen, Holländischen und von lokalen Sprachen. Der Wortschatz beträgt ungefähr 1000 bis 2000 Wörter, wobei allerdings die Einheimischen durch viel Kreativität und Phantasie die Beschränkungen dieser Sprache weitgehend kompensieren. Beispielsweise ist eine Kuh eine „meri kau" (meri = Frau, Verballhornung von Mary, kau = cow) ein Stier ein „man kau" und ein Kalb ein „pikini bilong meri kau" (pikini = Kind, bilong = gehört zu).

Ein ähnlicher Prozeß findet auch am Internet statt. Auch hier hat sich ein vom Englischen abgeleitetes Internet-Pidgin entwickelt. Das Wort „netiquette" ist etwa die Zusammenfassung von „network etiquette". Darüber hinaus gibt es eine eigene Internet-Zeichensprache. So bedeutet „:-)" das war jetzt nur ein Witz, oder „:-(" ich bin verärgert, angefressen (der Sinn dieser Zeichen wird klar, wenn man beim Lesen den Kopf nach links legt). Bis auf das Briefeschreiben kommt man ohne Kenntnis dieser Sprache nicht sehr weit. Das Schema der Internet-Adressen, wie gelangt man in einen bestimmten Rechner, wie findet man sich im Rechner zurecht, wie kopiert man die Daten auf seinen eigenen Rechner, wie entpackt man sie, stellen eine eigene Wissenschaft dar. Jede Computerbuchhandlung hat bereits eine eigene Abteilung mit Büchern über das Internet. Die Anzahl der Internet-Ratgeber hat sicher bereits die Hunderter-Marke durchbrochen. Der Bestseller „The complete guide to the internet" wurde bisher etwa 400.000 Mal verkauft.

Ohne einen einheimischen Führer verirrt man sich auf den Regenwald-Trampelpfaden Neuguineas – wie wir aus eigener bitterer Erfahrung feststellen mußten – innerhalb ein paar Minuten. Genauso geht es dem Internet-Fremden. Ohne das ausführliche Studium der Internet-Literatur, der Internet-Landkarte und/oder einen erfahrenen Freund/Arbeitskollegen, der einen weiterlotst, ist man weitgehend verloren. Sowohl für den halban-alphabetischen amerikanischen Durch- schnittsbürger als auch den Adorno-lesenden humanistisch gebildeten Intellektuellen ist das Netz in der gegenwärtigen Form jenseits von Gut und Böse. Umgekehrt stellen diese Schwierigkeiten für die meisten Benutzer einen Reiz dar. Es kann halt noch nicht jeder Dodl im Internet herumfahren, die Navigation in diesem Netz gehört zu den letzten Abenteuern des Asphalt-Cowboys.

„Lichtsprechgerät: Empfänger, 1881."

Auf einem Trampelpfad bewegt sich einer hinter dem anderen mit etwa vier Stundenkilometern vorwärts. Auf der Autobahn rollen mehrspurige Kolonnen mit 100 km/h durch die Gegend. Tatsächlich ist das Verhältnis beim Ausbau des Datennetzes noch viel krasser. Auf Grund der zur Zeit im Internet realisierten Datenübertragungsrate können praktisch nur Texte, aber keine Bilder oder Töne übertragen werden. Die Schachspielesammlung enthielt den Text von etwa 40 Schachbüchern mit insgesamt rund 20.000 Seiten. Für die Übertragung von 10 Farbbildern in eher mittelmäßiger Auflösung benötigt man aber bereits dieselbe Menge an Information. Es ist natürlich vollkommen unakzeptabel, pro übertragenes Bild eine Stunde zu warten.

Eine typische Datenautobahn-Anwendung wäre etwa folgende: Hillary Clinton filmt täglich mit der Videokamera die Hauskatze Socks. Diese Videoaufnahmen werden auf dem – bereits existierenden – Internet-Rechner des Präsidenten gespeichert. Der an die Autobahn angeschlossene Socks-Fan klickt mit der Maus auf einem Internet-Empfangsgerät (eine Kreuzung aus PC und Fernseher) auf das Katzensymbol und überzeugt sich vom aktuellen Zustand seines Lieblings. Zur Abspielung eines Videos müssen mindestens 20 Bilder pro Sekunde gezeigt werden. Das heißt die Informationsmenge der Schachdatenbank würde gerade für eine halbe Sekunde Socks reichen. Will man zusätzlich auch Socks Schnurren übertragen, so verdoppelt sich die Datenmenge noch einmal.

Nachdem sich der Durchschnittsamerikaner unter einer Datenbank wahrscheinlich wenig vorstellen kann und vor allem auch nicht weiß, was er damit anfangen soll, bewirbt man den Highway-Traum vornehmlich mit der Pizza-Connection. Statt auf das Katzensymbol klickt der Anwender auf eine Pizza. Daraufhin wird ihm in allen Farben das aktuelle Angebot der nächstgelegenen Pizza-Kette präsentiert. Ein weiterer Klick und die entsprechende Pizza ist bestellt. Nachdem man aber Information nicht essen kann, wird sie auch weiterhin auf der Beton- und nicht auf der Datenautobahn angeliefert. Oder wie ein Kritiker nach der Inspektion einer Vorführeinrichtung notierte: Das Problem besteht darin, daß die elektronisch bestellten Pizzas auch nicht besser schmecken.

Für etwas intellektuellere Geister ist das Autobahn-Museum vorgesehen. Alle Kunstwerke dieser Welt können damit Popcorn-essend auf dem heimatlichen Sofa konsumiert werden. Beim Museum ist weniger die Datenrate, als die Bildwiedergabe das technische Problem. Mit der heute zu erschwinglichen Preisen erzielbaren Bildauflösung und den möglichen Farbabstufungen schauen die Sonnenblumen von van Gogh einfach beschissen aus. Von einem richtigen Rundgang durch das Museum, bei dem man die Bilder aus allen Entfernungen und Perspektiven betrachten kann, ist man selbst auf experimenteller Ebene noch meilenweit entfernt.

Für die Realisierung des Socks-Videos müßten die heutigen Übertra-

gunskanäle pro Benutzer um mindestens das 100.000fache leistungsfähiger werden. Nachdem sich die Autobahn nur rentiert, wenn sie von fast allen benutzt wird, würde auch die Anzahl der Benutzer und damit der Gesamtdatenfluß dramatisch ansteigen. Rein technisch gesehen sind diese Übertragungsraten bereits im Bereich des Machbaren. Zwei Zentren des Militärs sind miteinander schnell verkabelt. Geld spielt dabei keine Rolle. Will man aber auch das letzte Kaf im Mittelwesten und in weiterer Folge die gesamte technisierte Welt anschließen, steigt der Aufwand ins Astronomische. Die Ausgaben für die Mondlandung waren im Verhältnis dazu vernachläßigbares Taschengeld.

Wo bleibt denn da die Kritik?

Spricht man speziell mit im akademischen Bereich arbeitenden Menschen über das Internet, so bekommen selbst Leute, die von Berufs wegen über die Gefahren der Technikentwicklung forschen, vor Begeisterung glänzende Augen. Wenn ich ihnen erkläre, daß ich froh bin, seit einem Jahr nicht mehr dran zu hängen, schauen sie mich ganz entgeistert an und erklären mich wohl insgeheim als einen Fall für die Psychiatrie.

Die Sintflut

Trotz der eher geringen technischen Möglichkeiten besteht bereits jetzt am Internet und den daran angeschlossenen Netzwerken ein Hauptproblem in der sogenannten „Infoglut" (Informations-Sintflut). Während meiner Arbeit bei der ESTEC habe ich einmal ein Monat lang Buch geführt. In diesem Monat erhielt ich pro Tag durchschnittlich 53 „Messages" (Meldungen).

Wie kommt es dazu? Nun, es ist auf elektronischem Weg derselbe Aufwand, einem oder 1000 Menschen eine Meldung zukommen zu lassen. So veranstaltete der ESTEC Tennis-Klub mit etwa 600 Mitgliedern jeden ersten Sonntag im Monat eine Grillparty. Diese Grillparty besuchten schon seit Jahren immer die gleichen 15 Leute. Trotzdem erhielten auch alle anderen 600 die elektronische Einladung. Hätte irgendwer die Einladungen kopieren, die Adreßkleber anbringen und das Ganze anschließend zur Post bringen müssen, wäre wahrscheinlich irgendwann die Frage aufgetaucht, ob die Prozedur eigentlich sinnvoll ist. Im elektronischen Fall hatte die Aussenderin bereits ein vorgefertigtes Formular, in dem sie nur mehr das Datum ändern brauchte. Ein weiterer Knopfdruck und 600 Leute waren wieder zwangsbeglückt.

Hielt irgendwer eine Tagung ab, so informierte er via interner e-mail nicht nur die potentiell zehn Interessierten, sondern alle 2000 Mitarbeiter. Das in dieser Hinsicht bezeichnendste Ereignis erlebte ich aber bei der Firma SIEMENS. In der holländischen Niederlassung hatte ein Autofahrer in der Früh vergessen, das Licht an seinem Vehikel abzudrehen. Daraufhin schickte eine gute Seele an alle einen Rundruf. „Attentie, de eigenaar van de ....". Auf diese Weise erhielten Zehntausende Menschen auf der ganzen Siemenswelt von diesem dramatischen Ereignis Kunde.

Man wird aber selbst von gewünschter Information erstickt. Von den 30.000 Schachpartien habe ich mir noch keine einzige angeschaut. Der Hauptsinn dieser Sammlung besteht für mich darin, sie an die Kunden meines eigenen Schachprogrammes NIMZO weiterzugeben. „Kaufen Sie NIMZO, das Schachprogramm mit der umfassendsten Spielesammlung die es jemals gab". Natürlich werden auch die NIMZO-Kunden niemals auch nur einen Bruchteil dieser Partien durchsehen. Im Geiste der technokratischen Religion – je mehr, desto besser – wird Quantität zum Fetisch. Oder wie es Franz Schandl in einem »Volksstimme«-Artikel in einem verwandten Zusammenhang schön ausgedrückt hat: „Dieses (in seiner Verallgemeinerung) unnütze Wissen, mit dem wir da ganz zeitgeistig täglich belästigt und überfrachtet werden, ist bewußtloses Wissen. Und es ist Freiheitsberaubung." (»Volksstimme« 3/1995, S. 22)

Zur technologischen Bewältigung dieses Problems arbeiten die Informatiker fieberhaft an der Erschaffung von intelligenten Agenten. Ein intelligenter Agent ist ein Programm, das von sich aus die hereinkommenden Meldungen durchsucht und etwa die Einladung zur Grillparty sofort wegwirft. Bei der Grillparty ist die Aufgabe des Agenten noch einfach. Wie soll aber ein solches Programm wissen, welche technischen Tagungen mich interessieren und welche nicht? Ein anderer Typ von intelligenter Agent soll externe Datenbanken selbständig durchsuchen und damit die in der Regel extrem zeitaufwendige und frustrierende Recherche überflüssig machen. Während also ein Teil der Disziplin am weiteren Anschwellen der Flut arbeitet – wie bereits skizziert, ist das Internet im Verhältnis zum geplanten Highway eine vollkommen harmlose, archaische Veranstaltung – arbeitete die andere Hälfte an der Eindämmung, „Ökologisierung" der von ebendieser Technik produzierten Probleme.

Ich persönlich habe das Sintflut-Problem in der ESTEC wesentlich einfacher gelöst. Ich habe in den hausinternen elektronischen Briefkasten nicht mehr hineingeschaut und etwaigen wichtigen Absendern mitgeteilt, daß ich nur mehr mit der normalen Hauspost oder mündlich zu erreichen bin. Das hat zwar zu Beginn einige Proteste hervorgerufen, aber nach kurzer Zeit wunderbar funktioniert. Die Anzahl der Mitteilungen ist von 53 täglich auf ein bis zwei zurückgegangen. Der Kapitän unserer Fußballmannschaft hat mich nicht mehr aus dem Nachbarzimmer(!) elektronisch gefragt, ob er beim nächsten Match mit mir rechnen kann, sondern einfach den Kopf bei der Tür hereingesteckt.

McDonald ist immer und überall

Durch das Internet findet eine atemberaubend schnell vor sich gehende McDonaldisierung der gesamten Kommunikation statt. Nachdem ich nicht mehr direkt am Internet hänge, habe ich vor kurzem einem befreundeten kanadischen Forscher ein normales Brieflein geschickt. Zu meiner Verwunderung und Enttäuschung erhielt ich keine Antwort. Darauf suchte ich einen Bekannten mit Internet-Zugang auf und schickte ihm eine e-mail. Lieber Jonathan, was ist los mit dir? Innerhalb von ein paar Stunden hatte ich eine elektronische Antwort plus Erklärung warum er nicht geantwortet hat („I am not any more used to it"). Tatsächlich gehört es für die meisten Internetler zur täglichen Routine, in der Früh die Post durchzusehen und in der Regel sofort, ohne Rücksicht auf Stil oder weiteres Nachdenken, eine Antwort „hineinzuhacken". Es ist üblich, Teile der Anfrage in die Antwort hineinzukopieren und nur kurze Anmerkungen, „OK", „Good", „?" hinzuzufügen.

Sich in aller Ruhe hinzusetzen und einen Brief mit den üblichen stilistischen Mindestanforderungen zu verfassen, ist für viele einfach nicht mehr drinnen oder wie es die meisten ESTEC-Kollegen ausgedrückt haben „a waste of time" (reine Zeitverschwendung).

„Navigiere mit Schall, 1880."

In der Vergangenheit war der Briefwechsel bedeutender Geister eine wichtige Quelle der Wissenschafts- und Geistesgeschichte. Außerdem sind diese Briefe in der Regel auch literarisch hochstehende Werke. Hätten sich etwa Adorno und Benjamin bereits zu ihrer Zeit per e-mail unterhalten, wäre ihr Schriftverkehr sicher nicht des Lesens wert. Mit ziemlicher Sicherheit wären auch die Datenbestände nicht aufbewahrt worden. Selbst wenn irgendwer der Meinung gewesen wäre, hier lägen zwischen Abermilliarden Buchstaben an Informationsmüll ein paar tausend kostbare Zeichen vor, die man nicht periodisch entsorgen sollte, so könnte bereits nach ein paar Jahren die auf alten Datenträgern gespeicherten Briefe niemand mehr lesen.

Zu Beginn von Willys Aufenthalt in Australien hatte ich noch Internet-Zugang und manchmal tauschten wir fast täglich die typischen kurzen Internet-Meldungen aus. Als ich mich dann selbständig machte und keinen Zugang mehr hatte, schrieben wir uns etwa einmal im Monat einen Brief. Von Willys Internet-Briefen habe ich keinen einzigen mehr, ich kann mich auch an keinen erinnern. Die normalen Briefe liegen aufbewahrt in einer eigenen Mappe, in die ich jetzt noch ab und zu hineinschaue. Auch Fatous, Willys Frau, hat mir erzählt, daß sie meine Briefe gern gelesen hat, während sie von unserem elektronischen Schriftwechsel überhaupt nichts mitbekommen hat.

Wie bereits erwähnt, existiert ein eigenes Internet-Pidgin. Im Gegensatz zu den Eingeborenen Neuguineas fehlt es aber dem technokratisch gebildeten Teil der Welt vollkommen an Phantasie. Die immer wiederkehrenden Phrasen und Redewendungen sind vollkommen witzlos und öd. Viele Dinge lassen sich nicht nur wegen des beschränkten Sprachschatzes, sondern auch wegen der fehlenden gemeinsamen Bilder und Vorstellungen nicht mehr sagen. Beispielsweise haben die am Internet dominierenden amerikanischen College-Studenten keinerlei Ahnung von griechischer Mythologie (diese Sorte von Menschheit ist in der Regel außerhalb ihres Fachgebiets überhaupt erschütternd beschränkt). Man kann daher am Internet nicht sagen „Geschirrabwaschen und Zusammenräumen ist eine Sisyphusarbeit", weil die meisten Teilnehmer noch nie von einem Herrn namens Sisyphus gehört haben. Die Kultur- und Geschmacklosigkeit (siehe Pizza-Connection) des amerikanischen Mittelstandes wird auf dem und teilweise via Internet zum weltweiten Standard.

Obwohl nach Netiquette eigentlich verpönt, ist sogenanntes „flaming" (unnötige Beschimpfungen, Kraftausdrücke) in den Newsgroups ein häufiges Phänomen. Die in weitgehender Anonymität nach dem Motto „zuerst schreiben, dann denken" abgefaßten Epistel stehen den an den Stammtischen abgegebenen geistigen Rülpsern in der Regel meistens um nichts nach. Ich bin jedenfalls überzeugt, daß man relativ einfach ein Computerprogramm schreiben könnte, welches in den diversen Newsgroups, ohne als solches erkannt zu werden, mitdiskutieren könnte.

Die Welt ist kein Dorf

Von einigen Medientheoretikern wird schon seit einiger Zeit die These vom globalen Dorf vertreten. Zur Untermauerung dieser These werden unter anderem auch diese weltweit bunt zusammengewürfelten Stammtische angeführt. Tatsächlich gibt es aber einen entscheidenden Unterschied: In einem Dorf existieren ein gemeinsamer, über alle Lebensbereiche sich erstreckender Wissensstand und gemeinsame allgemeine Normen. Der gemeinsame Tratsch, über den jeder mit jedem reden kann. Darüber hinaus gibt es natürlich die speziellen Runden der Jäger, der Feuerwehr, des Kirchenchores ...

Der Internet-Tratsch ist dagegen streng segmentiert. Selbst die Anzahl der existierenden Newsgroups dürfte kaum zu eruieren sein. Niemand hat auch nur annähernd einen Überblick über den Internet-Wissensstand. Versucht man etwa in der Newsgroup comp.ibm.pc über den Apple-Macintosh Computer zu reden, wird man sofort angeflogen, sich doch zum comp.apple.mac Stammtisch zu verziehen. Diese Newsgroups spiegeln recht drastisch die totale Zersplitterung bzw. Taylorisierung unseres Wissens und Weltbildes wider. Die auf einer bestimmten Ebene bestehende Einheit des Dorfes ist vollkommen verloren gegangen.

Der Internet-Single

Die Entwicklung der Sozialstruktur der technisierten Welt ist durch zwei scheinbar vollkommen gegensätzliche Entwicklungen gekennzeichnet. Auf der einen Seite eine nie gekannte Vermassung und Vereinheitlichung. Milliarden von Menschen trinken weltweit dasselbe Coca-Cola, bei der Eröffnung der Olympischen Spiele sitzt zur selben Zeit der halbe Globus

vor der Glotze, geht zur gleichen Zeit während der Übertragungspausen auf die Toilette.

Auf der anderen Seite eine nie gekannte Vereinzelung. In den entwickelten Industrienationen ist unter den jüngeren Leuten der Single bereits die häufigste „Sozial"form. Das Internet beschleunigt diese Entwicklung in der bisher relativ kleinen Benutzergruppe noch weiter. Sollte der Traum vom Datenhighway einmal Wirklichkeit werden, wird dies ein allgemein wirksames gesellschaftliches Phänomen werden. Ein Beispiel dafür sind die Schachdienste. Für einen Nichtraucher haben diese elektronischen Cafés den unschätzbaren Vorteil, nicht geräuchert zu werden. Für den Raucher haben sie den Vorteil, nicht ständig angeflogen zu werden, sich doch beim Zug am Glimmstengel etwas zurückzuhalten. Aufgrund der Zeitverschiebung kann man ziemlich sicher sein, zu jeder Tages und Nachtzeit einen Spielpartner anzutreffen.

Verloren geht die wichtige Eigenschaft, die Eigenheiten anderer Menschen zu akzeptieren, sich an gewisse Abmachungen, Zeiten und gemeinsame Regeln zu halten. Das einzige Leitmotiv wird die eigene Lust und Laune, das eigene Bild von der Welt. Im realen Schachcafé setzt man sich vor und/oder nach dem Spiel noch auf ein Glaserl zusammen und plaudert über Gott und die Welt. Das Internet-Café wird nach Beendigung der Partie sofort verlassen. Man wandert von einem Supermarkt zum anderen. Niemandem würde etwa der Tod eines Gastes auffallen.

Ich persönlich war kein allzu beliebter Internet-Gast. Mußte ich ab und zu auf Willy warten, so habe ich alle Angebote für ein kurzes Spiel abgelehnt. Es war mir ziemlich unheimlich gegen jemanden zu spielen, den ich nicht kenne und vor allem nicht sehe.

Mit Fertigstellung der Datenautobahn werden bzw. sollen selbst rudimentäre Formen von sozialen Kontakten, wie beispielsweise Einkaufengehen, verschwinden.

Der Umweltschutz

Von den Autobahn-Verfechtern und den Internet-Begeisterten wird häufig als Schutzpatron für die eigenen Absichten und Leidenschaften der heilige Umweltschutz angerufen. Anstatt mit großem Energieaufwand Menschen zu transportieren, werden viel umwelt- und menschenfreundlicher die Informationen auf die Reise geschickt. Das Endziel: Die geistig Arbeitenden fahren nicht mehr zur Arbeit, sondern verkehren mit ihren Kollegen nur mehr auf der Autobahn.

Meiner Meinung nach verhält es sich genau umgekehrt. Bereits jetzt ist das Internet ein ziemlicher starker Stimulus für den internationalen Flugverkehr. So war etwa früher innerhalb der Firma SIEMENS ein Standort für einen relativ großen Aufgabenbereich zuständig. Die „unteren Ränge" hatten überwiegend mit Kollegen desselben Standortes zu tun, nur die oberen Bosse flogen zur Koordination des Gesamtprojektes durch die Gegend. Heute ist es nicht ungewöhnlich, für ein zehn Leute umfassendes Projekt drei Spezialisten aus Berlin, zwei aus München, einen aus Lissabon und den Rest aus Wien zusammenzufassen. Die tagtägliche Kommunikation, die früher zwischen Tür und Angel oder im Caféraum erfolgte, wird nun über das firmeninterne Netz durchgeführt. Vor allem zu Beginn des Projektes und bei wichtigen Entscheidungen ist es aber unumgänglich, daß man sich auch wirklich sieht und ausspricht. Und dann fliegen halt sieben von zehn ganz normalen Mitarbeitern durch halb Europa.

Vor allem im universitären Bereich hat in dieser Hinsicht in den letzten Jahren eine atemberaubende Entwicklung stattgefunden. Bei den Europäischen Institutionen kommt man nur an den Geldtopf heran, wenn Universitäten aus mindestens drei unterschiedlichen Ländern beteiligt sind. Auf diese Weise soll eine relativ homogene europäische Bildungselite geschaffen werden. Ohne Internet wären die meisten dieser Projekte nicht durchführbar. Wie im Falle der Firma SIEMENS wird im Rahmen dieser Projekte auch fleißig durch die Gegend geflogen. Ich bin mir sicher, daß sich die jährliche „Fluglei-stung" eines durchschnittlichen Wissenschaftlers in den letzten 25 Jahren mindestens verzehnfacht hat. Seine wissenschaftliche Produktion ist bestenfalls gleichgeblieben. Durch das ständige Umherreisen, Interneten und dem Zwang, ständig irgendwelche Artikel zu verfassen, fehlt die Ruhe zum Nachdenken. Das Resultat ist geistige Massen- und Ausschußware.

Gäbe es nicht Wichtigeres zu tun?

Nach vorsichtigen Schätzungen wird der vollständige Ausbau des Datenhighways allein in den USA einige tausend Milliarden Dollar kosten. Eine nicht mehr wirklich vorstellbare Summe. Und was schaut am Ende des Traumes, nach Investition dieser gigantischen Summe heraus? Jeder kann sich mit nur zwei Mausklicks eine gummiartig schmeckende Pizza bestellen.

Alternativen?

Die technologische Entwicklung ist ein sich immer schneller drehendes Karussell. Obwohl den meisten Teilnehmern bereits schlecht ist, treiben sie es, beim Versuch, den vor ihm Kreisenden zu überholen, immer weiter an. Ein Abspringen oder Aussteigen ist vielleicht teilweise auf individueller, nicht aber auf gesamtgesellschaftlicher Ebene, möglich. Selbst die Menschen in Neuguinea können, auch wenn sie es teilweise wollen, nicht mehr in die Unschuld der Steinzeit zurück. Ich kann mich als Chrilly Donninger, der allein in seinem Kämmerlein an seinen Schachprogrammen bastelt, vom Internet abkoppeln und bei Bedarf ab und zu einen Freund aufsuchen, der mich „mitfahren" läßt. Genauso kann man individuell auch ohne Auto leben und sich bei Bedarf ein Leihauto mieten. Man kann aber nicht ernsthaft fordern, der österreichische Staat solle alle Straßen, insbesondere die Autobahnen, abtragen lassen. Genausowenig kann man fordern, der Staat bzw. private Firmen, sollen sich am Ausbau der Datenkommunikation nicht beteiligen. Die österreichischen Universitäten, die österreichischen Firmen wären aus dem internationalen Geschäft. Konzerne wie SIEMENS würden einfach in technologiefreundlichere Gegenden auswandern.

Ein reformistisches Modell wäre analog den Überlegungen zur Energiesteuer ein Informationsbesteuerungs-Modell. Information sollte kein freies Gut sein, das man kostenlos verschwenden, mit dem man nach Belieben die geistige Umwelt verschmutzen kann. Nachdem es aber momentan die meisten Menschen gar nicht erwarten können, ihr Elend im Informationsopium zu ertränken, wird man mit solchen Vorschlägen auf taube Ohren stoßen. Wie beim Autoverkehr wird man sich auch in diesem Bereich erst dann Gedanken über die Zähmung der Geister machen, wenn es bereits zu spät ist. ■

Dr. Chrilly DONNINGER ist ein in Wien lebender Oberösterreicher. Er hat Mathematik und Physik studiert. Er arbeitet zur Zeit an der Entwicklung von Computerschach-Programmen.

Individualisierung The Alienation goes on (2. Teil)

Friedhelm KRÖLL

Angefangen hat alles mit autobiographisch getönten Rekonstruktionen individueller Politisierungsgeschichten. Echo des Niedergangs der Studentenbewegung im Westen (Berkeley, Paris, Frankfurt).

Nach längerer Wegbereitung also haben sich die Soziologie, im weiteren die Sozialwissenschaften, in den neunziger Jahren im Individualisierungsideologem eingerichtet. Vorsichtig genug wird die Individualisierungsthese von den Protagonisten als „Trendaussage" offeriert. Klug genug wird sie von vornherein als „zweideutige Trendaussage" präsentiert. Danach erscheint die Neue Individualisierung im Lichte von Gewinn-, aber auch Verlustbilanzen.

Als Trendaussage, so schreiben Beck/Beck-Gernsheim 1994, „ist Individualisierung beides – exemplarische Gegenwartsdiagnose und Zukunftsmusik". Von Max Weber stammt die Bemerkung, er sei in religiösen Fragen unmusikalisch. Wie die Resultate zeigen, eine günstige Disposition, um eine weltgeschichtlich ausgelegte Religionssoziologie von Format zu schreiben. Diese Erfahrung legt es nahe, sich in Sachen soziologischer Theorien und Forschungen zur Individualisierung zumindest vor allzuviel Musikalität zu hüten, wenn man dafür anfällig sein sollte. Becks Metaphern-Poesie jedenfalls zeugt von einer derartigen Musikalität, was ihn abgrundtief von einem Forscher vom Kaliber Webers scheidet.

Es ist gut, daran sich zu erinnern, worauf ein nüchterner Schweizer Soziologe, der in Deutschland seit langem lehrt, insistiert: „Die Individualisierungsthese ist *empirisch* (Herv. – F. K.) nach wie vor stark umstritten, vor allem im makrosoziologischen Bereich, nämlich was die Strukturiertheit sozialer Ungleichheit – die Wirksamkeit von Schicht, Klasse, ethnischer Zugehörigkeit, Geschlecht u. ä. – betrifft. Wesentlich eindeutiger ist die Lage im mikrosoziologischen Bereich, nämlich in der Dimension von persönlicher Entscheidung und von sozialer Zuschreibung persönlicher Entscheidung. Die angeführten Befunde sprechen für eine zumindest partielle Auflösung der bisher institutionalisierten Verlaufsmuster des Lebens, mit der Folge einer Biographisierung der Lebensführung, das heißt einer Situation, die nach eigenständiger biographischer Orientierung verlangt." Martin Kohlis klärende, vor Euphorie warnende Bemerkung ermuntert dazu, das IKEA-Modell für eine Weile im Aufmerksamkeits-Horizont zu behalten. Die Differenzierung der Ebenen Makro- und Mikrosoziologie hilft, die diversen, häufig metaphorisch ummalten Trendaussagen zu den gesellschaftlichen Individualisierungsprozessen unter den Vorbehalt der Relativierung zu stellen. Wieviel empirischer Gehalt kommt Redeweisen wie „Flugsand der Individualisierung", „Individualsierungsaufruhr" oder „hochindividualisierte Suchgesellschaft" u. ä. zu? Wieviel Gehalt kommt Redewendungen wie „Pulverisierung der Sozialmilieus" und „Pluralisierung der Lebensstile" zu, wenn die „Souveränität der Lebensführung" sich zur Kombination von kulturindustriell vorgefertigten Baukastenelementen verkürzt? Ist der Eindruck so ganz von der Hand zu weisen, daß sich die gegenwärtige, akademisch institutionalisierte und feuilletonistisch umwehte Individualisierungsforschung inzwischen zu einem sich selbst reproduzierenden und zitierenden System verfugt hat, woraus die Tendenz hervorgeht, Momente gesellschaftlicher Individualisierung zum Trend zu pauschalieren und endlich zu hypostasieren? Wie steht's tatsächlich um jenen neubiographischen „Markt der Möglichkeiten", für den derweil als Kronzeuge Robert Musil bzw. dessen Option für den „Möglichkeitsmenschen" (siehe „Der Mann ohne Eigenschaften") vorzugsweise herbeizitiert wird? Wieviel ist wirklich dran, im gesamtgesellschaftlichen Maßstab, an der Konstruktion der Autopoeisis? Handelt es sich hier nicht doch eher um die Verwechslung der Ebene der „Beobachtung zweiter Ordnung" mit der des gesellschaftlichen Lebensgewinnungsprozesses? Skepsis ist allenthalben angebracht, Niklas Luhmanns Figur des ironisch beobachtenden „Parasiten" romantischer Herkunft mit real existierenden Möglichkeiten biographischer Selbstorganisation in einem Atemzug zu nennen. Bekanntlich nimmt sich das riskante Treiben auf den Gewässern der Moderne vom erhöhten und geschützten Standpupnkt der „Marmorklippen" (Ernst Jünger) um einiges anders aus, als wenn man in den Strudeln biographischen Halt zu gewinnen sich müht.

Multi-Options-Gesellschaft

Beim Hören der Stimmen, die sich über die Heraufkunft einer „Multi-Options-Gesellschaft" verlautbaren (bis in die Klangfarbe hinein scheint die Macht der Fernsehwerbung, man denke an Multi-Vitamine, die Soziologie zu beeindrucken), ist es von Vorteil, bei solchen Soziologen sich umzuhören, die sich auf politische Ökonomie verstehen und über eine gediegene Lebens- und zumal politische Erfahrung verfügen. Dazu gehört zweifelsohne Ralf Dahrendorf von der London School of Economics, von dem sich ein Beitrag in dem schon mehrfach angetippten Sammelband „Riskante Freiheiten" findet. Dahrendorfs Einlassungen heben sich wohltuend ab von der Geschwätzigkeit über den Neuen Individualisierungstyp der Selbst-Beobachtung, Selbst-Öffnung, Selbst-Findung, Selbst-Gestaltung, endlich gar Selbst-Erfindung. Dahrendorf spricht zwar auch vom „Zerbrechen der Ligaturen", aber mit merklicher Skepsis, was die „Utopie der Weltgesellschaft" anlangt, die neu verkündete Religion der Zivilgesellschaft der Diskurs-Individuen. Der Autor ist sich in einem wesentlichen Punkt seines Denkens treu geblieben, was ihn vorm Umkippen in Individualisierungsschwelgerei bewahrt. Seinerzeit, 1958, hatte er seinen Homo Sociologicus vorgelegt, inzwischen 18 Auflagen, worin er, bislang ohne sich selbst zu dementieren,

klipp und klar davon spricht, daß Vergesellschaftung Individualisierung hervortreibe, daß aber Vergesellschaftung stets und unaufhebbar *Entfremdung* beinhalte. Und bei Dahrendorf reimt sich Entfremdung auf Zwang.

In dem Beitrag „Das Zerbrechen der Ligaturen und die Utopie der Weltgesellschaft" wird mit allem Nachdruck auf die Eigenart der *Lebenschancen* verwiesen, die bei den Individualisierungssoziologen eine verklärte Gestalt annehmen. Chancen, darin Max Weber strikt folgend, seien mehr als Voraussetzungen des Handelns und doch weniger als tatsächliche Handlungsweisen. Dieses Mehr und Weniger bezeichnet den Raum, auf den hin die neuesten Individualisierungsprozesse kritisch zu projizieren sind, insofern er zum einen die Schranken der Individualisierung ins Aufmerksamkeitsfeld rückt und zum anderen der Verwechslung von Möglichkeit und Realisierung vorbaut. „Der Begriff Lebenschancen" sei, so Dahrendorf, und hierin kann man ihm durchaus folgen, „zentral für unser Verständnis der Moderne." Lebenschancen, fährt er fort, seien „eine Funktion von Optionen und Ligaturen". Während „Optionen" gegebene Wahlmöglichkeiten bezeichnen, genauer: die „je spezifische Kombination von Anrechten und Angebot", verweisen die Ligaturen auf „tiefe kulturelle Bindungen, die die Menschen in die Lage versetzen, ihren Weg durch die Welt der Optionen zu finden". Kurz: der Hinweis auf die „Anrechte" ebenso wie der auf die „Bindungen" (nicht nur „Religion", sondern generell „Obligationen") erinnert jeden Individualisierungstheoretiker daran, daß Lebenschancen in concreto abhängig sind vom Maß der Anrechte wie vom Charakter der Bindungen. Die höchst ungleiche Verteilung von Anrechten und Bindungen unterläuft von vornherein Pauschalthesen über Individualisierungsschübe. Demut, worauf Peter Weiss („Ästhetik des Widerstandes") in bester Aufklärungsliteratur eingegangen ist, ist eine Bindung, die den Weg zur Souveränität erheblich erschwert.

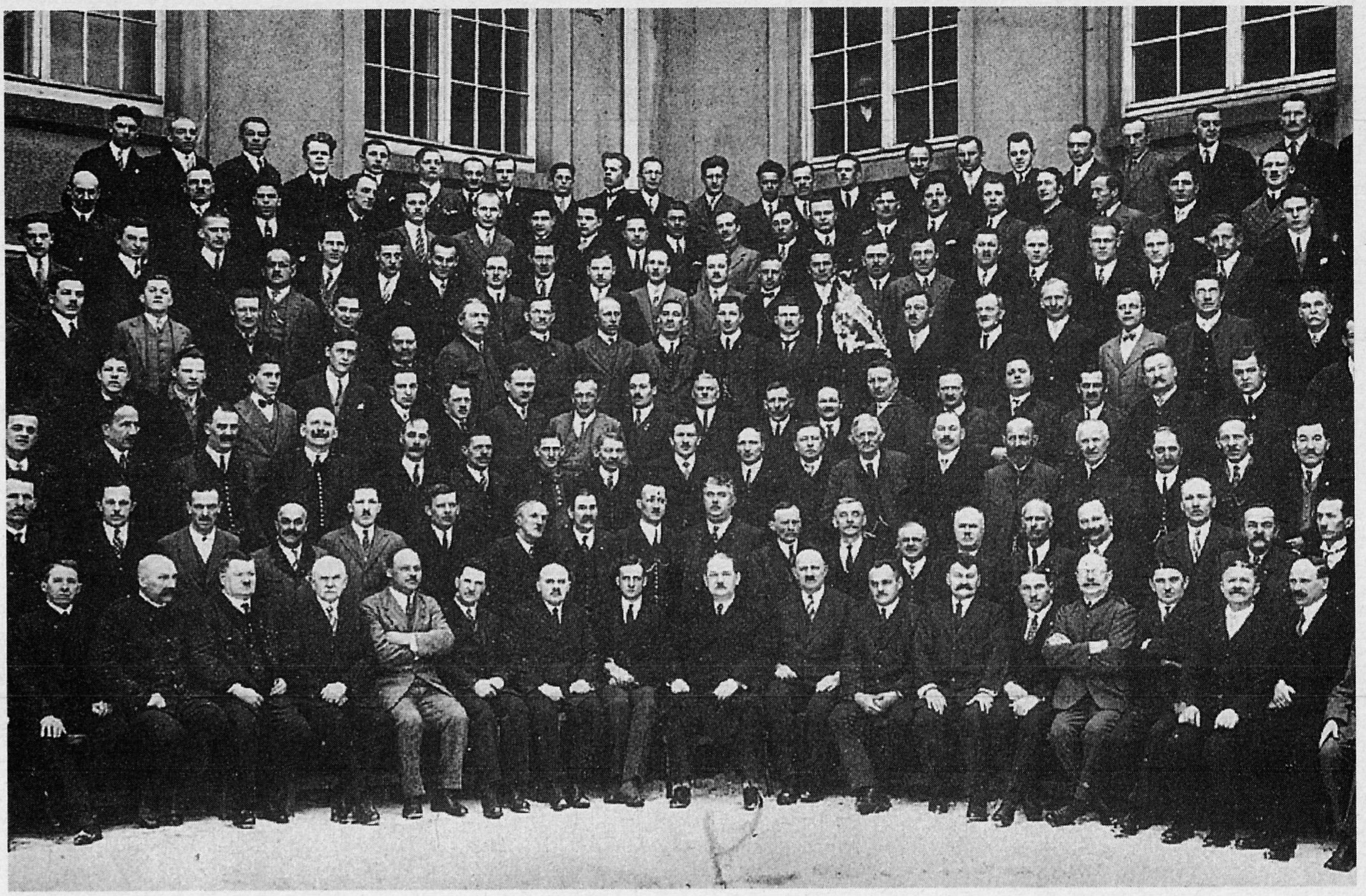
Dahrendorfs Einlassungen sind in zweierlei Hinsicht hilfreich. In ihnen wird die derzeit zu beobachtende Überschätzung der Novität dessen, daß alles in einem Anrechte durcheinanderwirbelnden und Ligaturen auflösenden Umbruch sei, revidiert. Trocken wird jene Passage aus dem Kommunistischen Manifest zitiert, wonach mit dem Eintritt in die Epoche der Bourgeoisie eh „alles Stehende verdampft". Sodann wird im Wege dieser Passage kenntlich gemacht, daß zugleich der Geist und die Welt der Gefühle im „eiskalten Wasser egoistischer Berechnung ertränkt" wird. Mobilität und Egoismus seien also stets schon Signaturen der Moderne gewesen, die nunmehr einen neuerlichen Radikalisierungsschub erfahren und so schöne Dinge wie Heimatbindung selbst im letzten Winkel heimsuchen. Diesen neuerliche Schub hat Dahrendorf vor einiger Zeit mit seiner einleuchtenden These vom „Ende des sozialdemokratischen Zeitalters", dieser Zwischenzeit eines wohlfahrtsstaatlich regulierten, also *institutionalisierten* Individualismus, in Verbindung gebracht. Wenn Beck/Beck-Gernsheim vermelden: „Die Moderne verwandelt alles in riskante Freiheiten", dann weiß Dahrendorf dank Marx, daß dies dank der Entwicklungspotentiale des Kapitals je schon so gewesen ist. Nur, daß im Ausklang des „sozialdemokratischen Zeitalters", ich könnte auch mit einer Formel der SED formulieren: „Einheit von Wirtschafts- und Sozialpolitik", die Riskanz zuungusten der Anrechte und Ligaturen, der Sozialstaatsgarantien, wächst. Es ist immerhin der ansonsten weit im Diskursgelände verirrte Jürgen Habermas, der mit seinem im Sammelband „Riskante Freiheiten" vertretenen Beitrag die Grundfigur kapitalistischer Vergesellschaftung, die „doppelt freie Lohnarbeit", wenigstens streift. Damit treten die objektiven nicht weniger als notorischen Zweideutigkeiten der gesellschaftlichen Individualisierungsprozesse deutlicher ins Licht. Zusammen ergeben die Rückverweise von Dahrendorf und Habermas die Einsicht, daß Freisetzungen immer schon riskant gewesen sind, ein Zeitalter lang ein ganzes Stück weit verdeckt durch die sozialdemokratische Re*ligi*on, die Sozialstaatsanrechte und Weltanschauungsligaturen, also die wechselseitigen Ob*lig*ationen zwischen Betreuern und Betreuten.

Zweideutige Erfahrung der Freisetzung

Die „zweideutige Erfahrung der Freisetzung" (Habermas), sei es wie einstmals aus den zoologischen Obligationen eines naturwüchsigen Traditionalismus, sei es wie heute aus den soziologischen eines sozialdemokratischen Traditionalismus, bezieht sich stets auf den neuralgischen Punkt zwischen Sicherheit und Freiheit, Heteronomie und Emanzipation: die Pointe des Risikos. Risiko, das ist das Ergänzungsverhältnis zur Chance. „Sozialdemokratisches Zeitalter" meint dann das Maß der Institutionalisierung der Lebenschancen der gesellschaftlichen Individuen, empirisch: die Verkleinerung des Maßes der durchschnittsindividuellen Risiken. Demnach erschiene unsere gesellschaftliche Stunde als eine Zeit der Entzauberung der Sozialstaatsreligion, der Enttraditionalisierung des institutionellen Individualismus, der Idee der Versorgung „von der Wiege bis zur Bahre", einschließlich der öffentlichen Versicherung der Beerdigung. (In Deutschland hat die Privatisierung der Friedhöfe, das heißt die Individualisierung der Toten, bereits begonnen.)

Fahrstuhleffekt

Insofern haben alle jene Analytiker recht, die darauf pochen, daß die neuesten Tendenzen gesellschaftlicher Individualisierung und Pluralisierung von Lebensstilen den „Fahrstuhleffekt" der Steigerung der durchschnittlichen Einkommens- und Lebensstandards nach oben zur Voraussetzung haben. Anders, Wachstums-, Kaufkraft- und Sozialstaatsphilosophie fordistisch-keynesianischer und also sozialdemokratisch-gewerkschaftlicher Prägung bezeichnen das Plateau, auf dem der „Individualisierungsaufruhr" (Beck/Beck-Gernsheim), die „postmaterialistischen Life-Politics" erst zur Wirksamkeit gelangen konnten. Unüberhörbar die diesbezüglichen empirischen Befunde: „Zwischen einer zunehmenden Indvidualisierung, Privatisierung, Bürokratisierung usw. einerseits und der hohen Zuschreibung von (bestimmten) Aufgaben an den Staat *besteht kein Widerspruch*, sondern zunehmende Individualisierung ist in modernen Gesellschaften an ein ausgebautes System staatlich garantierter Sicherheiten gebunden." Dieser von Wolfgang Zapf hergestellte Zusammenhang zwischen „Staat, Sicherheit und Individualisierung" bezeichnet den *genetischen* Aspekt der gegenwärtigen Lage. Der institutionalisierte Individualismus *ist* die Form der Herausbildung des neuen Individualismus (gewesen). (Daß dieser *neue* Individualismus derzeit eher mit Metaphern beschrieben denn in Kategorien gefaßt wird, steht auf einem anderen Blatt bzw. reflektiert den transitorischen Zustand der laufenden Dinge.) Den *systematischen* Aspekt der gegenwärtigen Lage benennt Zapf, dank der Fun-



Männer

dierung seiner Betrachtung in der Sozialstatistik, nicht weniger zutreffend. „Sowohl zunehmende Individualisierung als auch steigende Sicherheitsbedürfnisse sind tiefliegende Trends der Modernisierung, die über rein hedonistische Idiosynkrasien der Bürger hinausreichen. In modernen Gesellschaften erzeugen die steigenden Anforderungen an Bildung und Ausbildung, Mobilität und Umstellungsbereitschaft einen hohen *Individualisierungsdruck*: Die Menschen müssen heute durchschnittlich mehr Entscheidungen treffen, mehr Informationen verarbeiten und mehr Wandel bewältigen als zu früheren Zeiten, ob sie dies wollen oder nicht. In diesem Sinn ist Sicherheit eine institutionelle Voraussetzung von Modernität." Dieser Befund greift zunächst einmal weiter als das übliche Geplauder über Postmaterialismus, in der Terminologie Zapfs „hedonistische Idiosynkrasien". Des weiteren läßt er keinen Zweifel daran, daß die neuen Indvidualisierungsschübe hervorgehen aus gesellschaftlichen, ökonomisch-sozialen *Zwängen*. Ein heilsamer Hinweis. Und schließlich wird verdeutlicht, daß die Erbschaft des institutionalisierten Individualismus, die Sicherheitsgarantien, zumindest als Problem auch im Zeitalter „riskanter Freiheit" fortbesteht, ja es einen gesteigerten Bedürfnisdruck in Richtung auf Sicherheit gibt.

Sicherheitsbedürfnisdruck

Aber hier drängen sich Fragen auf. Zapf spricht, wichtig genug, von einem „Sicherheitsbedürfnisdruck", spart aber das Garantieproblem aus. Derzeit sprechen die Anzeichen dafür, daß sich – in sozialstrukturell höchst ungleicher Verteilung – zunehmend eine Diskrepanz auftut zwischen Sicherheitsbedürfnis und Sicherheitsgarantie. Und postfordistisches Akkumulations- und Regulationsregime hieße ja unter diesem Blickwinkel nichts anderes, als daß das aus dem *Individualisierungszwang* hervorgehende Verlangen nach Sicherheit durch die zunehmende Ungewißheit entsprechender Garantien konterkariert wird, weshalb die Fieberkurve der Privatversicherungsabschlüsse weiter nach oben zeigt und die Rede von der „Risikogesellschaft" als Privatisierung der Risiken Sinn macht.

Zwischen dem Individualisierungszwang und der Entstandardisierung der Sicherheit eröffnet sich ein Spannungsfeld, worin sich auf der Ebene des sozialen Reichtums die Tendenz zur „Zweidrittel"- oder sonstwie segmentierten und gesplitterten Gesellschaft ebenso geltend macht wie auf der Ebene der individuellen Lebensgewinnungsprozesse (Reichtum der persönlichen Entwicklung) die Tendenz zum *luxurierenden Individualismus*. Mögen die hedonistischen Idiosynkrasien durchaus einen gesamtgesellschaftlichen Trend beschreiben, der Grad der Empfindlichkeiten aber bemißt sich nach dem Maß der „Zahlungsfähigkeit der Bedürfnisse" (Marx) und garantierten Anrechte. Individualisierung ist ein prekäres Verlangen, der „Markt der Möglichkeiten" eine heikle Welt. Der Egoismus ist in der „harten Realität der individualistischen Gesellschaft" je schon zweideutig gewesen. Nicht nur nach Max Horkheimers ideologiekritischer Rekonstruktion („Egoismus und Freiheitsbewegung") richtet er alle falsche Subsumtion und Selbstpreisgabe wie er destruktiv wirkt innerhalb eines „egoistischen Prinzips der Ökonomie": „Die Schlechtigkeit des Egoismus liegt nicht an ihm selbst, sondern an der geschichtlichen Situation; wird sie verändert, so geht sein Begriff in den der vernünftigen Gesellschaft." (Was in den nachenthu-

siastischen Opfer- und Dienstleistungsgesellschaften des Realsozialismus unbegriffen blieb von Grund auf. Gerade auch zu Lasten der ökonomischen Kraftentfaltung.)

Institutionalisierter Individualismus

Die *Zukunft des institutionalisierten Individualismus*, hierum kreisen die wesentlichen, realgesellschaftlich weithin offenen wie wissenschaftlich bislang unzureichend bearbeiteten Fragen. Wohin steuert die Vergesellschaftung: Re-formierung des betreuten Individualismus oder Freigabe des luxurierenden Individualismus? Die Antworten sind keine Frage des guten Willens, sondern eine Funktion der ökonomisch-sozialen Dynamik der Reichtumsproduktion ebenso wie eine der regulativen Konstellation der politischen Kräfte. Woran gegenwärtig schwerlich zu zweifeln ist, das ist die weitere Deregulierung der Arbeitswelten und Arbeitsmärkte, das ist die umgreifende Entstandardisierung der Erwerbsbiographien, die Enttraditionalisierung der sozialmoralischen Milieus („Volksparteien" können davon ein bitteres Lied singen), das sind die Tendenzen zur Enträumlichung des Verkehrs mitsamt den Mobilitätszuwächsen nicht nur zur Urlaubszeit. An den zentrifugalen Tendenzen des sozialen Lebens ist schwerlich vorbeizusehen.

Die Heraufkunft der permissiven, pflichtschwachen, wertbrüchigen und heimatlosen Gesellschaft, The Lonely Crowd der lizensierten Individualisierungsrebellen, sie kann und wird von Gemeinschaftsideologen aller Couleurs als Verlustbilanz ausgewiesen. Das Ende der Gemeinsamkeit kann aber auch zuerst einmal in schwarzen Zahlen ausgedrückt werden, als Emanzipationsgewinn, sofern die singlierte Einsamkeit nicht in panikschwangere Verlassenheit einmündet. Denn es gibt gute Gründe, die Geschichte der menschlichen Vergesellschaftung in der Metapher der *Trennung* zu verdichten. Deren Symptome wären dann der Geldverkehr bis hin zur bargeldlosen Zahlung, sein Individualisierungssymbol wäre die generalisierte Kreditkarte, der Dienst als Leistung, verkörpert in der Servicecard, und endlich die höchst zivilisierende Macht der Verrechtlichung, worin die Haftung an Mündigkeit und nicht an Gemeinschaftlichkeit gebunden ist. In dieser Perspektive erscheint die Vermittlung des Getrennten, die Differenzierung als Modus von Emanzipation, und nicht die Mystifikation von „Gemeinschaft und Gesinnung". Mögen *Markt und Maske* Kategorien der Entfremdung sein, vor dem angedeuteten Horizont erscheinen sie als unentrinnbare Prozeduren und Durchgangsstadien für die Zukunft einer Vergesellschaftung, worin die Tyrannei der falschen Nähe, der verordneten Askese und der verhängten Ohnmacht nicht länger triumphieren. Ein neues Kapitel aber wäre aufzuschlagen, den Modus der Entfremdung, Markt und Maske, endlich als Bewegungsform von Emanzipation zu entschlüsseln.

Unter der leitthematischen Überschrift „Beamtenherrschaft und politisches Führertum" hat Max Weber im Jahre 1918 die Vision des kommenden wohlfahrtsbürokratischen Sozialismus in grellen, gleichwohl zu Einsichten verhelfenden Farben gemalt und vom „Pazifismus der sozialen Ohnmacht unter den Fittichen der einzigen, ganz sicher *unentfliehbaren* Macht: der Bürokratie in Staat und Wirtschaft!" gesprochen, nachdem er bereits die Perspektive innerhalb der kapitalistischen Vergesellschaftung, das „Gehäuse jener Hörigkeit der Zukunft" als Menetekel an die Wand gezeichnet hat. Darin würden „vielleicht dereinst die Menschen wie im altägyptischen Staat, ohnmächtig (sich) zu fügen gezwungen sein, *wenn ihnen eine rein technisch gute und das heißt: eine rationale Beamtenverwaltung und -versorgung der letzte und einzige Wert ist, der über die Art der Leitung ihrer Angelegenheiten entscheiden soll*". An diese Möglichkeit, die „im Schoße der Zukunft liegt", hat er zwei Fragen angehängt, die nichts an Aktualität eingebüßt haben: „1. Wie ist es angesichts dieser Übermacht zur Bürokratisierung *überhaupt noch möglich, irgendwelche* Reste einer in *irgend*einem Sinn individualistischen Bewegungsfreiheit zu retten? ... 2. Wie wird Demokratie auch nur in diesem beschränkten Sinn *überhaupt* noch möglich sein?"

Vor dem Horizont der Weberschen Apokalypse drängt sich eine um mehr Nuancen bemühte analytische Bewertung des postfordistischen Akkumulations- und Regulationsregimes, dem die jüngsten Individualisierungsschübe sich verdanken, auf. Unterspült die Modernisierungsoffensive des Kapitals, die Ökonomisierung *aller* seiner Bestandteile nicht in ungeahnter Weise die Grundfesten „jenes Gehäuses der Hörigkeit", indem sie die Grundlagen des institutionalistischen Individualismus, ein sozialdemokratisch-kommunistisches Tabu, erschüttert? Vor allzu flinken, schlecht moralisierenden und zumal die Dialektik verdrängenden, weil harmoniesüchtigen Betrachtungsweisen ist jedenfalls nachdrücklich zu warnen.

Möglichkeitsmenschen

Wie dem auch sei. Ich rechne den Hedonimus, die Bedürfnisexplosion, die Normalisierung der Devianz, die Keime des Habitus eines neuen „Möglichkeitsmenschen" (Musil) zum Plus des Kontokorrents der Vergesellschaftungsgeschichte. Ich zähle die Umbuchung der Heilserwartung in die zu erfüllende Zeit des *Jetzt*, den Anspruch auf Glück im Sinne von happiness zum historischen Gewinn. Eine andere Frage ist die, ob das Glück zum good looking verkürzt bzw. zum luck, zur lucky chance verfälscht wird. Theodor W. Adorno hat in den vierziger Jahren einmal zurecht darauf aufmerksam gemacht, nicht ahnend, was die Sprachmode noch bereithält, daß „relax and take it easy ... aus der Sprache der Krankenschwestern kommen, nicht des Überschwangs" von Glück. In dieser Hinsicht wäre dann der Kultus der Gesundheit als Sanierungsideologie zu entzaubern. Und eine weitere, vielleicht *die* Frage wäre, ob der Weg vom Wohlfahrtsstaat in die Wohlfahrtsgesellschaft unter der Maßgabe der Petrifizierung der Ohnmacht der gesellschaftlichen Individuen denkbar ist. Jedenfalls, die Erbschaft des Puritanismus ist die Reichtumsproduktion, wovon in den Arbeiterbewegungen zumeist nur protestantische Werkmoral und Askese übriggeblieben sind. Der Standpunkt der Reichtumsproduktion aber ist, bei aller Befangenheit im Modus kapitalistischer Vergesellschaftung, der Angelpunkt der Entwicklung der gesellschaftlichen Individuen, deren Vor-Zeichen womöglich die jüngsten Indvidualisierungsschübe sind. Dazu die Erinnerung an einen unverdächtigen Kronzeugen, den Autor der „Grundrisse der Politischen Ökonomie", der sich just im Rahmen seiner Kritiken der „Theorien über den Mehrwert", im sogenannten Vierten Band des „Kapitals" (publiziert 1973), auf die power-Grundlagen möglicher Individualisierung einläßt.

Danach bezeichnete Individualisierung, wiewohl eine soziologische Modekategorie der letzten Dekade, erstens einen Grundzug, der der kapitali-

Frauen

stischen Produktionsweise je schon inhärent ist, nämlich die ständige Entwertung von *Traditionen*: „Mit der mobility of capital and labour und den beständigen revolutions in der Produktionsweise, daher in den Produktionsverhältnissen, Verkehrsverhältnissen und Lebensweise, die die kapitalistische Produktion charakterisiert, große mobility in the habits, modes of thinking etc. des people."

Zweitens, bezeichnete darnach Individualisierung insonderheit einen Zug der postfordistischen Akkumulations- und Regulationsweise, welche aber die fordistische Entfesselung der Produktivkräfte sowohl wie einen entwickelten „average" von „sozialem Reichtum" zur Vorgeschichte hat: „Ein Land ist um so reicher, je geringer seine produktive Bevölkerung *verhältnismäßig* zum Gesamtprodukt... Das Land ist um so reicher je geringer die produktive Bevölkerung im Verhältnis zur unproduktiven, bei derselben Quantität von Produkten."

Vor diesem Hintergrund erscheint Individualisierung als Spezifik und Potential einer Gesellschaft des sozialen Reichtums, worin die Betätigungen, Beziehungen und Bedürfnisse, welche aus dem gesellschaftlichen Verkehr hervorgehen, explosionsartig zugenommen haben. Anders, im Lichte der Marxschen Analysen reflektiert Individualisierung einen dynamischen Zustand der kapitalistischen Vergesellschaftung, worin die Sphäre der Zirkulation und Dienstleistungen voll erblüht ist. Fähigkeiten und Bedürfnisse, die aus dem gesellschaftlichen Verkehr hervorgehen, sind denn tatsächlich Signatur der ökonomisch-sozialen Stunde.

Souveränes Individuum

Forcierung der Reichtumsproduktion, Ökonomisierung der Zeit und Auto-Mobilisierung am Markt, dies wären Wahrheitsmomente des neueren Individualisierungsparadigmas. Das Verkehrte aber wäre die Setzung des Prozesses als Resultat sowie die Hypostatierung der Momente zum Typus des „souveränen Individuums". „Die Moderne, die mit dem Anspruch der Selbstermächtigung des Subjekts angetreten ist, löst ihr Versprechen ein." Was Beck/Beck-Gernsheim hier im Jahre 1994 formulieren, erfüllt den Tatbestand eines Ideologems. Ideologem deshalb, weil die Selbstermächtigung ohne zureichende Deckung ausgestellt wird. Da ist *erstens* Becks eigener Befund, daß die jüngsten Individualisierungsschübe in einer „Gesellschaft der Unselbständigen" stattha-ben. Die Generalisierung der Lohnarbeit birgt gewiß die Voraussetzung durchschnittsindividueller Selbstermächtigung, enthält aber zugleich deren Schranke. Das Ideologische, das Wahre sowohl wie Verkehrte des Individualisierungsparadigmas, es ließe sich nirgend eindringlicher als an der „Dichtung und Wahrheit" des *Zwangs zur Zeitsouveränität* im Kontext postfordistischer Deregulierung und Flexibilisierung sichtbar machen. Da ist *zweitens* die Realtendenz einer zunehmenden durchschnittsindividuellen Selbstermächtigung am „Markt der konsumtiven Möglichkeiten", des Zugewinns an Lebenschancen innerhalb eines erheblich dynamisierten und erweiterten gesellschaftlichen Verkehrs. Allerdings unter dem eigentums- und tauschwertspezifischen Vorbehalt, daß es innerhalb der kapitalistischen Verkehrsweise nur „zahlungsfähige Bedürfnisse" gibt. Die anderen sind Privatprobleme. Die Schübe der Individualisierung, wie sie in der Biographiechiffre der Sozialwissenschaften der letzten zwanzig Jahre verschlüsselt sind, vollziehen sich wesentlich nur über die Sphäre der Zirkulation. Nicht zufällig beziehen sich die Klassiker sowohl wie die Newcomer der Individualisierungstheorien von Georg Simmel abwärts genau auf die Verkehrsformen der gesellschaftlichen Individuen. (Die angemessene Übersetzung von persona ist auch für den komödiantischen und nicht nur tragischen Bereich Maske bzw. Rolle. Ralph Dahrendorfs Homo Sociologicus und Robert Musils „Der Mann ohne Eigenschaften" sind immer noch brauchbare Quellen bzw. Forschungsratgeber.) Ob „Neuer Sozialisationstyp" der siebziger, Christopher Laschs „Zeitalter des Narzißmus", ob „Ego-Messen" der achtziger oder „Bastel-Biographien" der neunziger Jahre, dem Grundriß nach handelt es sich um Modellierungen des Amerikanismus, will sagen: um die Probleme des Verkehrs von Masken („it's me"). Claus Daniel hat diese Figuration „Selbsterhaltung in der Warenwelt" seinerzeit in seiner „Einführung in die Soziologie des Individuums" (1981) gut herausgearbeitet. Es sind, wie jüngst erst wieder Helmut Lethen in kulturhistorischer Perspektive verdeutlicht hat, Variationen des „Radar-Typs"; kritisch diagnostiziert bei David Riesman („Die einsame Masse") und affirmativ bei Erving Goffman und dessen Konstruktion der „Fassaden-Ichs als Identitätsarbeiter". Simply said: der Individualisierung begünstigende Modus der Vermittlung zwischen Markt und Maske ist inkorporiert in der *Mode*. Deren Sesamwort: outfit. Da ist *drittens* nun die tatsächlich allseitige Rück-Verwandlung von Erfahrungen in *Erlebnisse*. Dem Modus des Erlebnisses respondiert auf der Ebene der Intelligenz das Quiz, die Promptheit des quicken Reagierens auf Beliebiges. Dies allerdings ist ein neues, noch völlig unzureichend ergründe-

tes Kapitel der „Zerstörung der Vernunft". So ist der „Erlebnismarkt" der Dreh- und Angelpunkt, worauf das vielzitierte Reich der „Erlebnisgesellschaft" (Schulze 1992) erblüht. Diesen Zweideutigkeiten der Individualisierungsmoderne („Marktluft macht frei") wäre einmal genauer nachzugehen, wozu die Lektüre einschlägiger Passagen über „Passagen" und „Dandy-Typen" bei Walter Benjamin auf die richtige Spur verhülfe. Da ist *viertens* das Inflationswort Lebensstil, Schrumpfkategorie einer ehedem bedeutsamen. Bei Max Weber ist noch und ausdrücklich von *Lebensführung* die Rede. Kennwort für den emphatischen Anspruch nicht erst des neuzeitlichen Indviduums auf eine ethosgeprägte, selbstreflexiv-kontrollierte, in relevantem Entscheidungshandeln sich manifestierende Organisation, dann auch Gestaltung des Lebens. Der emphatische Ausspruch auf Führung des eigenen Lebens, das ist nichts anderes als das kritische Gegenmodell zur Ohnmacht. Demgegenüber verkürzt sich bei den Chorführern der Lebensstil-Forschungskonjunktur die Gestaltung des Lebens zur Stilisierung der Impressionen im gesellschaftlichen Verkehr. „Die sozialwissenschaftliche Tradition ist Weber nur in der Wahl des Begriffs und da auch mit der berichteten Modifikation – von ‚Lebensführung' zum ‚Lebensstil' – gefolgt; seinen Ansatz hat die Lebensstilforschung nicht übernommen" (Sehr zu deren Schaden F. K.). (Hans-Peter Müller 1993) Dies ist ein Einbekenntnis, das an desillusionierender Deutlichkeit nichts zu wünschen übrig läßt. Es leitet geradewegs über zum letzten in diesem Beitrag anskizzierten Gesichtspunkt, dem Problem der Ohnmacht.

Life-and-Death-Politics

Denn da ist *fünftens* die Phänomenologie des sich selbst ermächtigenden Indviduums in der Sphäre des Politischen. „Life-Politics" heißt hier das Zauberwort, in der Erweiterung der Formel von Antony Giddens bei Becks „Life-and-Death-Politics"; also ein bißchen mehr dramatisch. „Alles, was im Links-Rechts-Rahmen industriegesellschaftlicher Politik als Verlust, Gefahr, Abfall und Verfall gilt: die Beschäftigung mit sich selbst, die Fragen: wer bin ich? was will ich? wohin treibt es mich? kurz, die Ursünden des Individualismus, führen zu einer andersartigen Identität des Politischen: Life-and-Death-Politics." Betrachtet man Becks Version der „Erfindung des Politischen" (1993) bei Tageslicht, so wird hier die Prosa des Privaten zur Epik des Politischen, der „politische Privatismus" (Beck), das heißt der Verlust des Politischen zum epochalen Gewinn einer Neuen Politik umgedeutet. Während in den bürgerlichen Massendemokratien „der Souverän in der Wahlzelle verschwunden ist" (Carl Schmitt 1929), soll er nun bei Beck und anderen Betroffenheitsaposteln wieder auferstehen im Wege der Politisierung des Privaten. Diese aber kann innerhalb der bürgerlichen Gesellschaftsform nicht weiter reichen als die Poetisierung der Betroffenheit; allemal attraktiv für den Erlebnismarkt, aber eine zweifelhafte Alternative für die Selbstermächtigung der gesellschaftlichen Individuen unter den Strukturbedingungen der Ohnmacht.

Alles Okkultismus? Wo bleibt das handelnde Subjekt?

Wohin die Politisierung des Privaten bzw. Privatisierung des Politischen führt, kann man in Neil Postmans Kritik der Deformation des Politischen zur Inszenierung (Postman 1988) lernen: zum neuen „Gehäuse marktmedialer Hörigkeit", in Nachfolgeschaft der bürokratischen. Anders hört sich das bei Beck an: „Also ist im Mikrokosmos der Privatheit noch einmal die Weltgesellschaft enthalten, in der Mitte der Privatheit nistet und brütet das Politische." Das Ganze aber, so wäre frankfurterisch zu kontern, ist das Unwahre. Aus trainierten Prokuristen der Moden am Markt werden nicht so ohne weiteres politikfähige Individuen. Die Chiffren für die anhaltende Entfremdung, die ich hier als strukturelle Ohnmacht der gesellschaftlichen Individuen übersetze, sie sind gegenwärtig in Richtung auf *Neo-Okkultismus* zu entziffern. Dazu finden sich bemerkenswerte Belege im mehrfach zitierten Sammelband „Riskante Freiheiten", ich meine dort den Beitrag von Heiner Keupp über „Ambivalenzen postmoderner Identität". In unvergleichlich lakonischer Weise ist es allerdings einmal mehr Neil Postman, der Goffmans Diagnose der Neuen Welt der Markt-Interaktionen: „Spaß am Spiel" (die deutsche Übersetzung datiert aus dem lehrreichen Jahr 1973), auf die Heteronomie-Formel der neuesten Individualisierung bringt: „Amusing Ourselves to Death." Dabei macht es mit Blick auf die Fremdbestimmung kaum einen gravierenden Unterschied, ob es sich bei den Pläsierkasernen (S. Kracauer) der Dienstleistungskultur um farblich-durchflutete Discos oder um epigonale ostasiatische Erleuchtungssekten handelt. Das Problem des Umschlags des Glücksversprechens ins kapitalhinduistische Rad des Amüsements, es ist keineswegs so weit entfernt von der Frage, ob die individualisierte Priesterschaft der Betroffenheitsreligion auch nur annähernd der entfernte Verwandte des Citoyens der Grande Révolution ist. Es fragt sich eben schon, ob der Weg zur Selbstermächtigung der gesellschaftlichen Individuen über die Wiederverzauberung der Welt via Bild- und Naturmagie führt. Die „Ästhetisierung des Alltagslebens" (Schulze 1992) ergibt noch keine „Politisierung", im Gegenteil (Benjamin 1980). Und so kann es nicht wundernehmen, daß in einer für 1995 angekündigten Studie über den „Niedergang (!) des Individualismus in den Massengesellschaften" („The Times of the Tribes") die Identitätsstifterei via „sentiments and fashions", Gefühle und Moden, als Resurrektion des Tribalismus im musikalischen, sportiven und touristischen thematisiert wird. Dem Tribalismus aber respondieren die Magie und der Animateur. Nur daß der Okkultismus heute per Laptop televisioniert wird. Individualisierung unter dem Vorzeichen einer warengeblendeten Vernunft tendiert zur Selbstermächtigung ebenso wie zum Schwachsinn, wohinter, worauf Lethen (1994) zurecht hingewiesen hat, Panik lauert. „Der psychische Hintergrund des neuen Typs ist von diffuser Angst grundiert; sie nährt seine Alarmbereitschaft und hält das ruhelose Beobachten in Gang. Demagogie kann sie in Panik ummünzen." Das gehört in diesen Tagen zu den politischen Ambivalenzen der Individualisierung, wie Subjekt je schon das Zugrundegelegte wie das Unterworfene meinte. ■

Univ.-Doz. Dr. Friedhelm KRÖLL ist Soziologe in Nürnberg. Er lehrt auch an der Universität Wien.

Anmerkungen

ADORNO Th.W., Minima Moralia. Reflexionen aus dem beschädigten Leben, Frankfurt 1969

BECK U., Die Erfindung des Politischen. Zu einer Theorie reflexiver Modernisierung, Frankfurt 1993

BECK U., Jenseits von Klasse und Stand? Soziale Ungleichheit, gesellschaftliche Individualisierungsprozesse und die Entstehung neuer sozialer Forma-

tionen und Identitäten. In: KRECKEL R. (Hrsg.), Zur Theorie sozialer Ungleichheiten. Sonderband 2 der Sozialen Welt, Göttingen 1983
BECK U., Risikogesellschaft. Auf dem Weg in eine andere Moderne, Frankfurt 1986
BECK U./BECK-GERNSHEIM E. (Hrsg.), Riskante Freiheiten. Individualisierung in modernen Gesellschaften, Frankfurt 1994
BECK U./Beck-Gernsheim E., Individualisierung in modernen Gesellschaften – Perspektiven und Kontroversen einer subjektorientierten Soziologie. In: dies. (1994)
BELL D., The End of Ideology. On the Exhaustion of Political Ideas in the Fifties, Glencoe, Ill. 1960
BELL D., Die nachindustrielle Gesellschaft. In: Das 198. Jahrhundert. Eine Trendprognose für 1970 bis 1980, Hamburg 1969
BELL D., Die nachindustrielle Gesellschaft, Frankfurt – New York 1975
BENJAMIN W., Charles Baudeleaire. Ein Lyriker im Zeitalter des Hochkapitalismus. In: Ders., Gesammelte Schriften Bd. I.2., Abhandlungen, Frankfurt 1980
BENJAMIN W., Das Kunstwerk im Zeitalter seiner technischen Reproduzierbarkeit (Zwei Fassungen). In: Ders., Gesammelte Schriften Bd. I.2., Abhandlungen, Frankfurt 1980
BISCHOFF I./HERKOMMER S., Von der Klassentheorie zur Ungleichheitsforschung? In: LEISEWITZ A./PICKSHAUS K. (Hrsg.), Gewerkschaften, Klassentheorie und Subjektfrage, Frankfurt 1990
BÖLL H., Die verlorene Ehre der Katharina Blum. Wie Gewalt entstehen und wohin sie führen kann, Köln 1974
BOURDIEU P., Die feinen Unterschiede. Kritik der gesellschafltichen Urteilskraft, Frankfurt 1982
BRECHT B., Arbeitsjournal 1938 bis 1942, Frankfurt 1973
DAHRENDORF R., Das Zerbrechen der Ligaturen und die Utopie der Weltbürgergesellschaft (1992). In: BECK/BECK-GERNSHEIM (1994)
DANIEL C., Theorien der Subjektivität. Einführung in die Soziologie des Individuums, Frankfurt – New York 1981
DILTHEY W., Der Aufbau der geschichtlichen Welt in den Geisteswissenschaften, Gesammelte Schrift, Bd. VII, Stuttgart-Göttingen 1958
DRESLER-BRUMME Chr., Nietzsches Philosophie in Musils Roman „Der Mann ohne Eigenschaften". Eine vergleichende Betrachtung als Beitrag zum Verständnis, Frankfurt 1987
ELIAS N., Über den Prozeß der Zivilisation. Soziogenetische und psychogenetische Untersuchungen, 2 Bde., Frankfurt 1977
FEST J.C., Hitler. Eine Biographie, Frankfurt – Berlin 1973
FUCHS W., Biographische Forschung. Eine Einführung in Praxis und Methoden, Opladen 1984
GOFFMAN E., Interaktion: Spaß am Spiel/Rollendistanz (1961), dtsch. München 1973
GOFFMAN E., Rahmen-Analyse. Ein Versuch über die Organisationen von Alltagserfahrungen (1974), dtsch. Frankfurt 1977
GOULDNER A. W., Die westliche Soziologie in der Krise, 2 Bde., Reinbek 1974
HORKHEIMER M., Egoismus und Freiheitsbewegung (1936). In: ders., Kritische Theorie Bd. II, o. J.
INGLEHART R., The Silent Revolution: Changing Values and Political Styles Among Western Publics, Princeton 1977
KEUPP H., Ambivalenzen postmoderner Identität. In: BECK/BECK-GERNSHEIM (1994)
KOHLI M.,Institutionalisierung und Individualisierung der Erwerbsbiographie (1989). In: BECK/BECK-GERNSHEIM (1994)
KRECKEL R. (Hrsg.), Zur Theorie sozialer Ungleichheiten. Sonderband 2 der Sozialen Welt, Göttingen 1983
KRÖLL F., Biographie. Ein Sozialforschungsweg? In: »Das Argument« 126, 23. Jg. (1981)
KRÖLL F., Die Idee der Alltagssoziologie im Werk Siegfried Kracauers. In: »Österreichische Zeitschrift für Soziologie« 3/1993
KRÖLL F./MATTHES J./STOSBERG M, „Einführendes Arbeitspapier" zur Arbeitstagung „Biographie in handlungswissenschaftlicher Perspektive". In: MATTHES J./PFEIFENBERGER A./STOSBERG M (Hrsg.), Biographie in handlungswissenschaftlicher Perspektive. Kolloquium am Sozialwissenschaftlichen Forschungszentrum der Universität Erlangen-Nürnberg, Nürnberg 1981
KRÖLL F./WAMMERL M., Angebetet und Verworfen. Streitfrage ‚Arbeiterklasse'. Sozialstrukturen und Lebensweisen in Österreich. Segmentierung der Lohnarbeit, Marburg 1992
LASCH Ch., Das Zeitalter des Narzismus, dtsch. München 1980
LETHEN H., Verhaltenslehren der Kälte. Lebensversuche zwischen den Kriegen, Frankfurt 1994
LORENZER A., Die Wahrheit der psychoanalytischen Erkenntnis. Ein historisch-materialistischer Entwurf, Frankfurt 1974
LÖWENTHAL L., Die biographische Mode. In: Frankfurter Beiträge zur Soziologie, Bd. 1 – Sociologica, Frankfurt 1955
LUHMANN N., Beobachtungen der Moderne, Opladen 1992
MARX K., Theorien über den Mehrwert. (Vierter Band des „Kapitals") (MEW 26.1., 26.2., 26.3.), Berlin 1973
MATTHES J. u.a. (Hrsg.), Alltagswissen, Interaktion und gesellschaftliche Wirklichkeit. Reader, rororo studium 22, Reinbek 1973
MATTHES J., Einführung in das Studium der Soziologie, Opladen 1973
MÜLLER H.-P., Sozialstruktur und Lebensstile. Der neuere theoretische Diskurs über soziale Ungleichheit, Frankfurt 1993
NATTER E./RIEDLSPERGER A. (Hrsg.), Zweidrittelgesellschaft. Spalten, Splitten – oder Solidarisieren?, Wien – Zürich 1988
NIETHAMMER L. (Hrsg.) Lebenserfahrung und kollektives Gedächtnis. Die Praxis der ‚Oral History', Frankfurt 1980
NIETZSCHE F., Zur Genealogie der Moral (1887), Stuttgart 1954
OEVERMANN U. u.a., Die Methodologie der ‚objektiven Hermeneutik' und ihre allgemeine Bedeutung in den Sozialwissenschaften. In: SOEFFNER H.-G. (Hrsg.), Interpretative Verfahren in den Sozial- und Textwissenschaften, Stuttgart 1979
OSTERLAND M., Lebensgeschichtliche Erfahrung und gesellschaftliches Bewußtsein. In: Soziale Welt, Jg. 24 (1973
PARSONS T., The Structure of Social Action, Glencoi, Ill. 1973
POSTMAN N., Die Verweigerung der Hörigkeit, dtsch. Frankfurt 1988
POSTMAN N., Wir amüsieren uns zu Tode, dtsch. Frankfurt 1985
RIESMAN D., Die einsame Masse. Eine Untersuchung der Wandlungen des amerikanischen Charakters; dtsch. Darmstadt – Berlin – Neuwied 1958
SCHMITT C., Wesen und Werden des faschistischen Staates (1929). In: Ders., Positionen und Begriff im Kampf mit Weimar – Genf – Versailles 1923 – 1939, Hamburg 1939
SCHNEIDER P., ... schon bist du ein Verfassungsfeind. Das unerwartete Anschwellen der Personalakte des Lehrers Kleff, Berlin 1975
SCHNEIDER P., Lenz. Eine Erzählung, Berlin 1973
SCHULZE G., Die Erlebnisgesellschaft. Kultursoziologie der Gegenwart, Frankfurt – New York 1992
THOMAS W.I./Znaniecki F., The Polish Peasant in Europe and America (zuerst 1918-1922), New York 1958
VEBLEN Th., Theorie der feinen Leute. Eine ökonomische Untersuchung der Institutionen (1899), München 1971
ZAPF W., Staat, Sicherheit, Individualisierung. In: BECK/BECK-GERNSHEIM (1994)

Über den Widerstand im Salzkammergut

Helmut RIZY, Mitglied des Redaktionskomitees von »Weg und Ziel«, dessen Roman „Hasenjagd im Mühlviertel" demnächst erscheinen wird, wurde Ende vergangenen Jahres für sein Romanprojekt „Der Igel. Aufzeichnungen für Michael" mit dem Theodor-Körner-Preis ausgezeichnet. In dem Roman geht es, wie der Autor erzählt, um einen ehemaligen Widerstandskämpfer aus dem Salzkammergut, der nach 1945 – aus Enttäuschung darüber, daß sich die Erwartungen, die er mit dem Kampf gegen den Faschismus verknüpft hatte, im wiedererstandenen Österreich kaum oder gar nicht erfüllten – jenen Lebensabschnitt abgeschlossen und verdrängt hat, nun aber, an seinem Lebensabend, durch aktuelle Ereignisse veranlaßt, beschließt, seine Erinnerungen für den Enkel Michael aufzuzeichnen, da dieser noch nicht alt genug ist, um die Erfahrungen seines Großvaters zu verstehen. Die Begeben-heiten aus der Zeit des Widerstands mischen sich allerdings mit seinen Gedanken zu aktuellen Ereignissen, Überlegungen, die ihm während des Schreibens in den Sinn kommen, Erinnerungen an Kindheit und Jugend, aber auch seines späteren Lebens. So entsteht das Bild eines Mannes, der sich noch einmal mit seinem ereignisreichen Leben auseinandersetzt, um den Versuch zu unternehmen, einen jungen Menschen gegen die Gefahr des Faschismus zu wappnen. Dabei plagen ihn auch immer wieder Zweifel, ob dies mit dem Erzählen von Geschichten erreicht werden kann. Allerdings erkennt er im Lauf der Zeit auch, daß ihm die Beschäftigung mit dieser Zeit, die er weggesteckt hat, hilft, mit sich selbst ins reine zu kommen.
Wir bringen hier zwei kurze Ausschnitte aus dem Roman.

21. März

Der gestrige Vormittag geriet mir schon wieder zu kurz, um dir zumindest einmal klarzumachen, was ich mir vorgenommen habe. Die Einsicht, daß es auch an mir liegt, dich gegen die Volksverhetzer zu wappnen, wie auch die Einsicht, daß ich nicht die Zeit habe, darauf zu warten, bis du groß genug bist, um dir dann alles zu erzählen, haben mich veranlaßt, mich an die Schreibmaschine zu setzen und meine Erfahrungen aus dem Kampf gegen den Faschismus festzuhalten. Soweit es mir möglich ist, werde ich mich also von nun an jeden Vormittag – an Wochentagen und wofern nichts dazwischenkommt – an dieses Schreibgerät, das mir noch ein wenig bedrohlich erscheint, setzen und aufzeichnen, was mir aus jener Zeit in Erinnerung ist. Wenn du dann alles einmal liest, liegt es an dir zu beurteilen, ob sich unser Kampf gelohnt hat.

Vielleicht – und ich bin durchaus bereit zuzugeben, daß das ganze Vorhaben nicht ganz uneigennützig sein mag – wird auch mir im Lauf des Schreibens manches klarer, finde ich Antworten auf ein paar Fragen. Welche Fehler haben wir selbst gemacht und was hat unabhängig von uns dazu geführt, daß mit dem Sieg über den Faschismus nicht jene Zukunft angebrochen ist, die uns am Igel, in der Zurückgezogenheit des Partisanenlagers, vorgeschwebt ist.

Deine Großmutter macht sich lustig über mich und meine Schreiberei. Als ich mit der Schreibmaschine nach Hause kam, fragte sie mich, ob ich denn auf meine alten Tag unter die Dichter gehen wolle. Als ich ihr zu erklären versuchte, was ich vorhätte, sagte sie nur: Willst jetzt auch noch deine Memoiren schreiben? Wen interessiert heute noch, was damals war? Und als ich ihr auseinandersetzte, worum es mir geht und daß diese Aufzeichnungen für dich bestimmt sind, wenn du einmal größer bist, lachte sie erst recht und meinte, du wärst doch so ein lieber Bub, du würdest doch auf diese Bagage nicht hereinfallen. Als ob das eine etwas mit dem anderen zu tun hätte.

Dazu mußt du allerdings wissen, daß deine Großmutter selbst im Widerstand war. Dort habe ich sie ja überhaupt kennengelernt. Sie hat uns viel geholfen, gute Kurierdienste geleistet und regelmäßig Nahrungsmittel an die vereinbarten Treffpunkte gebracht. Sie war selbstlos, mutig und tapfer, als es die Zeit erforderte. Das solltest du wissen, da du sie doch nur als liebe, wenngleich auch mitunter ein wenig eigensinnige alte Frau kennst.

22. März

Gestern war Frühlingsanfang und das Wetter hat richtig mitgespielt. Es war ein wunderschöner Tag mit strahlendem Sonnenschein und ich ging am Nachmittag mit dem Axel spazieren. Auch er fühlte sich ganz offensichtlich wohl. Er rannte vor und wieder zurück, hob an jedem Eck sein Haxel, als ob er die ganze Gegend neu markieren müßte. Wahrscheinlich tat ihm, ebenso wie mir, diese erste Wärme nach dem Winter gut, die einen so recht froh werden läßt. Ich betrachtete die Berge rundum, von denen der Schnee blendete. Und ich sah sie plötzlich mit anderen Augen. Das heißt, ich nahm sie wieder wahr. Mit einem Mal waren sie nicht mehr nur die tägliche Kulisse, die eben da ist.

Das mag auch mit all den Erinnerungen zusammenhängen, die mir jetzt durch den Kopf gehen. Die Berge, das war ja unser Rückhalt. Ohne sie hätte es unseren Widerstand nicht gegeben. Dabei kamen mir ständig neue, zum Teil ganz unbedeutende Einzelheiten in den Sinn, drängten sich mir geradezu auf – und diese Rückschau tat mir gut. Ich merkte, daß ich mit einem Mal freier ausschritt. – Dazu muß ich sagen, daß sich mir der vergangene Winter schwer in die Knochen gehängt hat. Ich spürte ihn in all meinen alten Gliedern. – Das schien nun verflogen. Ich überlegte, ob das nicht auch die Erinnerungen bewirkten. Und fragte mich, ob der Plan, dies alles aufzuschreiben, auch einem Bedürfnis entsprungen ist, mich in jene Zeit zurückzuversetzen, als ich noch jung und rüstig war.

Wie auch immer, der Gedanke, du solltest einmal erfahren, was es heißt, gegen den Faschismus zu kämpfen, bleibt richtig. So sagte ich mir. Wenn ich zugleich damit mein Wohlbefinden hebe, gewissermaßen als Nebenprodukt, ist wohl nichts dagegen einzuwenden. Möglicherweise waren die Beschwerden, die mir dieser Winter bereitet hat, zu einem nicht unbeträchtlichen Teil auf das Sichgehenlassen des Alters zurückzuführen. Wenn ich mit meiner Arbeit da herauskomme, soll es nur gut sein.

Und als ich die Berge so vor mir sah, nahm ich mir vor, in diesem Jahr – sofern ich gesundheitlich in der Lage sein würde – noch einmal zum Igel hinaufzugehen. Igel, so hatten wir unser Partisanenlager genannt. Seit wir im Mai 1945 von dort endgültig ins Tal gezogen sind, und mit dem Zusammenbruch des Faschismus unsere Widerstandsgruppe auseinanderging, bin ich nicht mehr dort gewesen. Soviel ich weiß, ist auch keiner von den anderen mehr hinaufgegangen. Das Kapitel war für alle abgeschlossen. Es zog niemanden mehr hinauf. Nur der Karl war einmal oben, weil sich ein Historiker aus der Stadt für unsere Widerstandsgruppe interessierte, und unbedingt auch den Igel einmal gesehen haben wollte.

Doch war, wie ich dann nachträglich erfahren habe, der Unterstand im Lauf der Jahre schon längst zusammengebrochen, vermorscht und vermodert. Was auch

kein Wunder ist. Alles, was in der Zwischenzeit aber nicht verrottet war, muß noch so dagelegen sein, wie wir es zurückgelassen hatten, die Fläschchen mit Medizin, die wir aus dem Welser Gefängnis bekommen haben, das Gitter von der Herdstelle und sonst noch alles mögliche Graffel, das niemand mitgenommen hatte.

Als ich den Entschluß faßte, noch einmal zum Igel hinaufzusteigen, wurde mir wieder klar, was für uns seinerzeit der Frühling bedeutete. Oben konnten wir ja nicht überwintern, diese Zeit über mußten wir uns im Tal verstecken, ständig in Angst, bei irgendwelchen Suchaktionen der SS in die Hände zu fallen. Dann saß man da und grübelte, was man im entscheidenden Augenblick tun würde. Oftmals wurden wir vorgewarnt, daß sie am nächsten Tag kämen. So konnten wir noch rechtzeitig das Quartier wechseln. Doch war man vor Überraschungen nie gefeit. Deshalb war der Gedanke, man würde sich nicht kampflos ergeben, stets gegenwärtig. Möglichst viele mit in den Tod nehmen. In erster Linie aber wollten wir leben.

Das Frühjahr war dann die Zeit, wo man es gar nicht mehr erwarten konnte, wieder hinaufzukommen, mit den anderen zusammenzusein, Bewegungsfreiheit zu haben. Natürlich jagten sie uns auch in den Bergen, doch dort konnten wir operieren, hatten wir mehr Spielraum, fühlten wir uns nicht dauernd in die Enge getrieben. Und so wartete man sehnsüchtig, bis der Schnee so weit geschmolzen war, daß man wieder hinaufkonnte. Da wurde dieses Bedürfnis, frei ausschreiten zu können, übermächtig. So, wie ich es gestern verspürt habe. (...)

26. März

Der Winter ist mit voller Härte zurückgekehrt. So schön das Wetter vergangenen Mittwoch, dem Frühlingsanfang, war, so unfreundlich war es gestern. Ein Schneesturm peitschte um das Haus, daß man im wahrsten Sinn des Worts keinen Hund hinausschicken wollte. Axel stürmte zwar ein paar Mal ins Freie, wenn man ihm die Haustür öffnete, doch er zog sofort den Schwanz ein, wenn ihm der Eiswind um die Schnauze fuhr, verrichtete rasch sein Geschäft, um gleich wieder in die warme Stube zurückzukehren.

Weil auch ich keinen Fuß vor die Tür setzen wollte, machte ich es mir nach dem Mittagessen im Wohnzimmer auf dem Diwan gemütlich, deckte mich zu, um meine Knochen zu wärmen, und döste vor mich hin. Eigentlich hatte ich vorgehabt zu lesen, doch legte ich das Buch bald wieder beiseite, zuviele Erinnerungen gingen mir durch den Kopf. Immer neue Episoden tauchten auf, Episoden, die ich längst vergessen geglaubt, ja zu vergessen gehofft hatte. Mit einem Mal war da auch wieder jenes Bild, das mir selbst viele Jahre nach dem Krieg noch mitunter Alpträume bescherte.

Es muß im Spätherbst '44 gewesen sein. Ich war damals zusammen mit Georg vom Igel aus aufgebrochen, weil wir etwas holen sollten. Es kann auch sein, daß es darum ging, eine Nachricht zu überbringen. Jedenfalls führte uns der Weg am Offensee entlang. Ich kannte die Gegend ziemlich gut, doch kamen wir zu jener Zeit selten dorthin und kannten daher die Verhältnisse nicht. Wir hielten uns soweit es ging im Wald, sahen höchstens ab und zu den See durch die Bäume blitzen. Da kam plötzlich vom Wasser her ein Hilferuf. Wir eilten zur Waldgrenze und schauten über die Wiese, die sich bis zum Ufer hinunterzog. Und entdeckten rund hundert Meter im See drinnen einen Mann, der sich offenbar nur mehr mit Mühe über Wasser hielt. Er schwamm nicht mehr, sondern schlug nur mehr matt um sich.

Ohne lang zu überlegen, rannten wir über die Wiese zum Ufer. – Das war höchst gefährlich. Einerseits wußten wir nicht, wer der Mann war; war er allein, oder befanden sich noch andere in der Nähe. Andererseits mußten wir davon ausgehen, daß sich auch eine SS-Patrouille oder Leute vom Volkssturm in der Nähe aufhielten. Sie würden dann ebenfalls den Hilferuf gehört haben. Überdies war es nicht auszuschließen, daß man nur darauf wartete, ob dem Ertrinkenden jemand zu Hilfe kam. Wir wußten, daß die Nazi solche Vorfälle inszenierten, um Widerständler in ihr Schußfeld zu locken.

Doch wir beeilten uns, den Mann zu retten. Noch im Laufen zog Georg seine Jacke aus, schlüpfte aus Schuhen und Hose, stürzte sich ins kalte Wasser und schwamm auf den Ertrinkenden zu. Ich wartete am Ufer und blickte argwöhnisch um mich, suchte den Waldrand ab, ob sich dort etwas Verdächtiges regte. Denn erst jetzt wurde mir klar, in welcher Gefahr wir uns befanden. Ich stand da wie auf dem Präsentierteller. So hockte ich mich nieder, zog die Pistole aus dem Hosenbund und entsicherte sie.

Zwischendurch schaute ich auch wieder zu Georg, der den Mann, der unterdessen schon ruhig im See trieb, bald erreichte. Er packte ihn unter den Achseln und schwamm mit ihm zum Ufer. So sehr ich auch spähte, ich konnte nichts erkennen, was darauf hingedeutet hätte, daß sich noch jemand in der Nähe befand. Dennoch nahm ich nun auch noch Georgs Waffe, die neben seiner Hose im Gras lag, in die andere Hand.

Gleich darauf mußte ich jedoch beide Pistolen wieder weglegen, denn als Georg das Ufer erreichte, war er so erschöpft, daß ich ihn und den anderen aus dem See zerren mußte. Da lagen sie beide auf der Wiese und ich begann sofort, den Mann auszupumpen. Immer von neuem kam ein Schwall Wasser aus seinem Mund. Er gab jedoch keine Lebenszeichen von sich. Sein Gesicht war ganz fahl. Dennoch machte ich weiter, beherrscht von einem einzigen Gedanken: Wenn wir ihn schon aus dem See herausgeholt haben, dann muß er auch am Leben bleiben. Er durfte uns nicht jetzt noch sterben.

Georg erholte sich rasch und gemeinsam machten wir weiter. Das Wasser, das wir aus seinen Lungen preßten, schien kein Ende zu nehmen. Schließlich kam dicker Schleim. Da war ich schon so mitgenommen, daß ich mich selbst kurz ausrasten mußte. – Das gab mir Gelegenheit, meine Schuhe auszuziehen, die ich mir voll Wasser geschöpft hatte, als ich die beiden ans Ufer zog. Da war nämlich keine Zeit gewesen, sie auszuziehen.

Die Wiederbelebungsversuche hatten alle keinen Erfolg. Wir mußten aufgeben. Wir konnten nichts mehr für den Mann tun. „Er ist tot", sagte Georg schließlich, und die Endgültigkeit, die in diesen Worten lag, krampfte mir im wahrsten Sinn des Wortes das Herz zusammen. – Die Situation wurde auch für uns von Minute zu Minute gefährlicher. Eiligst brachen wir auf, um wieder den Schutz des Waldes zu erreichen.

Im Weggehen warf ich noch einen letzten Blick auf den Toten, und das war das Bild, das sich letztlich so tief in mein Gedächtnis grub: Das schmale, wächserne Gesicht, umrahmt von den nassen Haaren, wirr und nun zum Teil mit Schleim bedeckt, die leblosen Arme über der Brust gekreuzt. Nichts deutete darauf hin, wer der Mann gewesen war. Er trug keine Wehrmachtsmarke um den Hals. Bekleidet war er lediglich mit einem kragenlosen Hemd und einer Drillichhose. Damit hätte er auch ein Bauer oder Holzknecht aus der Gegend sein können.

Was hatte er im See gesucht? Die plausibelste Erklärung war, daß er geflüchtet war und über den See schwimmend zu entkommen suchte. Vor wem er floh, haben wir jedoch nie erfahren. Nirgends war jemals die Rede von dem Toten. Als ob es ihn nie gegeben hätte.

Schließlich setzten wir unseren Weg fort, Georg seine nasse Gattihose und sein Hemd zum Trocknen an den Rucksack gehängt, ich meine nassen Schuhe um den Hals. Es waren gute Schuhe gewesen, doch in der Folge blieben sie hart und drückten, so sehr ich sie auch immer wieder eingefettet habe. ■

Helmut RIZY ist Schriftsteller und Journalist

Medien und Bewußtsein

Leserbrief zum Schwerpunkt „Medienwirklichkeit" in »Weg und Ziel« 4/1994

Seit jeher war eine eingehende Analyse der politischen Funktionen der Medien als Herrschaftsinstrument des Kapitals fällig. Der Übergang von den Lesemedien zum Fernsehen war ein qualitativer Sprung in der Erzeugung und Verfestigung falschen Bewußtseins im Sinne der Medieninhaber. Ermöglichte das Lesen noch Unterbrechungen für Einschätzungen und gedankliche Verarbeitung, so ist der an den Bilderstrom gebundene Zuseher für eine distanzierte Reflexion psychisch weitgehend überfordert. Verschärft wird die Verwirrung und Ausschaltung eigenen Denkens durch künstliche Beschleunigung und Zerstückelung natürlicher Abläufe und durch die Illusion, „es jaselber gesehen zu haben". Somit sehen wir - im Sinne eines aktiven wahlbestimmten Sehens - im Fernsehen eigentlich nichts, es wird uns höchstens etwas gezeigt.

Wird vordergründige politische Meinung mittels Nachrichtensendungen, Tagesschau und aktuellen Berichten laufend geprägt und zugeschnitten, so werden grundsätzliche Haltungen vorwiegend durch Spielfilme und Serien geprägt und verfestigt. Liegt es nicht im Sinne einer bewußten Brutalisierung der Gesellschaft, wenn in einschlägigen Filmen Verbrecher und Polizei die gleichen Gewaltmethoden praktizieren? Der Ansicht, daß „Jugendliche, die viel lesen auch viel fernsehen" (und umgekehrt?) kann kaum gefolgt werden.

Der - wohl schon legendäre - bundesdeutsche Medienzar Axel Springer soll einmal geäußert haben: Der deutsche Bürger läßt sich medial alles vorsetzen, nur eines um Gottes Willem nicht: nämlich die Zumutung nachzudenken.

Nun drängt diese Erkenntnis zu Fragen, welche auch die Auseinandersetzung mit dem Bewußtseinsstand im täglichen Leben immer wieder stellt, welche in den besprochenen Beiträgen aber kaum angeschnitten werden:

Warum lehnen die Menschen - nicht nur mediales, sondern jegliches - Thematisieren ihrer eigenen gesellschaftlichen Grundlagen und notwendige Folgerungen so nachhaltig ab? Wieso induziert eine noch so sorgfältige Darlegung medialer Manipulationsmechanismen keine Forderung nach deren Beseitigung? Wenn wir mediale Inhalte richtigerweise als Waren erkennen und erklären, warum geht dann dieser Ramsch so reißend ab? Und warum verkauft sich die Aufarbeitung der eigenen gesellschaftlichen Misere samt Lösungsansätzen bei den sozial Betroffenen so schlecht? Warum identifiziert sich die große Mehrheit der Lohnabhängigen beim medialen Konsum - wie auch bei Wahlen - nicht mit der Gesellschaftsschicht, der sie real angehören, sondern mit jener, der sie angehören möchten? (...)

Die Verwirklichung des Brechtschen Anliegens: „Wie soll der, der seine Lage erkannt hat aufzuhalten sein..." scheitert nicht am Nichtwahrhaben-wollen.

Man könnte einwenden, zur Zeit der Herausbildung des Marxismus - auch noch zu Zeiten Lenins - gab es die modernen Massenbeeinflußungsmittel noch nicht, daher konnte damals auch noch keine Gegenstrategie entwickelt werden. Außerdem gehöre die ganze Thematik ohnehin nur zum „Überbau". Und die natürliche Entwicklung der Produktivkräfte und das fälschlicherweise als a priori gegeben vorausgesetzte Klassenbewußtsein der Arbeitenden garantiere - mehr oder weniger automatisch - eine positive Entwicklung der Gesellschaft. Die Begründer des Marxismus haben aber auch den Auftrag hinterlassen, alle neuen gesellschaftlichen und wissenschaftlichen Erscheinungen und Erkenntnisse zu analysieren und zu verwerten. Wäre es also nicht hoch an der Zeit, sich von der deklarativen Praxis in der Politik zu verabschieden und statt dessen die psychischen Grundlagen der Bewußtseinsbildung zu durchleuchten? Daß die Medien hier eine entscheidende Rolle spielen, ergibt sich dann zwangsläufig.

Einge zusammenfassende Überlegungen: „Verschütten" die Medien nur ein ursprünglich vorhandenes Klassenbewußtsein oder verfestigen sie naturgegebene Einstellungen? Schlagen hier nicht Komponenten der biologischen Natur des Menschen in seine gesellschaftliche Natur durch? Wo verläuft hier die Grenze bzw. welche Übergänge gibt es? Über die „urtümliche Schutzfunktion" von Vorurteilen, Egoismus und hierarchisch gelenktem Verhalten gibt es etliche Untersuchungen. Aber warum behalten die Menschen diese Einstellungen so hartnäckig bei - auf einem Entwicklungsniveau da diese „Schutzmechanismen" nicht mehr notwendig sind? Noch mehr - da diese erkannter- und eingestandenerweise sich gegen den Bestand der Menschheit und des Einzelnen wenden? Wenn in einem Medienprodukt Brutalität und Rassismus jeden Rahmen sprengen, wird von linken (und auch von bürgerlichen) Kritikern oft festgestellt, hier „werde an die niedrigsten Instinkte" appelliert. Freilich ohne zu fragen, woher diese niedrigen Instinkte kommen. Der monopolisierte Mißbrauch der Medien durch das kapitalistische System kann dafür nicht allein-verantwortlich gemacht werden. Denn auch in den realsozialistischen Ländern hat die jahrzehntelange Verfügung des Staates über die Medien - wenn auch mit wechselndem Geschick - Bewußtsein und Verhalten der Menschen in Humanistischem und fortschrittlichem Sinn nicht verändert.

Keinesfalls darf dieses Thema dem Biologismus überlassen werden. Würde sich »Weg und Ziel« schwerpunktmäßig damit befassen? Und bei dieser und auch anderer Gelegenheit seine Autoren zu einer verständlicheren Schreibweise verhalten? Denn selbst kompetenteste Inhalte einer marxistischen Zeitschrift bleiben wertlos, wenn sie für die Mehrheit der Adressaten nicht lesbar und verstehbar sind.

Ht

(Name der Redaktion bekannt)

Nation(alismus)

Leserbrief zu »Weg und Ziel« Nr. 5/1994, insb. zu Mario ANT, Die Nation als Spannungsfeld

Der Meinungspluralismus einer zu bekämpfenden Gesellschaftsordnung hat nicht in der theoretischen Zeitschrift der KPÖ verwirklicht zu werden! Das sympathische Plaudern über Gott und die Welt (resp. »Individualisierung. Entfremdung. Gewalt."), dessen Ton die Leserbriefschreiber aus ihrer Jungscharvergangenheit (nicht Ministrantenzeit; dort ging's doktrinärer zu) kennen, wird zwischendurch abgelöst vom dummen, sich wissenschaftlich gebenden (Hoch Literaturliste!) ANTikommunismus. Engels Sexismus vorzuwerfen, nur weil er noch nicht auf postmoderne Sprachkonstrukte à la »PublizistikstudentInnen« zurückgreifen konnte, ist eine postmoderne Sauerei. Nach Jahrhunderten Imperialismus glaubt man wohl nur im Super-Mario-Land auf die Vereinnahmung von patriotischem Freiheitswillen zum Zweck des Widerstands verzichten zu können.

Die Gralshüter des keimfreien europäischen Sozialismus werfen den letzten existierenden kommunistischen Parteien (PDS, Rifondazione) Nationalismus vor. In Österreich kanoniert die ANT' den Spatz. Der KPÖ sterben die Wähler nicht weg, sie laufen ihr weg. In allen Parteien und sämtlichen Ortsverbänden des Österreichischen Kameradschaftsbundes wird dem österreichischen Widerstand nämlich mehr Respekt gezollt.

Mit homöopathischem Gruß

Siegfried Mayr
Johann Schober
Hans Peter Meisznitzer
St. Johann im Pongau/Sbg.

Plattform gegen das Belastungspaket

Die Koalition von SPÖ und ÖVP hat als Regierungsprogramm bis zum Jahre 1998 ein Belastungspaket beschlossen, das die Einsparung von etwa 290 Milliarden Schilling vorsieht. Begründet wird dieses Programm unter anderem mit der angeblichen Notwendigkeit der Verminderung des Budgetdefizits und dem EU-Beitritt.
Damit ist klar: Die Regierung hat bei der EU-Abstimmung und im Nationalratswahlkampf gelogen. Durch das Belastungspaket ist vordergründig und eigentlich die Vorbereitung eines viel weitergehenden Sozialabbaus.

Unsozial

Betroffen von diesem Belastungspaket sind breite Schichten der Bevölkerung, vor allem die sozial Schwachen, zu denen in ihrer überwiegenden Mehrheit Frauen bzw. ImmigrantInnen zählen. Die Regierung argumentiert, dieses Belastungspaket sei notwendig, um den Sozialstaat auch für die Zukunft zu sichern. Tatsächlich bedeutet das Programm aber den weitgehenden Abbau sozialpolitischer Leistungen (Rücknahme des 8-Stundenarbeitstages, Reialeinkommensverluste im Öffentlichen Dienst, Einsparungen bei den Arbeitslosen- und NotstandshilfebezieherInnen, der Kinderbeihilfe und im Gesundheitswesen, Erhöhung des Pensionsalters, Verschlechterungen im Bildungsbereich usw.)

Ausländerfeindlich

Mit dem Belastungspaket werden Menschen ohne österreichische Staatsbürgerschaft, die ohnedies nur begrenzt an den Sozialleistungen teilhaben und zu einem großen Teil zu den sozial Benachteiligten gehören, noch weiter an den Rand gedrängt und von gesellschaftlicher Teilnahme ausgeschlossen.

Frauendiskriminierend

In allen Bereichen wird versucht, ein konservatives, sexistisches Frauenbild zu zementieren. Von Frauen erkämpfte Rechte sollen beseitigt und eine eigenständige Existenzgrundlage soll verunmöglicht werden. Dadurch sollen Frauen aus dem Berufsleben und in verstärkte Abhängigkeit von Ehemann, Familie, Sozialhilfe und Staat gedrängt werden.

Bildungsfeindlich

Die geplanten Einsparungen belasten die SchülerInnen (z. B.: größere Klassen, kürzere Schulstunden für den gleichen Lehrstoff) und die Lehrkräfte (z. B.: Erhöhung der Lehrverpflichtung, Entlassungen).

ArbeitnehmerInnen- und BeamtInnenfeindlich

Im Belastungspaket enthalten ist auch die Absicht, die Tages- und Wochenarbeitszeit zu verlängern, um deamit den UnternehmerInnen Überstundenzuschläge zu ersparen. Im Gegensatz zu einer generellen Arbeitszeitverkürzung bringt das keine neuen Arbeitsplätze und wirkt sich zudem nachteilig auf die Einkommen aus. Die geplante Erweiterung der Ladenöffnungszeiten betifft insbesondere Frauen.
Die Einsparungen bei den BeamtInnen, Bedienstete bei der Müllabfuhr, das heißt eine massive Einschränkung bei den kommunalen Leistungen.

Weitere Belastungen sind absehbar

Das Belastungspaket bringt Einkommensverluste von über 25% für Menschen mit niedrigem Einkommen. In erster Linie sind davon Frauen betroffen. Die Besserverdienenden und Vermögenden würden im Gegensatz dazu nicht belastet. Damit wäre nicht nur für Viele der Weg in die Armut vorgezeichnet, sondern auch die Basis für weitere Sparmaßnahmen gelegt.
Das Koalitionsabkommen trifft auch die Länder und Gemeinden sehr stark, weil der Bund wichtige Aufgaben an diese Gebietskörperschaften abschiebt, und zusätzlich die Zuteilung von Finanzmitteln einschränkt. Zusätzliche Belastungen für die Bevölkerung sind absehbar.

Gemeinsam gegen Sozialabbau!

Das Geld zur Finanzierung eines solidarischen Sozialsystems ist grundsätzlich vorhanden. Der gesellschaftlich geschaffene Reichtum wird jedoch zunehmend ungleich verteilt, davon zeugen 28.000 Millionäre und bis zu 1,5 Millionen ÖsterreicherInnen, die in Armut leben. Es geht darum, eine Umverteilung von oben nach unten durchzusetzen und nicht den umgekehrten Weg zu beschreiten, wie es die große Koalition tut.
Es gibt auch die Möglichkeit, bei überflüssigen Ausgaben zu sparen, z. B.: bei den Kosten für Lenkwaffen und Radpanzern

Wir fordern:

- Erhöhung des Spitzensteuersatzes
- Wiedereinführung der Vermögenssteuer
- Solidaritätsbeitrag bei Einkommen über ÖS 50.000,- brutto monatlich, das betrifft ca. 200.000 Personen
- Eintreibung von Steuerschulden

Weg mit dem Belastungspaket

Nicht mit uns Frauen

**Spart dort,
wo es was
zu holen gibt!**

KPÖ
FRAUEN

Information und Materialien bei Heidi Ambrosch,
KPÖ Frauenreferat, Tel.: 0222/21742-690

Ein Ersuchen des Verlags an den Briefträger:
Falls Sie diese Zeitschrift nicht zustellen können, teilen Sie uns bitte hier den Grund und gegebenenfalls die neue oder richtige Adresse mit.

_____

_____

Straße/Gasse Hausnummer/Stiege/Stock/Tür

_____

Postleitzahl Ort

Besten Dank

P.b.b. Erscheinungsort Wien, Verlagspostamt 1020 Wien